This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

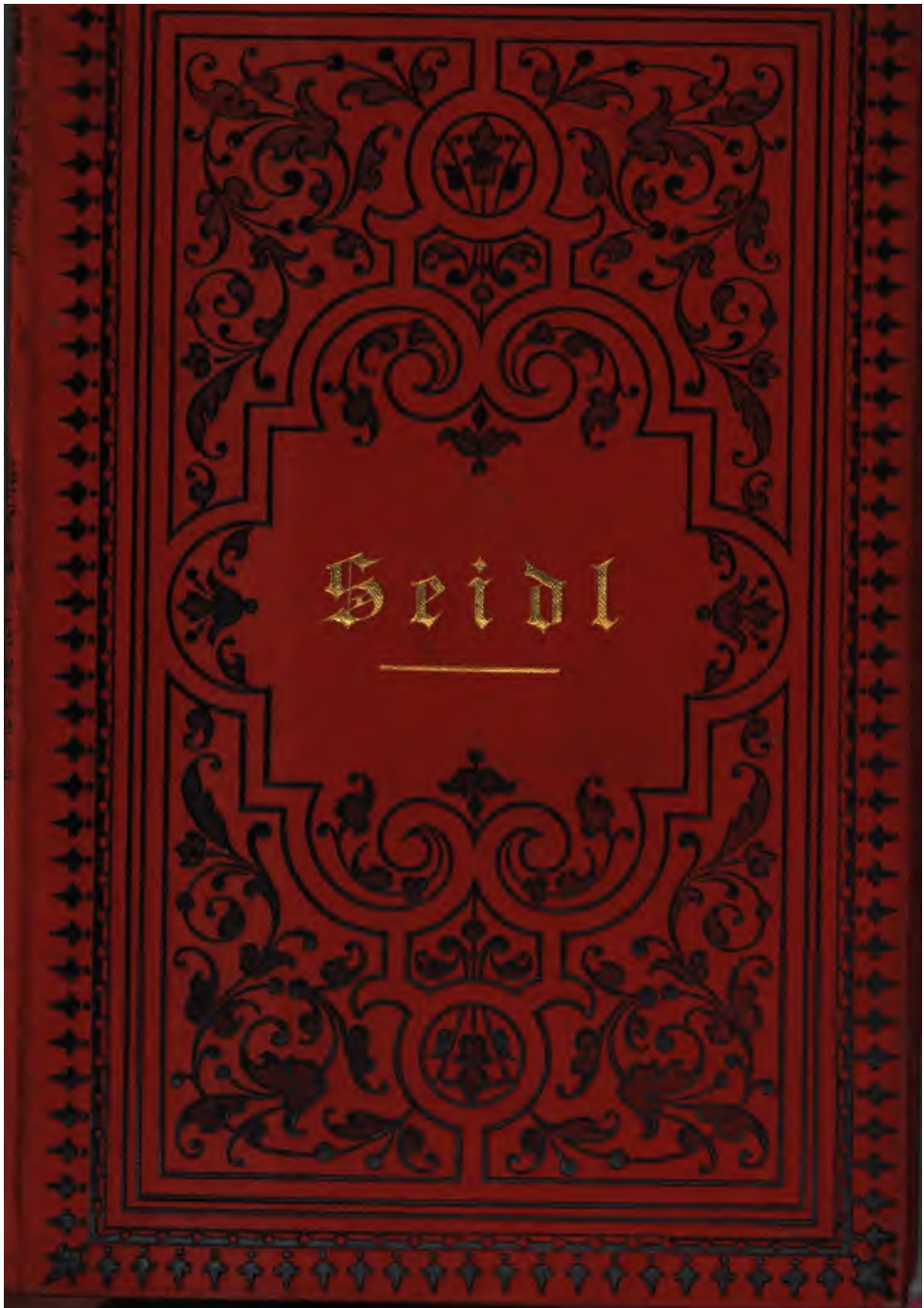
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Heidl

HANDLUNG & ANTIQUARIAT
zeile 2 WIEN I. Wollzeile 2

Joh. Gabr. Seidl's
gesammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

Julius von der Traun.

Herausgegeben von

Hans Max.

Fünfter Band.

Oesterreichische Volkshymne. — Des Gabriel Faërnus Fabeln. — Aus dem dichterischen Nachlasse. — Novellen und Erzählungen.

Wien, 1880.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

PT2516
S9
1877
v. 5

Vorwort.

Die Freunde unseres Dichters mögen den vorliegenden fünften Band seiner gesammelten Schriften mit gleichem Wolwollen entgegennehmen, wie die früher erschienenen Bände, wenngleich der Inhalt des gegenwärtigen der strengen chronologischen Ordnung entbehrt und bunt gemengt erscheint; allein es war schlechterdings nicht möglich, das Materiale, welches mir theilweise erst nach dem Erscheinen der früheren Bände zugekommen war, anders zu gruppiren.

Im Besondern bietet der Inhalt des neuen Bandes zu den folgenden erläuternden und einleitenden Bemerkungen Anlaß:

I. Oesterreichische Volkshymne.

Das erhöhete und veredelte Nationalgefühl findet — nebst andern Arten der Kundgebung — mit Rücksicht auf Sitten und Gebräuche, im Volksliede, mit Beziehung auf die Landesangehörigkeit und das angestammte Herrscherhaus, in der Volkshymne den entsprechenden Ausdruck.

Das Bedürfniß nach einem solchen Ausdrucke in der Volkshymne machte sich auch in Deutschland geltend; doch, statt in

die eigene Bruſt zu greifen, wandte man ſich ans Ausland — an England und verpflanzte das engliſche: „God save the king“ mit den Worten des Dichters Harries nach Deutſchland.

Deutſch-Oeſterreich zunächſt hat den Ruhm, für ſein Nationalgefühl den urſprünglichen und rechten Ausdruck in Wort und Ton gefunden zu haben. Es verdankt dieſe That ſeinem unvergleichlichen Joſef Haydn (geboren zu Rohrau in Nieder-Oeſterreich am 31. März 1732, geſtorben zu Wien am 31. Mai 1809), der, begeiſtert von der eben erwähnten engliſchen Volkshymne, nach ſeiner Rückkehr aus England, den unwiderſtehlichen Drang in ſich fühlte, ſeinem lieben Oeſterreich auch ein Lied zu ſchaffen, das in urſprünglichen Worten und Tönen dem patriotiſchen Gefühle warmen und wahren Ausdruck geben ſollte.

Haydn verband ſich mit dem öſterreichiſchen Dichter Lorenz Leopold Haſchka (geboren zu Wien am 1. September 1749, geſtorben am 3. Auguſt 1827), der den Text ſchrieb.

Die Volkshymne, die Frucht dieſer glücklichen Verbindung, erklang zum erſten Male am 12. Februar 1797, am Geburtstage weiland Kaiſer Franz, zur Zeit, wo ſich Oeſterreich in großer Kriegsgefahr und arger Bedrängniß befand, und hatte die Stimmung und den Charakter des Volkes ſo glücklich getroffen, daß die Hymne, kaum erklungen, im Herzen jedes treuen und warmfühlenden Oeſterreichers auch ſchon eingebürgert war.

Die Melodie zur öſterreichiſchen Volkshymne, welche ſelbſt ihren Urheber Haydn begeiſterte,*) behielt Dauer im Wechſel des Textes. Denn nach der Thronbeſteigung Seiner Majeſtät des

*) „Ich ſpiele dieſes Lied an jedem Morgen, und oft habe ich Troſt und Erhebung daraus gewonnen in den Tagen der Unruhe.“ Dies ſind Haydn's eigene Worte.

Kaisers Ferdinand kam ein auf den Namen dieses Monarchen lautender Text, von Karl von Holtei, in Gebrauch, welcher alsbald von einem, von dem österreichischen Dichter Jos. Christ. Freiherrn von Zedlitz verfaßten, verdrängt wurde. Diese Dichtung erhielt sich bis zur Thronentsagung Kaiser Ferdinands — durch ein volles Jahrzehend, und wurde fast in alle Landessprachen Oesterreichs übersetzt.

Seit der Thronbesteigung Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. wurden von mehreren Dichtern Versuche gemacht, zur Haydn'schen Melodie einen neuen, auf die damaligen Verhältnisse passenden Text zu liefern, wodurch gleichwol beim Gesange Unsicherheit und Schwanken erfolgten.

Das Bedürfniß nach stetiger Gleichförmigkeit des Ausdruckes, — somit nach einer Kaiserhymne, die, weil dem allgemeinen patriotischen Gefühle das rechte Wort leihend, zu einem wahren und echten Volksliede werden könnte, stellte sich immer dringender heraus. Demzufolge erbat sich im Jahre 1853 der k. k. Minister des Innern, Alex. Freiherr von Bach, von Seiner Majestät dem Kaiser die allerhöchste Genehmigung eines unveränderlich authentischen Textes zu der mit dem Herzen der Nation verwachsenen Haydn'schen Melodie. Es wurden mehrere namhafte österreichische Dichter eingeladen, zu diesem Zwecke ihr Talent zu erproben.

Das Glück war unserem Dichter, Joh. Gabr. Seidl (geboren zu Wien, am 21. Juni 1804, gestorben daselbst am 18. Juli 1875) hold: denn Seine Majestät der Kaiser hat mit allerhöchstem Handbillet vom 27. März 1854 aus mehreren, sehr schätzbaren Dichtungen, jene Seidl's als die dem bezeichneten

Zwecke entsprechendste zu wählen und für die Volkshymne als authentischen Text festzustellen geruht.*)

Wer sich eingehender über die Genesis der österreichischen Volkshymne unterrichten will, den verweise ich auf die folgenden Schriften, welchen ich das Vorstehende entlehnte, und zwar:

Schmid, Ant., „Joseph Haydn und Niccolò Zingarelli" ꝛc. ꝛc. Wien. P. Rohrmann. 1847.

Wedel, Gottschalk, in „Neue Zeitschrift für Musik". XVI. Bd. Nr. 39 und 40.

Austria, österreichischer Universal-Kalender. Jahrgang 1847. S. 262—268.

Das „Gott erhalte". Entstehungsgeschichte und Erklärung der österreichischen Volkshymne. Im vierten Hefte der „Abendstunden". Zwanglose Hefte zur Belehrung und Erheiterung. Wien, Prandl und Meyer. 1854.

Schließlich erlaube ich mir noch zwei Zusatzstrophen, beziehungsweise Varianten, beizufügen, welche sich speciell auf das jetzt regierende Kaiserpaar beziehen, und sich in dem handschriftlichen Nachlasse Seidl's vorfanden. Sie lauten:

Gott erhalte, Gott beschütze
Unf're gute Kaiserin,
Segnend leit', als treue Stütze
Liebe Sie durchs Leben hin.
In des Kaisers Lorbeer'n flechte
Sie der Freude Rosen ein;
Oestreichs ganzem Frauengeschlechte
Möge Sie ein Vorbild sein!

---

*) Siehe: „Wiener Zeitung" (Hauptblatt) Nr. 85. vom 9. April 1854.

Kraft mit Milde, treu verbunden,
Gab der Lieb' ein theu'res Pfand:
Mög' auf ihm zu allen Stunden
Schirmend ruhen Gottes Hand!
Was als Glück zu höchst gepriesen
Werd' ihm nun und stets zu Theil:
Heil Franz Joseph, Heil Elisen,
Habsburgs jüngster Blüte Heil!

II. „Gabrielis Faërni Fabulae. Des Gabriel Faërnus Fabeln. Metrisch verdeutscht, und mit biographischen und bibliographischen Einleitungen versehen von Johann Gabriel Seidl, Professor am k. k. Gymnasium zu Cilli. — Grätz. 1831. kl. 8°. Verlag von Damian und Sorge."

Also lautet der vollständige Titel des Buches, das zugleich an der Seite mit dem lateinischen Originaltext versehen und mit einem lateinischen Gedichte Seidl's dem Andreas Josef Freiherrn von Stifft, Doctor der Philosophie und Medicin, Seiner Majestät des Kaisers Leibarzt ꝛc. ꝛc., gewidmet ist.

Mit Rücksicht auf die möglichst treue, dabei zugleich kunstvolle metrische Uebertragung, welche durch Seidl — soweit ich zu eruiren vermochte — hier zum ersten Male versucht wurde, dürfte die Aufnahme derselben in seine gesammelten Schriften gerechtfertigt erscheinen.

III. „Aus dem dichterischen Nachlasse: Lyrisches und Epigrammatisches (1848—1874).

Diese Gedichte Seidl's kamen mir erst nachträglich, nachdem die ersten drei Bände der gesammelten Schriften bereits erschienen waren, durch die Gefälligkeit seiner Tochter, Wilhelmine, verehelichte Funke, zu. Sie befanden sich in einem Packete unter Briefen und poetischen Entwürfen. Die „französischen

Volkslieder" und die Gedichte: „Ein belauschtes Paar", „Abgeschlossenheit" und „Winternacht" ꝛc. trugen von der Hand Seidl's die Bezeichnung: „nicht benützt". — Die Epigramme, die bis zum Jahre 1874, also bis ein Jahr vor seinem Tode reichen, sind sämmtlich auf fliegenden Blättern in 8^0, 12^0 oder 16^0, — wie man es der Schrift ansieht, — leicht hingeworfen. Einige derselben zeugen von kaustischem Witze und flüchtiger Verbitterung des Dichters, der sich, gleich unserem Grillparzer, im vorgerückten Alter auf diese Weise Luft machte.

IV. „Novellen und Erzählungen (1828—1871). Erste Abtheilung.

Diese Prosa-Dichtungen Seidl's, ursprünglich in verschiedenen in- und ausländischen Zeitschriften, Taschenbüchern und Almanachen erschienen, bilden hier eine Blumenlese aus den nachbenannten Collectiv-Ausgaben, und zwar:

Erzählungen. Wien. J. P. Sollinger. 1828.

Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen. Grätz. J. A. Kienreich. 1836. (Der Frau Louise Gräfin von Attems, geborenen Gräfin d'Inzaghi, gewidmet.)

Pentameron. Wien und Leipzig. 1843. Tauer und Sohn.

Episoden aus dem Romane des Lebens. Wien. Tendler und Schäfer. 1839.

Novelletten. Wien. J. P. Sollinger. 1839. (Mathias Constantin Grafen von Wickenburg, Gouverneur der Steiermark, gewidmet.)

Wien, im October 1879.

H. M.

I.

Oesterreichische Volkshymne.

Nach der Melodie von Haydn.

Durch Allerhöchstes Handbillet Sr. k. k. Apostol. Majestät

vom 27. März 1854

als authentisch erklärter Text.

Gott erhalte, Gott beſchütze
Unſern Kaiſer, unſer Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' Er uns mit weiſer Hand!
Laßt uns ſeiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind:
Innig bleibt mit Habsburg Throne
Oeſterreichs Geſchick vereint.

Fromm und bieder, wahr und offen
Laßt für Recht und Pflicht uns ſteh'n,
Laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen
Muthvoll in den Kampf uns geh'n!
Eingedenk der Lorbeerreiſer,
Die das Heer ſo oft ſich wand, —
Gut und Blut für unſern Kaiſer,
Gut und Blut für's Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geſchaffen,
Schütze treu des Kriegers Kraft;
Mit des Geiſtes heit'ren Waffen
Siege Kunſt und Wiſſenſchaft!
Segen ſei dem Land beſchieden,
Und ſein Ruhm dem Segen gleich:
Gottes Sonne ſtrahl' in Frieden
Auf ein glücklich Oeſterreich!

Laßt uns fest zusammenhalten:
In der Eintracht liegt die Macht;
Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht.
Laßt uns Eins durch Brüderbande
Gleichem Ziel entgegengeh'n;
Heil dem Kaiser, Heil dem Lande:
Oesterreich wird ewig steh'n!

An des Kaisers Seite waltet, *)
Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,
Reich an Reiz, der nie veraltet,
Uns're holde Kaiserin.
Was als Glück zu höchst gepriesen,
Ström' auf Sie der Himmel aus:
Heil Franz Joseph, Heil Elisen,
Segen Habsburgs ganzem Haus!

*) Zusatzstrophe zum authentischen Texte der Volkshymne mit Beziehung auf die Vermählung Seiner k. k. Apostolischen Majestät.

II.

Des Gabriel Faërnus Fabeln.

Metriſch verdeutſcht.

In der Fabel leichtem Kleide
Tritt die Wahrheit freundlich ein.
Gutes bringt sie, wenn nicht Neues:
Laßt sie d'rum willkommen sein.

Vorwort des Ueberſetzers.

Wer mit einer Ueberſetzung auftritt, hat ſich, wenn er auch kein Heyne'ſches Forum vorausſetzt, vor welchem Alles, was Ueberſetzung heißt, verdammt wird, dennoch über drei Punkte vor der Leſewelt auszuweiſen: 1. warum? 2. wie? und 3. für wen er überſetzt habe?

1. Warum? Dieſe Frage zerfällt in zwei Nebenfragen: War eine Ueberſetzung nöthig? War der Schriftſteller einer Ueberſetzung werth?

War alſo eine Ueberſetzung des Faërnus nöthig? Faërnus iſt wenig bekannt, und verdient doch eben ſo gut, es zu ſein, als Phädrus, deſſen Fabeln faſt um dreißig Jahre ſpäter aus dem Manuſcriptenſtaube modernder Bibliotheken an das Licht lebendiger Wirkſamkeit gezogen wurden. Durch eine Ueberſetzung gewinnt aber ein nützliches Werk, wie des Faërnus Fabeln gewiß ſind, an Bekanntheit, Verbreitung, Zugänglichkeit und Gelegenheit, das zu werden, was ſein Verfaſſer beabſichtigte, wenn er es gleich, wie unſer Fabeldichter, nicht erlebte. Dieſe Ueberſetzung iſt noch dazu metriſch, mithin wohlgefälliger, haftender, wirkſamer; ſie iſt möglichſt treu, mithin grammatiſch nützlicher, zweckdienlicher. Ferner iſt ja Alles, was für Ueberſetzungen

überhaupt spricht, auch ein Grund der Rechtfertigung für das Erscheinen dieser.

Ist aber Faërnus einer Uebersetzung auch werth? Allerdings. Der Eindruck, dessen gute Fabeln nie verfehlen werden, der Schatz gediegener Lebenserfahrung, gedrängter Spruchweisheit, treffender Charakteristik machen in moralischer Hinsicht, das elegante Latein, die Glätte des Verses, die feinnüancirte Darstellung, die Neuheit in den Wendungen, der geschickte Vortrag des Alten, und der interessante Wechsel von eigentlicher Fabel, Parabel, Apolog, Paramythie, Satyre ꝛc. in grammatischer und ästhetischer Hinsicht, ihn einer Uebersetzung vollkommen würdig.

2. Wie? Treu so viel, um deutsch, deutsch, so viel um treu zu sein. Statt des lateinischen Trimeters, der im Deutschen, mit wechselnder Cäsur, dem Kothurn allein zusagen dürfte, wählte ich den fünffüßigen Jambus mit wechselnden Ausgängen, weil er dem Erzählstyle (pedester et medius) am angemessensten ist. Ihm blieb ich selbst bei jenen Fabeln treu, wo Faërnus den Hinkler (Scazon)*) und den Eilfsylbler (Hendecasyllabus)**) anwandte, weil der erstere im Deutschen wirklich zu hinken scheint, der andere durch den gar zu eintönigen Fall des Trochäus und Daktylus schleppend wird. Den fünfzehnsylbigen Trochäus, (tetrameter catalecticus, quadratus, septenarius) den Hexameter und die obenmäßigen Verschlingungen ungleichsylbiger Jamben behielt ich bei.

3. Für wen? Für jedes Geschlecht, jedes Alter, jeden Stand. Moral in ansprechendem Kleide, fließe sie aus was immer für einer Quelle, wird Niemands Magen verderben. Möchte mein Wunsch, diesen auf deutschen Grund und Boden

*) B. I. F. 8; B. II. F. 8, 12, 17; B. III. F. 1, 6, 12; B. IV. F. 6, 15, 18; B. V. F. 12.

**) B. III. F. 9.

geleiteten Fluß geistreicher Lehre vertheilt zu wissen in recht viele Mühlen, wo man junges Gefühl- und Verstandeskorn schrotet, bald in Erfüllung gehen. Für Schüler, welche des Urtextes mächtig sind (und das dürften wol bereits die Schüler der unteren Grammatikalclassen sein), wird diese Uebersetzung gewiß auch dienlich sein, wenn sie dieselbe benützen, um die grammatisch entwickelten Bedeutungen und Begriffe im geregelten Zusammenhange zu erfassen und durch den ohrgerechten Fall des Verses sich tiefer einzuprägen. Auch dürfte gerade der Umstand, daß Faërnus viele Stoffe mit Phädrus, Aphthonius, Babrias, Avienus, Anonymus, Christ, Desbillon ꝛc. gemein hat, zu interessanten Vergleichen und Beurtheilungen Anlaß geben.

Ungeachtet ich ein abgesagter Feind aller Schulausgaben bin, welche mehr Faullenzer als Hilfsbücher sind, ließ ich mich dennoch bereden, die Urschrift der Uebersetzung gradüber beizufügen, indem es Manchen Mühe kosten dürfte, sich dieselbe zu verschaffen. Welche Ausgaben zu Grunde gelegt worden seien, weist die nachfolgende bibliographische Uebersicht aus. Den rechten Gebrauch einer solchen Zusammenstellung des Originales mit der Verdeutschung wird jeder kundige Schulmann seinen Schülern ohnedies anzugeben wissen; auch ist ja bei einem Poeten, der vorerst grammatisch wörtlich exponirt werden muß, der Mißbrauch um so leichter zu vermeiden.

Cilli, in Untersteier, am ersten Tage des Weinmondes 1830.

Ueber Gabriel Faërnus.

Gabriel Faërnus (o), im erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts zu Cremona geboren, erwarb ſich durch den glücklichen Eifer, mit welchem er ſich auf die claſſiſche Literatur verlegte, die Achtung und Freundſchaft des Cardinales Giovanni Angelo Medicis, nachmaligen Papſtes Pius IV., und in der Folge des Cardinales Carl Borromäus, Erzbiſchofes von Mailand und Neffen des Papſtes, welchen die Kirche unter dem Namen des Heiligen Carl in die Zahl ihrer Heiligen aufnahm. Er war in den Geiſt der lateiniſchen Sprache ſo tief eingedrungen, daß er es wagen durfte, die Textreinigung und Handſchriftenvergleichung der altrömiſchen Schriftſteller auf ſich zu nehmen, und ſeinen Bemühungen verdanken wir eine verbeſſerte Ausgabe des Terenz (Terentii comoediae, ex vetustissimis libris et versuum ratione a Gabriele Faërno emendatae. Florentiae. 1565. 8.), und einiger Reden des Cicero (Ciceronis orationes Philippicae, pro Fontejo, pro Flacco et in Pisonem a Gab. Faërno emendatae e Manuscripto Vaticano, cum ejus Scholiis. Romae 1563. 8.). Auch kleinere lateiniſche Gedichte beſitzen wir von ihm. (In Lutheranos, Sectam germanicam; ad Homobonum Hoffredum, medicum Cremo-

nensem; in Maledicum etc.) Ghilini, der in seinem Teatro d'huomini Letterati. tom. 2. p. 100 von ihm spricht, nennt ihn auch in der griechischen Sprache bewandert; hierin widerspricht ihm jedoch Muretus so sehr, daß er ihn derselben völlig unkundig heißt. Beiläufig um das Jahr 1530 forderte ihn der Papst auf, die besten Fabelstoffe der Alten in ein entsprechendes, metrisches Gewand einzukleiden, welche aber erst vier Jahr nach seinem frühen Tode (zu Rom, am 17. November 1561) auf Befehl des Papstes herausgegeben, mit von Tizian (?) gut gezeichneten, aber schlecht gestochenen Kupfern ausgeschmückt, vom Herausgeber, Sylvius Antonianus, dem Cardinal Carl Borromäus gewidmet und mit ungemeinem Beifall aufgenommen wurden. Wegen des späteren Erscheinens der Fabeln des Phädrus wollten Einige den Faërnus eines Plagiats beschuldigen, gegen welchen Vorwurf ihn Lagomarsini (V. Parthenii comm. de vita Lagomarsini. Venet. 1801. 8. p. 69 et 221) vertheidigte. Vielfach copirt und nachgeahmt, von La Fontaine benützt, in der Schweizerschen Fabellese theilweise übersetzt, und in Frankreich als erste Lectüre für den Schulunterricht in der lateinischen Sprache bestimmt, verdient er es wol ganz und vollständig vor ein größeres Publicum gebracht zu werden.

Bemerkenswerthe Ausgaben der Fabeln des Gabriel Faërnus.

1564. Fabulae Centum ex antiquis auctoribus delectae et a Gabriele Faërno Cremonensi carminibus explicatae (a Sylvio Antoniano editae). Romae, Vicentius Luchinus excudebat. 4. (Erste, seltene, mit Kupf. gezierte Ausgabe.)

1567. 1573. 1585. 1600. Eaedem Fabulae. Antverpiae ex officina Christoph. Plantini. 12. c. fig. ligneis. (Sämmtlich getreue Abdrücke der ersten Ausgabe, mit der Metaphrase von 25 Fabeln vermehrt.)

1619. Eaedem Fabulae. Lipsiae. 8. (Als Anhang: des Avienus und Babrias Fabeln enthaltend.)

1682. Eaedem Fabulae. Londini, impensis H. Brome. 8. parvo. (Eine uncorrecte Ausgabe.)

1682. Eaedem Fabulae. Bruxellis, Franc. Foppens. 8. fig. (Eine geschmackvolle, mit den Sinnsprüchen verschiedener Philosophen vermehrte Auflage.)

1697. Eaedem Fabulae, sub hoc titulo: Phaedrus alter seu Gab. Faërni Cremonensis Fabulae ex Aesopo, aliisque priscis auctoribus, Pii IV. Pont. Max. hortatu scriptae, et jussu editae, anno 1564, nunc primum in Gallia, novoque ordine prodeunt, ad usum scholarum accomodatae (cura Mayoli). Parisiis, apud Viduam Thiboust et Aug. Le Guerrier. 12. (Mit nicht immer glücklichen Textveränderungen; eine zum Gebrauche der Schulen oft aber mitunter höchst nachlässig wiederholte Ausgabe.)

1718. Eaedem Fabulae. Patavii apud Jos. Cominum. 4. (Eine, mit Faërnus' übrigen Schriften, dem Zeugnisse berühmter Männer und Gedichten an den Verfasser vermehrte Ausgabe, von welcher nur 300 Exemplare abgezogen wurden.)

1730. (Dieselbe Ausgabe mit Zusätzen wiederholt.)

1736. Eaedem Fabulae. Lateinisch und italienisch von Gi. Christoph, Trombelli. Ven. 8.

1741. Eaedem Fabulae. Englisch und französisch. Londini. 8. 2 Bde.

1743. Eaedem Fabulae Centum. (lat.) c. gallica versione C. Pernault. London. 4. m. K. K. (Schön, aber uncorrect.)

1744. Eaedem Fabulae etc. Venetiis, apud Thomam Bettinelli. 1744. 8. (Nachlässig.)

1793. Eaedem Fabulae Centum et ejusdem carmina varia (cura Ant. Agst. Renouard). Parmae, Bodoni. 4. (Schön und correct. Nach dem Contracte sollten für Renouard 100 und für Bodoni 10 Exemplare abgezogen werden, aber Letzterer zog für sich so viele ab, daß es vielleicht 300 bis 400 Exemplare [darunter eines auf Pergament] gibt.)

1798. Eaedem Fabulae. Edid. Fr. Boysen. Lipsiae. 8.

1802. Eaedem Fabulae centum, notis illustratae, nec non, partim interjecta versibus interpretatione gallica, accomodatae in

gratiam tyronum, qui Phaedri fabulas interpretaturi sunt et ad usum Lycaeorum, studio et opera J. S. J. F. Boinvilliers. Parisiis. Aug. Delalain. Anno reipublicae undecimo. 8. (Dieſe wohlgeordnete, deutlich gedruckte, dem Papſte Pius VII. gewidmete Ausgabe liegt nebſt der unten zuletzt bemerkten, der gegenwärtigen Ueberſetzung zu Grunde.)

1805. Eaedem Fabulae. (Franzöſiſche Ueberſetzung.) Paris. 4. m. K. K.

1826. Eaedem Fabulae centum, c. adnotatione Joanis Hermani Kroon etc. Lugduni Batavorum, apud Luchtmans.

1826. Gabrielis Faërni fabulae (als Zugabe zu Phädrus) accurate edidit ictibusque metricis instruxit C. H. Weise. Lipsiae. (Tauchnitz). (Aus dem zweiten Anhange dieſer Ausgabe (Fabulae XXX e manuscripto Bibliothecae R. Neapolitanae Codice) ſind einige unzweckmäßigere Fabeln des Faërnus, durch die Nummern 14, 15, 16, 17 und 20 im B. V. erſetzt worden.)

Des Faërnus Fabeln.

Erſtes Buch.

Der weiſe Maulwurf.

Der Eſel klagte, daß er ohne Horn,
Der Affe, daß er ohne Schwanz; ein Maulwurf
Vernahm's und ſprach: „Wie könnt ihr euch beklagen,
„Sobald ihr, ach, auf meine Blindheit ſeht!?“ —

Erwägſt du And'rer trauriges Geſchick,
Mit größ'rem Gleichmuth trägſt du dann das eig'ne.

Die beiden Hunde.

Ein Hund blieb, wann es regnete, daheim,
Und ſetzte keinen Fuß vor's Haus. Befragt
Von ſeinem Hausgeſpann: „warum er dies
„Denn thue?“ ſprach er: „Einſt von heißem Waſſer
„Begoſſen, fürcht' ich auch das kalte nun!“

Den Guten ſcheut, wer einſt vom Böſen litt.

Der Wäſcher und der Köhler.

Einen Wäſcher erſucht' inſtändigſt einmal ein Köhler,
Daß er lebe mit ihm und wohn' in dem nämlichen Hauſe.
„Wie", ſprach jener, „bei ſo ungleicher Art des Erwerbes,
„Kann ich wohnen mit dir? — Denn, was ich ſelber vom Schmutze
„Weiß gemacht, wirſt wieder du ſchwarz mit Ruße mir färben!"

Meide Gemeinſchaft alſo mit dir unähnlichen Geiſtern.

Die Krähe und die Schwalbe.

Als über Schönheit und des Körpers Reiz
Die Schwalb' einſt und die Krähe ſtritten, ſchlug,
Nach langem Hin- und Widerreden, dieſe
Die Feindin ſo: „Wie viel denn gilt zuletzt
„Auch deine Schönheit, die im früh'ſten Sommer
„Nur blüht, vor meiner, die auch blüht im Winter?"

Ein dauernd' Gut iſt flücht'gem vorzuzieh'n!

Die Schnecken.

Schnecken auf Kohlen gestellt, kocht' aufmerksam und besorglich
Eines Ackerers Sohn, mit rings geschüretem Feuer.
Jene schwer von Naß, und durch Saft abwehrend die Hitze,
Gaben heisere Klage von sich, mit leisem Geknister.
Lächelnd hört' es der Knab' und sprach: „Ihr thörichten Thiere!
„Jetzo singt ihr, wo eure Häuser erglüh'n in den Flammen!"

Was geschieht zur unpassenden Zeit, wird übel geheißen.

Der Fuchs und die Traube.

Trauben an ragendem Weinstock' sah ein hungernder Fuchs einst
Hangen, und da er durch keine Kunst sie zu haschen vermochte,
Noch auf den Beinen so sehr, noch im fügsamen Sprung' sich zu heben,
Stand er denn ab und tröstete so sich selber, entweichend:
„Unreif noch ist die Traub' und widerlich herben Geschmackes".

So sind die Menschen gewöhnt, wenn etwa vom schlimmen Erfolge
Blieb ihr Wunsch, ganz fern von diesem scheinen zu wollen.

Der Fuchs und die Maske.

Eines Mimen Stube betrat ein Fuchs, und im Eifer
Muſtert' er rings, neugierig, die einzelnen Stücke der Scene;
Eine Mask' auch fand er, ein Bild liebreichen Geſichtes,
Und in die Hand ſie nehmend, mit Geiſt und Aug' ſie betrachtend,
Rief er: „O welch' ein herrliches Haupt, welch' würdiges Antlitz!
„Aber beraubt der Vernunft, unſchön, bei mangelndem Hirne!"

Garſtig iſt Zier der Geſtalt, mit der nicht Weisheit vereint iſt.

Die Henne und die Schwalbe.

Die Henne ſtieß auf Schlangeneier, hegte
Sie ſorgſam treu, und brütete ſie aus.
Die Schwalbe, die gerad vorüberflog,
Bemerkte das und rief: „Warum, du Thörin,
„Ernährſt du Weſen, die, erwachſen einſt,
„Dich und dein Haupt zu Schaden bringen werden?"

Wer Böſen fort hilft, bringt ſich ſelbſt zum Fall'.

Der Esel mit dem Götterbilde.

Ein Esel trug ein silbern' Götterbild.
Als dies, gebog'nen Knie's, die Menschen ehrten,
Glaubt' er, um seinetwillen sei's geschehn,
Und, aufgebläht von stolzem Uebermuthe,
Wollt' er kein Esel fürder sein; bis wacker
Von Peitsch' und Stocke durchgebläu't, er hörte:
„Thor, du bist nicht der Gott; du trägst ihn nur".

Wer Würden trägt, kenn' erst sich selbst als Menschen.

Die ertrunkene Gattin.

Seiner Gattin Leib, die ertrank im reißenden Bergstrom',
Sucht' ein Mann stromaufwärts einst! Hereilend ermahnt' ihn
Dringend die Meng', er möcht' abwärts in dem Strome sie suchen.
„Grad nicht," sprach er; — „denn seht, so lange mir lebte die Gattin,
„War sie so trotzig stets; von Anderer Thuen und Lassen
„Stets so fern, daß sie jetzt, im Tode noch selber, nicht anders
„Schwimmen kann, als gerad entgegen der Welle des Stromes!"

Ein streitsüchtiges, trotziges Weib zankt selbst noch im Tode.

Die Fliege.

In einen Fleiſchtopf fiel einſt eine Fliege,
Wo, als von Speiſ' und Tranke prall und naß,
Sie in der tiefen Brühe ſich alsbald
Vernichtet und dem Tode nahe ſah,
Sie, unerſchrocken, ruhig endend, rief:
„Ich trank und aß und wuſch mich ſo nach Luſt,
„Daß ich dies Ende nicht darf übel nehmen!"

Ertrage gern, was unabwendbar iſt.

Der Rabe und die Schlange.

Ein Rabe, Speiſe ſuchend, ſah an einem
Beſonnten Platz einſt eine Schlange ſchlafen.
Flog hin und faßte ſie mit krummen Klauen.
Doch als, ſich wendend und zum Ringe knotend,
Ihn jene biß mit gift'gem Zahne, rief
Der Rabe, ſterbend, unter Thränen, aus:
„Solch' ein Gewinn, wie ich fand, bringt den Tod!"

Verderblich wird gar Vielen ihr Gewinn!

Die Hoffnung.

Verſchloſſen in ein Fäßchen hatte Zeus
Die Güter all', und gab ſie, wohlverdeckt,
Dann einem Menſchen, dem er gut war, hin.
Doch der, begierig auf den Inhalt, hob
Den Deckel kaum hinweg, ſo flog auch Alles
Gen Himmel; nur die Hoffnung blieb am Rande.

Drum wenn ihn jedes and're Gut verließ,
Der Hoffnung Troſt verläßt den Menſchen nie.

Der verwandelte Fuchs.

Als er des Löwen Schreckensantlitz ſah
Zum erſten Male, wäre faſt der Fuchs
Vor Furcht geſtorben! Als er drauf ihn wieder
Erblickt, hatt' er zwar Furcht, doch minder ſchon.
Als er ihn endlich ſah zum dritten Male,
Verachtet' er ihn ſo, daß er zu nah'n,
Ja gar ihn traulich anzuſprechen wagte.

Was ſchrecklich iſt, ob ſeiner Seltenheit,
Das macht Gewohnheit freundlich bald und ſanft.

Der Wolf und der Kranich.

Dem Wolfe blieb ein Bein im Halſe ſtecken,
Daß er zur Heilung gar den Kranich rief.
Der ſteckt', um ausbedung'nen Lohn, den Hals
Ganz in des Wolfes Schlund und zog's heraus.
Als dann der Kranich nach dem Lohn ihn fragte,
Sprach dieſer: „Geh! Schamloſer, Lohn ſei dir's,
„Daß heil den Hals du zogſt aus meinem Schlunde".

Der Böſe glaubt, wohlthätig dem zu ſein,
Den er verſchont mit ſeiner Uebelthat.

Juppiter und die Schnecke.

Als Zeus die Thiere kaum erſchaffen hatte,
Gab jedem er, was es zuerſt verlangt.
Die Schneck' erhielt da, daß ſie ſich ihr Haus,
Dem Körper engvereint, mittragen dürfe.
Befragt, warum ſie ſich ſo läſt'ge Bürde
Zur Gab' erflehte, ſprach ſie: „Lieber will ich
„Dies Ungemach ertragen, als nicht dürfen
„Nach eigener Willkür böſe Nachbarn meiden!"

Ein Unglück halb iſt böſe Nachbarſchaft.

Des Esels Sohn und der Wolf.

Als einst ein Esel schwer darniederlag,
Daß schon sein naher Tod verlautete,
Kam auf Besuch der Wolf, sich schlau verstellend.
Des Esels Sohn, der bei dem Vater saß,
Kannt' ihn durch der versperrten Thüre Spalt,
Und ließ ihn nicht hinein. Jedoch der Wolf
Fragt' ängstlich, wie der Kranke sich befinde?
„O besser, sprach das Söhnlein, als du willst!"

Mit Recht verdächtig ist des Feind's Besorgtheit.

Das Lamm und der Wolf.

Auf eines Hauses Giebel stand ein Lamm,
Und schalt den Wolf, der grad vorüberging,
Wie man ein arges, ein gefräß'ges Thier,
Ein grausam blutbegieriges, nur kann.
Mit Gleichmuth lächelte der Wolf und sprach:
„Nicht du, mein Freundchen, schimpfest mich; nur hier
„Der hohe Platz, auf den du sicher trotzest!"

Sich gegen Uebermächtige zu wagen,
Gibt Zeit und Ort nur schwachen Seelen Muth.

Der Wolf und der Fuchs.

Vom hohen Rand in einen Brunnen fiel
Ein Fuchs und war dem Unterſinken nah.
Schutzflehend bat er einen Wolf, der grad
Vorbeiging, ihn mit einem Strick zu retten.
Da fing nun jener müßig an zu fragen,
Wie er hinab fiel, wann es ſei geſcheh'n?
„Vorerſt, ſo lang es Zeit iſt, rette mich,
„Dann," ſprach der Fuchs, „hör' Alles, wie's geſchah!"

Bei eines Freundes Unglück zög're nicht!

Der Rabe und ſeine Mutter.

Ein verlaſſ'ner, kranker Rabe, der dem Tode nahe war,
Bat voll Aengſten ſeine Mutter, daß ſie möge für ſein Heil
Brünſtige Gelübde machen und zum Himmel für ihn fleh'n.
„Was vermögen wol Gelübde, ſprach ſie, lieber Sohn, für dich,
„Der du alle Götter immer dir zu Feinden haſt gemacht?
„Denn wer iſt, geſteh', von ihnen, dem du auf dem Altar nicht
„Frech das Eingeweid beflogen, nicht das Opfer haſt geſtört?" —

Wer den Uebrigen zu ſchaden ohne Rückhalt war gewöhnt,
Dem mag in betrübten Lagen Niemand gern geholfen ſeh'n.

Des Faërnus Fabeln.

Zweites Buch.

Der Aal und die Schlange.

Eine mit ihm gleichdenkende Schlange befragte der Aal einſt,
Wie es doch komme, daß Alles dem Aalgeſchlecht' ſo gefahrvoll,
Alles erfüllt von der Menſchen Liſt und feindlichem Trug' ſei.
„Doch du", ſprach er, „ſo gleich mir, faſt mir ein Zwilling
„Uebrigens, kennſt Nachſtellungen nicht und dehneſt in Ruhe,
„Sonder Sorge, die Tage dahin des befriedeten Lebens."
Ihm antwortet die Schlange: „Ja freilich, weil wer mich aufſtört
„Und feindſel'ge Gewalt mir ein Unbeſonnener anthut,
„Nicht ſtraflos mir entkommt und die Unbild nicht ihm dahingeht!"

Die blödſtolze Fliege.

Bereit zum Laufe ſtand ein Viergeſpann;
Da ſetzte ſich die Flieg' auf ſeine Deichſel.
Als es auf's Zeichen jetzt hinausgeſtürzt,
Hob unter'm Radgeroll und Hufgeſtampf
Sich eine Wolke tagverfinſternd auf.
Da ſummt', entzückt, bei ſich die Flieg': „Ihr Götter!
„Welch' Staubgewirbel hab' ich doch erregt!"

Verlachenswürdig iſt, wer fremden Ruhm
Durch Prahlerei, ſich anzueignen ſtrebt.

Der Wolf und der Esel.

Ein Esel trat sich einen Nagel ein.
Der Wolf, des scharfen Zahn's bewußt, nennt sich
Als Arzt, wird handeleins, zieht ihn heraus,
Und will nun seinen Lohn. Da dreht der Esel
Sich um, und schlägt ihn mit dem Huf, eh' er's
Versah in's Antlitz mitten vor die Stirn.
Da rief der Wolf: „Mit Recht geschah mir das:
„Ich hätt', als Koch, den Arzt nicht spielen sollen!"

Die Kunst, die Jeder kennt, die üb' er aus.

Der Bauer und der Reiter.

Als auf dem Rücken zu Markt in die Stadt ein Bauer ein Häslein
Trug am Stabe gesteckt durch die quergebundenen Läufe,
Kam ein Reiter des Weg's und nahm wie ein Käufer den Hasen,
Wog ihn ab in der Hand und fragte, wie viel er denn koste?
Aber alsbald durch's Feld forttragend die liebliche Beute,
Sprengt' er verhängten Zügels davon. — „He!" rief nun der Bauer,
„He! behalt' als Geschenk den Hasen, verzehr' ihn umsonst nur;
„Iß ihn behaglichen Sinn's und gedenke des schenkenden Freundes!"

Lächerlich ist's, was nicht frei steht zum Verkaufe, verschenken.

Das Eſelein und der Eber.

Als ein Eſelein träg aushöhnte den edelen Eber,
Preßt' er den Zorn zurück und lächelnd beruhigten Sinnes,
Sprach er: „Nur zu! denn es ſtellt dich ſicher die eigene Feigheit;
„Nie auch wärſt du im Stande, mit ſolchem Schimpf' mich zu reizen,
„Daß mit ſo niedrigem Blut ich den ad'ligen Hauer entweihte;
„Darum, wiewohl du Rache verdienſt, und der Züchtigung werth biſt,
„Iſt doch zu gut ſich zu dir zu erniedrigen unſere Tugend".

Daß nicht etwa ein leicht abweisbarer Feind dir die Tugend Schände, ſo zähm' als der Stärkere lieber den rächenden Ingrimm.

Die Aelſter und die Vögel.

Verſteckt in dichtem Schatten ſah die Aelſter
Den Kuckuk ſchielend an und floh vermeinend,
Ein Habicht ſei's, in ſchnellem Flug, hinweg.
Die andern Vögel, die da ſaßen, ſehend
Ihr eitles Beben, ihre tolle Furcht,
Begannen ſie lautwitzelnd zu verfolgen.
Sie d'rauf: „Ich will von euch verſpottet lieber,
„Als von den Meinen mich betrauert wiſſen!"

Weß man ſich ſchämt iſt beſſer, als was reu't.

Die Ameiſe und die Grille.

Als an die Winterſonn' ihr feuchtes Getreide die Aemſen
Förderten, bat, von Hunger verzehrt und nahe dem Tode,
Dringend um Hilfe die Grill' in alſo drückendem Mangel.
Aber die Aemſenmutter, die viel erfahrene, fragte,
Was ſie zur Sommerszeit denn gethan und als jene verſetzte:
Daß mit der klingenden Schwinghaut Schlag und den zirpenden Flügeln
Freundlich den Menſchen ſie habe das Werk des Sommers erleichtert,
Sprach entgegen die Aemſe: „Nun gut, wenn du damals geſungen,
„Thörin, wohlan, ſo tanze denn jetzt mit nüchternem Leibe!"

Weil dir der Lenz des Lebens noch blüht, trag' ein für den Winter.

Das Eſelein und der Fuchs.

Ein Eſ'lein in des Löwen Haut gehüllt,
Schwärmt', alles Thiervolk ſchreckend, einſt umher.
Den Fuchs, auf den es ſtieß, verhöhnt' es gröblich,
Und wollt' ihn ſchrecken. — Aber er (vielleicht
Daß er iahnen ihn gehört), verſetzte:
„Traun! deiner Züge grimmer Trotz er hätte
„Mich tief erſchüttert, hätt' ich nicht aus deinem
„Geſchrei erkannt, was für ein Leu du biſt!"

Ein aufgeblaſ'ner Dümmling gibt uns ſchon
Durch ſeine Sprache ſeine Schalheit kund.

Der Knabe und der Skorpion.

Heuſchrecken, flink gewandte, fing ein Knabe.
Bald dieſer, jener bald im Sprunge folgend,
Darunter irrte, ſcharfen Giftes voll,
Ein Skorpion. Der Knab' Heuſchreck' ihn wähnend,
Streckt ſchon die Hand aus. Jener, drohend, ſträubt
Den Schwanz empor und ſpricht den Stich bereitend:
„Hinweg die Hand, Unwiſſender! ſonſt mußt du
„Die wahre Heuſchreck' auch, vor Schmerzen, laſſen!"

Dann ſtürzt ein Staat, wenn er den Guten nicht
Vom Böſen mehr zu unterſcheiden weiß.

Der Sterndeuter.

Als ein Sternendeuter durch's nächtliche Dunkel dahinſchritt,
Nur auf den Himmel bedacht und die leiſ' hingleitenden Sterne,
Fiel er in einen Brunnen; betrübt, ob des neidiſchen Zufalls,
Schrie er um Hilf' und rief die Götter herbei und die Menſchen.
Aufgeweckt kam endlich der Nachbar zum Brunnen, ein Witzkopf,
Sah ihn und ſprach: „Ei wie ſo verkehrt doch iſt dein Beginnen?
„Denn du, der du nicht weißt, was hart an den Füßen dir vorgeht,
„Willſt die ſo weit entleg'nen Geſtirne zu kennen behaupten!"

Was nur ſuchſt du der Ding' Urgrund, das Geheime der Welt auf,
Deiner ſelber beinah' und des eigenen Heiles vergeſſend?

Der getäuſchte Hund.

Einſt ſchwamm ein Hund, ein gut Stück Fleiſch im Munde,
Durch einen Fluß. Da beim Hineinſeh'n ihm
Das Fleiſch im Waſſer noch weit größer ſchien,
Ließ er den wahren, ſich'ren Biſſen aus,
Hinſchnappend nach dem eingebildeten.
Betrogen und getäuſcht in ſeiner Hoffnung,
Rief er nun aus: „Ich Vieh! Wie thöricht ließ
„Ich das, was mein war, aus, um, was nicht war,
„Zu haſchen; Schein zog ich dem Wahren vor!"

Unſich'res, rath' ich, zieh' nicht Sich'rem vor.

Das übermüthige Maulthier.

Ein Maulthier, durch zu viele Gerſt' ermuthet,
Gab einmal ſolchem ſtolzen Dünkel nach:
„Schön bin ich," ſprach es, „laufe, wie der Sturm,
„Mein Vater war ein Roß, das Goldgezäum
„Geknirſcht!" — So ſprach's; doch bald, gedrängt zum Laufen,
Kam es nicht weiter, ſtrauchelte, blieb ſchon
Am Feldesſaum' ermüdet ſteh'n und dachte:
Sein Vater ſei denn doch ein Eſel nur!

Das Glück läßt uns vergeſſen, wer wir ſei'n;
Und ſelber aber zeigt das Unglück uns.

Veränderter Wunsch.

In eines Reichen üpp'gen Hof, erfüllt
Von fetten Hühnern, wollt' ein Fuchs und wünschte,
Daß sich das Loch, durch das er kriechen mußte,
Wie er hinein sich zwäng', erweitere.
Bald, ein gestohl'nes Huhn im Maule entführend,
Als er vor'm Hund im Rücken schon erbebte,
Bat er, daß jener ihm nicht folgen könne,
Die Götter, ja das Loch recht eng zu machen.

Nach Vortheil pflegt der Mensch den Wunsch zu wechseln,
Da Hoffnung bald, bald Furcht den Sinn ihm ändert.

Merkur.

Einst sandte Zeus vom Himmel den Merkur,
Damit er einen Lügentrank für Künstler
Bereite; jener emsig daran reibend,
Wie er es, seinem Sinne nach, bemessen,
Ging nun, und mischte Jedem seinen Theil.
Der Schuster war allein, und auch des Trank's
Noch Vieles übrig, was der Gott auch Alles
Aus seinem Mörser ihm zu trinken gab.
Daher denn kam's, daß jeder Künstler lügt,
Allein der Schuster mehr, als all' die Andern.

Der Tod und der Greis.

Holz zu ſammeln, empor auf des Bergwalds Gipfel geſtiegen,
Schleppte von dort ein Greis ſich heim mit vollendetem Bündel.
Als er, erſchöpft von des Weges Beſchwerd' und der drückenden Bürde,
Weggeworfen die Laſt, da rief er, allein im Gefilde,
Oft ſich den Tod und wieder den Tod mit flehendem Mund an.
Siehe da kam die bleiche Geſtalt des entſetzlichen Todes,
Und, ihm zu Dienſte zu ſein, wofern er es wünſche, geſtand ſie.
Jener, im Schweiße vor Angſt, und zum Gegentheile die Wünſche
Kehrend, verſetzt: „Geh', hilf dies Holz auf den Rücken mir laden!"

Viele wagen den Tod, ſo lang er entfernt, zu verachten,
Aber er ſchreckt ſie, ſobald er bei wahren Gefährden ſich einſtellt.

Der Pfau und die Dohle.

Als bei den Vögeln Königswahl einſt war,
Bewarb der Pfau ſich, ſchmeichelnd, um den Scepter,
Anrühmend ſeinen Reichthum, ſeine Schönheit,
Und ſeines Leibes ſtaunenswerthe Zier.
Einſtimmig neigten ſchier der Vögel Zünfte
Sich zu des Pfaues Gunſten ſchon; da that
Einſpruch die Dohl' und rief: „Du Schöner, wie
„Wenn unter dir, als König, uns der Aar
„Bedrohte, ſprich, wie hilfſt und ſchirmſt du uns?"

Bei eines König's Wahl iſt mehr zu ſchau'n
Auf Geiſtesreichthum, als auf Körperreiz.

Der Festtag und der Werktag.

Einst stand der Werktag ge'n den Festtag auf,
Gehäss'gen Schimpf mit lautem Schreien häufend.
„Was glaubst du", sprach er, „Träger, denn zu sein,
„Der du, so müßig, ohne Thun und Wirken,
„Ein leck'res, aufwandvolles Leben führst,
„Das Gut vergeudend, das mein Schweiß erwarb?"
Mit sanftem Lächeln sprach der Festtag drauf:
„„Mit Recht als deines Loses Schöpfer nährst
„„Du mich; denn, ohne mich, was wärst du Thor?
„„Wär' ich nicht Festtag — wärst du Werktag nicht!""

Der Stand der Hohen ist der Nied'ren Heil.

Die Hunde.

Mit unabläss'gem Regen überfiel
Der Winter Einen einst in seiner Vorstadt.
Der aß zuerst nun Schaf' und Ziegen auf;
Doch als das Stürmen anhielt, wählt' er denn
Zuletzt die Arbeitfarren auch zur Kost.
Als dies die Hunde sah'n, erschraken sie,
Und murrten, insgeheim, voll Angst, sich zu:
„Laßt uns, so viel es möglich, flieh'n: denn wer
„Nicht einmal seiner Arbeitfarren schonte,
„Wie könnten wir bei dem wol Schonung hoffen?"

Wem ist, wer Theu'ren ungerecht ist, billig?

Der Tod und der Greis.

Holz zu ſammeln, empor auf des Bergwalds Gipfel geſtiegen,
Schleppte von dort ein Greis ſich heim mit vollendetem Bündel.
Als er, erſchöpft von des Weges Beſchwerd' und der drückenden Bürde,
Weggeworfen die Laſt, da rief er, allein im Gefilde,
Oft ſich den Tod und wieder den Tod mit flehendem Mund an.
Siehe da kam die bleiche Geſtalt des entſetzlichen Todes,
Und, ihm zu Dienſte zu ſein, wofern er es wünſche, geſtand ſie.
Jener, im Schweiße vor Angſt, und zum Gegentheile die Wünſche
Kehrend, verſetzt: „Geh', hilf dies Holz auf den Rücken mir laden!"

Viele wagen den Tod, ſo lang er entfernt, zu verachten,
Aber er ſchreckt ſie, ſobald er bei wahren Gefährden ſich einſtellt.

Der Pfau und die Dohle.

Als bei den Vögeln Königswahl einſt war,
Bewarb der Pfau ſich, ſchmeichelnd, um den Scepter,
Anrühmend ſeinen Reichthum, ſeine Schönheit,
Und ſeines Leibes ſtaunenswerthe Zier.
Einſtimmig neigten ſchier der Vögel Zünfte
Sich zu des Pfaues Gunſten ſchon; da that
Einſpruch die Dohl' und rief: „Du Schöner, wie
„Wenn unter dir, als König, uns der Aar
„Bedrohte, ſprich, wie hilfſt und ſchirmſt du uns?"

Bei eines König's Wahl iſt mehr zu ſchau'n
Auf Geiſtesreichthum, als auf Körperreiz.

Der Festtag und der Werktag.

Einst stand der Werktag ge'n den Festtag auf,
Gehäss'gen Schimpf mit lautem Schreien häufend.
„Was glaubst du", sprach er, „Träger, denn zu sein,
„Der du, so müßig, ohne Thun und Wirken,
„Ein leck'res, aufwandvolles Leben führst,
„Das Gut vergeudend, das mein Schweiß erwarb?"
Mit sanftem Lächeln sprach der Festtag drauf:
„„Mit Recht als deines Loses Schöpfer nährst
„„Du mich; denn, ohne mich, was wärst du Thor?
„„Wär' ich nicht Festtag — wärst du Werktag nicht!""

Der Stand der Hohen ist der Nied'ren Heil.

Die Hunde.

Mit unabläss'gem Regen überfiel
Der Winter Einen einst in seiner Vorstadt.
Der aß zuerst nun Schaf' und Ziegen auf;
Doch als das Stürmen anhielt, wählt' er denn
Zuletzt die Arbeitfarren auch zur Kost.
Als dies die Hunde sah'n, erschraken sie,
Und murrten, insgeheim, voll Angst, sich zu:
„Laßt uns, so viel es möglich, flieh'n: denn wer
„Nicht einmal seiner Arbeitfarren schonte,
„Wie könnten wir bei dem wol Schonung hoffen?"

Wem ist, wer Theu'ren ungerecht ist, billig?

Die zwei durſtigen Fröſche.

Bei Trockenheit und großem Waſſermangel
Hüpft' einſt ein Fröſchepaar umher,
Ob nicht in irgend einem tiefen Thale
Ein bischen Naß verborgen ſei.
Als einen vollen Brunnen ſie gefunden,
Rieth einer einzuſteigen an.
Allein der and're, klüger und bedachter,
Sprach: „Wenn wir uns hinabgeſenkt,
„Und drunten doch die Well' uns auch entginge,
„Wie kämen wir ſodann heraus?"

Auf des Geſchäftes Ausgang heiß' ich ſchauen
Den, der etwas beginnen will.

Der Geizhals.

Ein Geizhals hatte vieles Gold vergraben,
Nach dem er täglich angſtvoll nachſeh'n ging.
Der Nachbar ſah's und trug es heimlich weg.
Als jener hinkam und kein Gold mehr fand,
Fing er zu weinen, Bart und Haar zu raufen,
Der Menſchen ärmſten ſich zu nennen an.
Ein Wand'rer, hörend ſeines Schmerzens Grund,
Sprach: „Tröſte dich und lege ſtatt des Goldes
„Ein Felsſtück hin und glaub', es ſei dein Gold:
„Denn, wie ich ſehe, konnteſt du dasſelbe,
„Selbſt, als es dein war, dein fürwahr nicht nennen".

Dem Geizhals fehlet, was er hat, was nicht. —

Des Faërnus Fabeln.

Drittes Buch.

Der Prahler.

Als Einer einſt von langer Wanderſchaft
Nach Hauſe kam, da prahlt' er, wie ſo viel
Des Wackern er vollbracht auf ſeiner Reiſe;
So hab' er denn zu Rhodus auch getanzt,
Daß es ihm Keiner gleichthat in der Stadt.
Er habe deſſen, ſprach er, vielgewicht'ge
Und wohlerfahr'ne Zeugen aufzuweiſen.
Da trat nun Einer vor und ſprach: „Wozu
„Denn Zeugen, Freund? Bezeug' es durch die That!
„Denn iſt, weiſ' du dich rühmeſt, wahr, ſo ſpreche
„Die Sache ſelbſt! Denk: hier ſei Rhodus — tanze!"

Wo That Bedarf iſt, helfen Worte nichts.

Die beiden Eſel.

Zwei Eſel trabten miteinander; einer
Mit Schwamm, der andere mit Salz beladen.
Als dieſer, da ſie durch den Waldſtrom ſetzten,
Zuſammenfiel ob allzu großer Laſt,
Da löſ'te ſich das Salz im Waſſer auf,
Und ſchmolz; und frei von aller Laſt und fröhlich
Stieg er an's Land. Der and're mit dem Schwamm'
Belad'ne ſah's und legte ſich nun auch,

Der Bürde quitt zu werden, tief in's Waſſer.
Doch als mit Fluth der Schwamm ſich voll geſoffen,
Blieb er, hinabgeſchwert, am Grunde haften.

Nicht Alles ſagt hiernieden Allen zu.

Der Hirſch und das Hirſchkalb.

Ein Hirſchkalb ſprach einmal zum Vater Hirſche:
„Du biſt doch größer, ſchneller, als die Hunde,
„Und trägſt an rüſt'ger Stirn ein ſtolz' Geweih;
„Warum denn alſo fürchteſt du ſie ſo?"
Der Hirſch darauf: „„Mein Sohn, was du da ſagteſt,
„„Iſt freilich wahr; Natur verlieh uns viel,
„„Und theilt uns ſorgſam vieles Gute zu;
„„Doch wie ich nur vernehm' ein Hundgebell,
„„Jagt mich geheime Macht in Furcht und Flucht,
„„Und in den Füßen bleibt mir aller Schutz.""

Wer furchtſam, fluchtgewöhnten Sinnes iſt,
Den kann nicht Wehr, nicht Mauer genugſam ſchützen.

Der Eber und der Fuchs.

Ein Eber wetzte ſich die ſtumpfen Hauer
An einem Baumſtamm. Im Vorübergehen
Sieht das ein Fuchs und fragt, warum er ſich,
Da doch kein Kampf es heiſcht, die Hauer wetze.
„Uneben nicht, mein Freund, thu' ich daran;
„Denn kommt Gefahr, und ruft mich dann ein Feind,

„Auf Blut und Leben in den Kampf, dann hab'
„Ich wahrlich keine Zeit mehr, sie zu wetzen.
„Drum rüst' ich meine Waffen mir zur Zeit
„Der Ruh', um sie zu zücken, wann es Noth."

Wer gegen schlimm' Geschick gerüstet ist,
Besiegt es, oder trägt es muth'ger doch.

Der Wahrsager.

Unter der Meng' auf dem Markt' weissagte verborgenes Schicksal
Einst ein Seher, und welcher Erfolg Jedweden erwarte.
Siehe da kam ein Bote zu jenem wider Vermuthen
Meldend, es sei'n durch die Fenster, die offengebliebenen, Diebe
Eingestiegen im Hause bei ihm und hätten ihm Alles,
Was er besaß, gestohlen, und leer die Penaten gelassen.
Jener seufzte, Gestöhn zugleich und Thränen erweckend,
Und zu beseh'n den Verlust, enteilt' er, beflügelten Schrittes.
Da rief Einer ihm nach, aus der Mitte des Volkes, ein Witzkopf:
„Warum hast du, da fremdes Geschick du zu kennen behauptest,
„Nicht dir selbst den Verlust, der dich bedrohte, geweissagt?"

Nie wird, wer sich selber nicht weis' ist, weise mir dünken.

Das Eselein, der Rabe und der Wolf.

Ein Eselein, mit wundem Rücken, trabte
Das Feld entlang. Ein Rabe flog ihm drauf,
Und hieb den Schnabel in die Wunden ein.
Das Es'lein schrie, die Lippen wild verzerrend,

Und warf die Hufe, ſchmerzbewältigt, auf.
Als nun ſo, fort und fort, der Rabe hieb,
Da ſchien dem Eſeltreiber dieſes Schauſpiel
So gar ergötzlich, daß er laut auf lachte.
Ein Wolf, vom nahen Wald es ſehend, rief:
„Ich Armer, ſeh'n ſie mich von Weitem nur,
„So ſtürmen ſie mir drohend nach; den aber,
„Ob er gleich unrecht thut, belächeln ſie".

Der Fuchs und der Dornſtrauch.

Einen erhöhteren Gartenzaun erklettert' ein Fuchs einſt,
Wo, unſicheren Schritt's, mit wankender Ferſ' auf der Höhe,
Fallend, den Dorn er faßte. Doch jener, mit feindlichen Spitzen,
Stach in den Fuß den Fuchs, den wenig beſonnenen, welcher,
Uebel entſtellt fürwahr und zerfleiſcht die blutigen Ferſen,
Anzuklagen den Dorn und ſchwer zu beſchuldigen anhob,
Daß er's gewagt, ihm, welcher doch nur in der harten Bedrängniß,
Bei ihm Hilfe geſucht, ſo rauh und grauſam zu ſchaden!
Ihm antwortet der Dorn: „Du ſelbſt nur handelteſt unklug,
„Daß du griffeſt nach mir, der ich ſtets nur greife nach andern!"

Thöricht fliehen die Menſchen gar oft zu Jenen im Unglück,
Deren Gebrauch es iſt, freiwillig, Andern zu ſchaden.

Der Wolf und das Weib.

Als entlang die Felder einmal, leeren Magens, ſchweift' ein Wolf,
Kam er hin zu einem Hüttchen, wo er hört' ein Knäblein ſchrei'n,
Und dazwiſchen auch die Mutter, ganz gewaltig bös', ihm droh'n,
[redacted]ß ſie es dem Wolfe gäbe, hört' es nicht zu ſchreien auf.

Jener meinend, daß die Mutter das in vollem Ernſte ſprach,
Wartete, daß ihm das trotz'ge Knäblein vorgeworfen würd'.
Und ein gutes Stündchen weilend, hört' er wieder dann das Weib,
Mit gar ſanfter, lieber Stimme, die zum Schlummer ſchmeichelnd lud,
Zu dem Kinde ſagen: „Süßes Püppchen, bleibe guten Muth's;
„Denn den Wolf, wenn dieſer böſe Räuber käme, tödten wir".
Jetzt erſt, ganz getäuſcht um alle ſeine Hoffnung, ging der Wolf
Traurig in den Wald, und murrte: „„Ei, du großer Jupiter!
„„Daß doch alle dieſe Menſchen anders ſprechen, anders thun.""

Die beiden Jünglinge und der Koch.

Zwei Burſche ſaßen einſt bei einem Koche,
Von denen Einer ein Stück Fleiſch ihm ſtahl,
Und es dem Andern zum Verbergen gab.
Doch als der Koch von ihnen, da nur ſie
Zugegen waren, es zurückverlangte,
Schwur, der es hatte, daß er's nicht geſtohlen,
Und der's geſtohlen, daß er es nicht habe,
Und beide riefen Zeus zum Zeugen an.
Der Koch, mit bitter'm Lächeln, gab zur Antwort:
„Ihr könnt, mit eurem falſchbeſchwor'nen Rechte,
„Zwar mich ganz klüglich um den Daumen dreh'n,
„Doch Gott, der Alles weiß und Alles ſieht,
„Könnt ihr mit eurem Truge doch nicht täuſchen!"

Die Mäuſe und die Katzen.

Eine große Schaar von Mäuſen lebt' einſt in demſelben Haus.
Da ſie durch die Liſt der Katze täglich ſich vermindert ſah'n,
Fanden ſie für ihr Geſchick dies Mittel: auf den höchſten Theil

Im Gebäude nämlich floh'n sie, unzugänglich für den Feind.
Als die Mäuse fest nun hielten an so heilsamem Beschluß,
Sann denn auch die kluge Katze diese Gegenlist sich aus,
Daß sie, sich an einem Balken, der hervorstand aus der Wand,
Aufwärts heftend mit den Füßen, abwärts hängend mit dem Kopf,
Todt sich stellte. Da sie eine von den Mäusen hangen sah
Von dem hohen Dache, sprach sie: „Wenn ich dich nicht ganz so todt
„Sähe, daß zum Blasebalg' du wurdest, glaubt' ich's wahrlich nicht".

Wer sich vor Betruge hütet, hütet sich, sich hütend, nicht;
Oft schon wurd' ein Hüter, glaubt' er sich behütet gleich, getäuscht.

Der Fuchs und der Rabe.

Einst saß ein Rab' auf einer hohen Eiche,
Ein Käsestück im räuberischen Schnabel.
Da sprach ein list'ger Fuchs ihn, schmeichelnd, an:
„Welch' schönen, hellgeschmückten Vogel seh' ich,
„Mit herrlich buntgefärbter Federn Zier!
„Willkommen, Edler! wärst du auch begabt
„Mit Stimme, Jovis Lieblingsvogel wärst du!"
Dadurch gereizt zur Hoffnung großen Ruhms,
Löst' er zu garst'gem Klang die rauhe Kehle.
Da griff den Käs, der niederfiel, der Fuchs,
Der Schlaukopf, auf, und sprach: „Du hast, wol, Rabe,
Hinlänglich Alles, den Verstand nur nicht!"

Wer in's Gesicht dich lobt, der stellt dir nach;
Wen Scheinlob irrführt, der hat keinen Sinn!

Die Ameiſe.

Was jetzt Ameiſe heißt, war Menſch vordem,
Betrieb unausgeſetzt den Ackerbau;
Ja führte, nächt'ger Weile gar, vom Felde
Des Nachbars manch' geſtohl'nes Korn hinweg,
Und barg in gier'ger Scheu'n es immerdar.
Zeus, ſolch' ein frevles Thun, verübt von Weſen
In menſchlicher Geſtalt und Art, verachtend,
Schuf in die Glieder jenes Thier's ihn um,
Das jetzt Ameiſe heißt. Doch wie Geſtalt
Und Antlitz, ändert' es nicht auch den Sinn;
Denn noch zerplagt die Felder es mit Raub,
Und ſammelt Beute frech vom Acker ein,
Begierig, karg und knickend mit dem Funde.

Verändert' Los verändert nicht den Sinn.

Die Dohle.

An einer Dohle Fuß, die er gefangen,
Band einen Faden einſt ein Hirt, und ſchenkte
Sie, als ein kindiſch' Spielzeug, ſeinem Sohne.
Sie, dieſes Lebens ſatt, entflog, wie nur
Gelegenheit ſich bot, ſammt ihrer Feſſel,
Zurück auf ihren Baum, in's alte Neſt.
Doch da die Feſſel, in's Geäſt verwickelt,
Zum Fluge ſie nicht losließ, und ſie ſo
Ihr Ende nahe ſah, da rief ſie, weinend
Und ſeufzend, aus: „Weh mir! der leichte Dienſt

„Bei meinem Herrn fiel mir zu ſchwer, und nun
„Hab' ich mir Freiheit ſelbſt geraubt und Leben."

Die Flucht vor kleinen Uebeln ſtürzt uns oft
In's allergrößte Mißgeſchick hinein.

Die Nachbarfröſche.

Zwei Fröſche lebten einſt in Nachbarſitzen.
In einer kleinen Pfütz' am Wege wohnte
Der ein', in abgeleg'nem Sumpf' der andre.
Doch bei des Sonnenbrandes Uebermacht,
Wo Felder glüh'n, Räder Gleiſe glüh'n,
Ermahnte der den Nachbarfroſch, er möchte
Doch den gefahrvoll böſen Platz verlaſſen,
Und zu ihm überſiedeln in den Sumpf.
Doch jener ſchwur, nur jenes Ortes Reiz,
Wo er gelebt, vermög' ihn feſtzuhalten,
Und ſträubte ſich, zu wandern, bis ein Wagen
Mit ſchwerem Rade dröhnend ihn zerquetſchte.

Bösart'ge Menſchen überraſcht der Tod
Gewöhnlich, eh' ſie Sünd' und Schuld bereuten.

Die Hirſchkuh und der Weinſtock.

Als vor der folgenden Jäger Gewalt enteilte die Hirſchkuh,
Kam ſie unter das ſchattende Dach des äſtigen Weinſtock's,
Und blieb dort auch verſteckt, bis, da fortzogen die Jäger,
Jene, bereits ſich frei von Gefahr und ſicher vermeinend,
Selber es wagt', ihr eig'nes Verſteck durch Biſſe zu ſchütteln,

Und mit Begier zu entrupfen das ringseinhüllende Laubwerk.
Als die Bewegung der Aeſt' und das Zittern der Zweige des Weinſtock's,
Umgewendet von Ungefähr, wahrnahmen die Jäger,
Glaubten ſie, was es auch war, ein Wild ſei verborgen im Laubwerk,
Und durchbohrten nunmehr die Arme mit ſich'ren Geſchoſſen.
Sterbend rief ſie, mit warmem Blut aushauchend das Leben:
„Solches erduld' ich mit Recht, denn ich ſollte nicht jenen verletzen,
„Der mich erhielt, noch ſolchen Dank dafür ihm erſtatten!"

Göttlicher Zorn verfolgt zur Rach' undankbare Menſchen.

Der Schwan und die Gans.

Zwei Vögel nährt' ein fetter Hühnerhof,
Den Schwan und eine weiße Gans,
Daß jener brächte ſüßes Lied dem Ohr,
Und die gemäſtet' Eingeweid
Der Gurgel. Wie der Koch nun auf Geheiß
Die Gans bereiten will dem Herrn,
Faßt er unwiſſend ſtatt der Gans den Schwan,
Durch ihrer Farbe Glanz getäuſcht.
Doch als nun jener, wie's der Schwäne Brauch,
Sein lieblich Todtenlied begann,
Ward er erkannt und von des frev'len Tods
Empörender Gefahr befreit. —

Gefahren oft, ja oft den nahen Tod
Scheucht die Beredtſamkeit zurück.

Das Weib und der Arzt.

Ein triefäugiges Weib verband durch Vertrag ſich dem Arzte
Einen gewiſſen Lohn nach vertriebenem Uebel zu zahlen.
Jener, ſo oft er das Weib, das lichtberaubte, beſuchte,
Da es noch nicht die geſalbten Augen zu brauchen vermochte,
Nahm, ſo viel er im Hauſe nur fand, und enteilte belaſtet.
Und ſchon hatt' er ſie all' des Fortgetragnen beraubet,
Als ſich beſſerten wieder und Licht zuließen die Augen. —
Jetzt erſt für ſein Bemüh'n und das heilſame Mittel verlangte
Seine Belohnung der Arzt; doch das Weib verweigert' ihm dieſen:
„Schlechter", ſprach ſie, „iſt jetzt mein Geſicht, als es früher geweſen!"
„Denn von dem, was ich ſonſt gehäuft im Hauſe geſehen,
„Kann ich nun nichts, wohin ich den Blick auch wende, bemerken!"

Viele verderben ſelbſt und wiſchen aus fremden Gemüthern
Oft durch neue Beleidigung aus vorherige Wohlthat.

Der Rinderhirt.

Durch einen rauhen Wald hin irrte, ſeinen
Verirrten Stier aufſuchend, einſt ein Hirt.
Ihn, als er ihn nicht fand, entwendet glaubend,
Gelobt er Zeus, ein Böcklein dir zu ſchlachten,
Wofern du ließeſt ihn den Dieb erſpäh'n!
Den nächſten Wald betretend, ſah er dort,
Wie grad' ein Löwe ſeinen Stier zerriß,
Da, rathlos und vor Aengſten zitternd, hob er

Zum Himmel beide Hände flehend auf,
Und rief: „Ein Böcklein Zeus, gelobt' ich dir,
„Wofern den Dieb ich fände; nun verſprech' ich
„Ein fettes Rind dir, wenn ich ihm entrinne!"

Des Menſchen Sinn, unkundig dunklen Looſes,
Verlangt ſtatt Heilſamen oft Schädliches.

Die Mäuſe.

Als in Bedrängniß einſt der Mausſenat
Berathung hielt, wie er ſich vor der Katze
Grauſamen Diebereien ſichern könnte;
Rieth eine Maus, ſie ſollten ihrer Feindin
Ein ehern' Schellchen hängen um den Hals,
Daß ſich ihr Nah'n durch ihr Geſchell verriethe!
Jedwede billigte für ſich den Rath
Und alle traten ſchnell der Meinung bei.
Da hob der Erſtern eine ſich vom Sitze,
Die Greiſenwang' umſtarrt von weißem Barte,
Gebot Stillſchweigen mit der Pfot', und ſprach:
„Auch mir gefällt die Meinung überaus;
„Doch, bitt' ich Schweſtern, welche von euch wagt's,
„Der Katze dieſes Schellchen anzubinden?"

Gefährlich rathen führt zu keinem Ziele.

Merkur und der Bildhauer.

Merkur, um was er bei den Menschen gelte,
Zu seh'n, begab in menschliche Gestalt
Verwandelt sich in eines Bildners Werkstatt.
Als er das Bild des Donn'rers dort erblickte,
Fragt' er: „Wie theuer?" — Hörend: Eine Drachme,
Belacht' er seines Vaters Wohlfeilheit.
Auch Juno sah er und vernahm, daß doch
Der Preis um etwas mehr bei ihr betrage;
Zuletzt sein eignes Standbild sehend, glaubt er,
Am theuersten bei weitem würd' er sein,
Als Spender des Gewinns und Götterdolmetsch,
Und ließ sich seinen eig'nen Preis bestimmen.
Da sprach der Bildner: „Wenn du diese kaufst
„So geb' ich Gast, dir dies umsonst mit auf!"

Gewöhnlich nichts ist, wer so hoch sich schätzt.

Des Faërnus Fabeln.

Viertes Buch.

Das Pferd und der Esel.

Bei Einem Herrn im Dienste gingen Pferd
Und Esel einst mit eig'ner Bürde jedes.
Allein das Eslein war so sehr gedrückt,
Daß es das Pferd demüthigst bitten mußte,
Doch eines Theils die Last ihm zu erleichtern.
Zurückgewiesen that das arme Eslein
Vor Mattigkeit den letzten Athemzug.
Dann aber, als des Esels Last und Haut
Noch obendrein ihm aufgebürdet wurde,
Nannt' unglückselig sich das Pferd und elend.
„Denn," rief es, „da ich nicht gewollt dem Bruder
„Ein Theilchen seiner Last erleichtern, muß ich,
„Nun Alles und das Fell, als dritte, tragen!"

Sobald dem Niederen der Stärk're hilft,
So geht es beiden billiger und besser.

Der Satyr und der Mensch.

Eng vertraute Freunde waren einst ein Satyr und ein Mensch,
Deren Lieb' und Einvernehmen schnell ein Zufall unterbrach.
Als bei Winterſturmes Wüthen oft der Mensch die kalten Händ'
An den Mund emporbewegte, pustend warmen Athem drein,

Da befragt' um dieſes Anhauch's Grund und Zweck der Satyr ihn.
„So," verſetzte Jener, „mach' ich meine kalten Hände warm."
Als ſie drauf einſt nach Gewohnheit ſaßen bei dem Abendmahl,
Und zufällig aufgetragen ward ein heißeres Gericht,
Blies der Menſch den Biſſen, den er ſich herausnahm, wieder an.
Abermal um ſeines Anhauchs Grund befragt, entgegnet er:
„Alſo macht' ich mir die Speiſe, welche mir zu heiß war, kalt!"
Zornentflammt ſpricht da der Satyr: „Fürder möge mir mit dir
„Kein Verkehr mehr bleiben, keiner Freundſchaft Glaub' und Treu',
„Da dir warm und kalt einem und demſelben Munde ſtrömt!"

Wen du kennſt als doppelzüngig, den erwähle nicht zum Freund!

Der Betrüger und Apollo.

Ein Mann, der ſich ein Schlaukopf dünkte, ging,
Verbergend einen Sperling in der Hand,
Zum delphiſchen Orakel, um den Gott
Durch folgende Befragung zu verſuchen:
„Sag' mir beſtimmt, Apoll, ob dieſer Sperling,
„Den ich da halte, todt iſt, oder lebt!?"
Hätt' ihm Apoll erwidert, daß er lebt,
So hätt' er flugs ihn in der Hand erdrückt,
Und dann dem Gotte todt ihn vorgezeigt.
Verſetzte Phöbus: er ſei todt, ſo war er
Lebendig auszulaſſen ihn gewillt.
Doch klug erwidert' ihm Apoll: „„Dein Sperling
„„Iſt, je nachdem du willſt, todt und lebendig.""

Der Menſchen Bosheit iſt ſo groß, daß ſie
Gar einen Gott zu überliſten glauben.

Die Krähe und der Hund.

Die Krähe, der Minerva opfernd, lud
Den Hund zu Gaste. Der, sie freundlich mahnend,
Begann: „Was opferst du nur einer Göttin,
„Die zürnet Dir? Schad' um die Opfergaben!
„Verstoßen hat sie dich und allen Glauben
„Verweigert deinen angestammten Zeichen!
„Schließ' alles Andre draus, und folg're selbst."
Mit einem tiefgeholten Seufzer sprach
Die Kräh': „Ich weiß, was du vom Hasse sprichst
„Der Göttin, aber doch verzweifl' ich nicht;
„Vielmehr will ich durch Opfer und Geschenke
„Der Göttin Zorn besänftigen, und durch
„Gehorsam meine Schuld zu mindern suchen!"

Wer sicher seinen Feind besiegen will,
Durch Wohlthat streite der und sanfte Fügung.

Der eherne und der irdene Topf.

Zwei Töpfe führt' ein Strom mit sich, den einen
Von Erz, den andern von Thon.
Allein der eh'rne, von der eig'nen Schwere
Gedrückt, und um sich selbst besorgt,
Fing an dem ird'nen vor sich anzurathen,
Daß er mit ihm doch trät' in Bund,
Damit sie des Gewässers wilden Andrang
Ertrügen mit vereinter Kraft.

Der ird'ne sprach: „Sieh, deine Nähe, Bruder,
„Gefällt mir eben nicht gar sehr.
„Entweder mag die Welle dich an mich nun
„Anschlagen, oder mich an dich,
„So wird die Härte, welche dich beschirmet,
„Zerreiben mich Gebrechlichen."

Die Nachbarschaft der Mächtigern ist immer
Zu meiden für die Niedrigern.

Der Fuhrmann und Herkules.

Auf schlamm'gem Wege blieb ein Wagen haften,
Bis an des Rades Nab' in Koth versenkt;
Der Fuhrmann aber sorgt sich gar nicht weiter,
Und schickt auch gar nicht sich zu helfen an.
Nur nieder setzt er sich, beklagt sein Schicksal,
Und fleht empor zum starken Herkules.
Alsbald erscheint der Gott auf weißer Wolke,
Und ruft ihm also ernst ermahnend zu:
„Wohlauf! Versuch' erst selber deine Kräfte,
„Und biete selber auf, was du vermagst;
„Treib' an die Ochsen; stemm' die Schultern unter;
„Dann erst, wenn du dich tüchtig selbst bemüht,
„Erschein' ich, wenn du rufst, und unterstütze
„Des Menschen Wunsch mit meiner Götterkraft!"

Durch Wachen, Handeln, ernstgemeintes Sorgen
Erwirbt der Sterbliche des Himmels Gunst.

Das Schwein und der Hund.

In großem Streit entbrannten einmal Schwein
Und Hund und nährten unter widerlichem
Geſchrei, den heft'gen Zank und bitt'ren Spott.
Entbrannt durch übermüthig' Drohen, rief
Zuletzt das Schwein: „Bei Venus! fährſt du fort
„Mich zu beläſt'gen, — trifft dich dieſer Zahn!"
Doch bitter witzelnd ſprach der Hund zum Schweine:
„„Recht wohl und gut ſchwörſt du bei dieſer Göttin,
„„Die dich ſo haſſ't, daß wer dein unrein' Fleiſch
„„Verkoſtet, fern muß ihrem Tempel bleiben!""
„Vielmehr kannſt du draus ſeh'n," verſetzt das Schwein,
„Wie mich die Göttin liebt, die den, der mich
„Verletzt und frechen Zahn's mein Fleiſch berührt,
„Wie einen Ungeweihten, von ſich weiſ't!"

Ein Kluger weiß, was ihm ſein Gegner vorwirft,
Zu ſeinem eig'nen Ruhme ſich zu wenden!

Der Löwe und der Fuchs.

Als durch Alter gebeugt, auf der Jagd der Löwe ſich nimmer
Suchen konnte die Koſt, wie einſt als Jüngling, beſchloß er,
Das zu bewirken durch Liſt und trügende Kunſt zu verſuchen.
Darum ſtellt' er ſich krank und warf an der ſchattenden Grotte
Schlunde ſich hin und erregte Geſeufz. Als rings zu dem Kranken
Kamen die Thier' auf Beſuch, da ſchlang' er, wo eines ihm nahte,
Ungeſäumt es hinab in den hungrig gähnenden Rachen.
Als er nun ſolcher Geſtalt ſchon viele der Thiere getödtet,

Schlich auf Beſuch auch der Fuchs zuletzt ganz leiſe zur Grotte,
Und mit Geſchrei aus des Vorhof's Raume den Kranken begrüßend,
Fragt' er ihn, wie es ihm gehe, mit höflich ſchlauer Beſorgtheit.
Als nun Jener: „O ſchlecht!“ entgegnete, forſchend zugleich auch,
Was ihn doch nur abhielt', in der Wohnung Inn'res zu treten?!
Sprach entgegen der Fuchs: „„Weil's mich befremdet die Tritte
„„Gegen dich alle gerichtet zu ſeh'n, doch keinen zurück mehr!““

Große Gefahr vermeidet aus kleinen Zeichen die Vorſicht.

Der Aff' und der Fuchs.

Als bei der Thiere Verein' ganz artig tanzte der Affe,
Wählten ihn jene darauf zum Könige ſich und Beherrſcher.
Aber vom Neide bewegt und Gefühl unbilliger Scheelſucht,
Nahm es der Fuchs ſich vor, den neuen König zu ſtürzen.
Als er daher, ein Garn entdeckt bei dunkeler Grotte,
Führt' er Jenen mit hin, als wollt' er einen geſund'nen
Schatz ihm zeigen, der ihm, dem Geſetze gemäß und der Sitte,
Zukäm' als dem Beherrſcher des Lands und dem Obergebieter!
Jener durch Liſt, leichtgläubig, getäuſcht und pelasgiſchen Kunſtgriff,
Eilt' unbedachtſamen Schrittes herbei und fiel in die Feſſeln
Unglückſelig und blieb im verborgenen Garne gefangen,
Ueber den leider zu ſpät bemerkten Betrug und des Fuchſes
Argliſt klagend. Der Fuchs entgegnet' ihm aber: „Du Guter!
„Du mit ſo ſchlecht befundenem Geiſt und ſolchem Gemüthe,
„Wagſt der Thiere König zu ſein und das Scepter zu faſſen?“

Zugeſtandener Rang erſt zeigt, wie ſehr man ihn werth war.

Jupiter und Minerva.

Einſt wählten ſich die Götter Lieblingsbäume,
Wie Jedem Einer werth des Schutzes ſchien:
Die Eiche Herrſcher Zeus, die Myrte Venus,
Der Salzflut Dreizackfürſt die Ficht', Apoll
Den Lorber, Herkules die luft'ge Pappel.
Da ſtaunete Minerva, daß ſie ſich
So unfruchtbare wählten, da ſie doch
Fruchttragender zur Hand die Fülle hatten.
Der Fragenden verſetzte Zeus: „Nicht ſchein' es,
„Als ob um Frucht Auszeichnung wir verkauften".
Ihm Pallas: „„Thuet ihr, was euch beliebt;
„„Ich wähle mir den Oelbaum ob der Frucht!""
Und ſeine Tochter küßte Zeus, und ſprach:
„O Kind, mit Recht wird jede Zeit die Weiſe
„Dich nennen; meines Haupts Geburt biſt du
„Mit Recht; denn, iſt nicht nützlich, was wir thun,
„So iſt der Ruhm daraus nur toll und eitel."

Das unzufriedene Eſelein.

Ein Eslein, einem Gärtner dienend, bat,
Weil es viel Arbeit, wenig Futter hätte,
Zeus, einen and'ren Herrn ihm zu verleihen.
Er gab ihm einen Töpfer; ſtets nun Thon,
Gewicht'ge Ziegel, harten Backſtein tragend,
Lebt' es ein ſchlechter' Leben, denn zuvor.
Drum bat es den Gebieter Zeus nun wieder,

Daß ihm gegönnt ſei, ſeinen Herrn zu wechſeln.
Zeus gab es zu; — durch Kauf erhielt's ein Gerber.
Doch dort verbracht' es gar ein kläglich herbes,
Unſel'ges Leben, ſtets mit ſeiner Brüder
Und Anverwandten faulem Fell belaſtet;
Drum rief es traurig: „Wie viel beſſer war's
„Als Knecht zu dienen bei den früher'n Herr'n
„Denn dieſer ſeh' ich wird, wenn ich der Arbeit
„Erliege, noch des Todten Fell zerquälen!"

Den Herrn verändern, bringt nur ſchlimm'res Los.

Der verſtändige Hund.

Ein Mann hatt' einen Hund! Wenn er genährt
Ihn wollte, that er's ſtets mit eig'ner Hand.
Doch wenn er es ſich vornahm, ihn zu peitſchen,
Trug er dies Amt ſtets ſeinem Diener auf.
Verdroſſen gänzlich dieſes Lebens, ging
Der Hund ihm durch. Sein Herr ihm einſt begegnend,
Hielt es ihm heftig vor, deckt' ihn mit Schimpf,
Und nannt' ihn ganz ein dankvergeſſen' Thier,
Das ſtets von ihm genährt und gut gehalten,
Und nie gepeitſcht, ſo einen lieben Herrn
Deſſungeachtet zu verlaſſen wagte.
„Du," ſprach der Hund, „du ſelber peitſchteſt mich;
„Du ſchlugſt mir meinen armen Rücken wund,
„Dir dank' ich alle meine Geißelnarben;
„Denn, was auf dein Geheiß dein Knecht mir that,
„Das nehm' ich an, als hätteſt du's gethan."

Gleich ſchuldig iſt, wer aufträgt, als wer thut.

Die Katze und der Hahn.

Einen ergriffenen Hahn zuwenden dem nüchternen Magen
Wollte die Katz', allein um des Rechtes Schein zu behaupten,
Und durch die Deck' anständigen Grunds die Schuld zu bemänteln,
Klagte sie, daß er durch Lärm, schlafraubendes, lästiges Schreien
Wage bei Nacht, die erquickende Ruhe der Menschen zu stören.
Als er vertheidigend sprach, er thu' es, um ihnen zu nützen,
Daß Jedweder, gemahnt an den bald anrückenden Morgen,
Wieder gestärkt zum Betrieb' aufstehe des täglichen Werkes,
Klagte sie nochmal ihn an, er hang' an Mutter und Schwester,
Als zu eifriger Knecht; Faullenzer wär' er doch immer.
Jener entschuldigte seinen Gebrauch durch den Nutzen und meinte,
Seine Gebieterin würde dadurch nur reicher an Eiern.
Drauf mit gerunzelter Stirn versetzte die Katze: „Doch wenn auch
„Gründe, so viel du willst, vertheidigen, was du beginnest,
„Hungrig will ich denn doch von dieser Stelle nicht scheiden!"

Welcher da will Gewalt anthun, erpicht auf den Schaden,
Den bekämpfst du umsonst mit Vernunft und hältst ihm das Recht vor.

Der Taucher, der Dorn und die Fledermaus.

Handelsgenossen einst trug eh'rne Gefäße der Taucher,
Kleidungsstücke der Dorn, und durch Wucher gewonnenes Silber
Jenes Geschöpf sich nach Haus, das zwischen Vögeln und Mäusen
Steht in der Mitt', und mit solchem Gepäck ein Schiff sich belastend,
Stachen sie froh in die See, da Gewinn die Gefahren verringert,
Als urplötzlich ein heftiger Sturm anfallend die Armen,
Tief in raffenden Wirbel das Schiff mit der Ladung hinabschlang.
Sie selbst feucht und verarmt, entgingen der Fluth nur mühsam.

Seither lauert der Taucher am ſchaumumſpülten Geſtade
Ob ihm ſeine Gefäße vielleicht anſchwemme die Welle;
Seither hält auch der Dorn der Vorübergehenden Kleider,
Ob er vielleicht ſie als ſein erkenne, mit raffendem Nagel;
Aber die Fledermaus, die ſchon ſeit dauernden Zeiten,
Schuldet des Silbers Menge, vermehrt durch wuch'riſche Friſten,
Schwärmt, ausweichend dem Ruf' am Tage, die finſtere Nacht durch.

Wiederkehren von ſelbſt verlaſſ'ne Gebrechen und machtvoll
Reißt uns dahin die böſe Gewalt unedler Gewohnheit.

Der Löwe, der Eſel und der Fuchs.

Geſellſchaft ſchließend gingen Eſel, Löw'
Und Fuchs einſt jagen; als ſchon viele Beute
Gemacht ward und das Eslein auf Befehl,
Sie in drei Theile theilte, wie es recht
Und billig war, entbrannt' in Zorn der Leu,
Und grauſam wahrlich, böſen Trug dem Theiler
Und Ungerechtigkeit zum Vorwurf machend,
Zerriß er ihn und ſchlang ihn gierig ein.
Sich, blut'gen Rachens, dann zum Fuchſe wendend,
Befahl er ihm ja ſorgſam gleich zu theilen.
Der ſchied nun für den Löwen, eines Theils,
Faſt Alles aus; ſich aber and'res Theils,
Bei der Beſchränkung nur den kleinſten Reſt.
„Wie," ſprach der Löwe lechzend, „Bruder Fuchs
„Biſt du in gleicher Theilung ſo erfahren?"
„„Des Eſels Unglück und trübſel'ges Ende
„„Belehrten mich,"" verſetzte der, „„im Recht.""

Gefahren Andrer dienen uns zur Hut.

Richter Momus.

Jupiter und Neptun und die kunſtgeprieſene Pallas
Stritten ſich einſt, wer unter ihnen die herrlichſte Gabe
Schenkte der Welt. Da ſchuf der olympiſche Vater den Menſchen,
Pallas ein Haus, der König der ſalzigen Wogen den Farren.
Momus, zum Richter erwählt, auf daß er ſich Alles betrachtend,
Dann abwäge den Werth mit gerechter Wage, begann nun
An dem Farren zuerſt die Hörner zu tadeln, dieweil ſie
Ihm an der Stirne ſteh'n, da beſſer ſie doch an den Schultern,
Wo mehr Kraft gewänne der Stoß, ihm dienten zur Abwehr;
Dann, daß tief in der menſchlichen Bruſt Verſtand und Empfindung
Schliefe, tadelt' er auch, da beſſer von außen ſie ſtünden,
Oder zur Schau geſtellt durch ein offenes Fenſter erſchienen,
Um ſein verborgenes Denken genau und ganz zu enträthſeln.
Endlich verwarf' er das Haus, und zieh es des merklichen Fehlers,
Daß auf beweglichen Rädern es nicht aufſtünd', um den Eigner
Hinzutragen nach ſeinem Gelüſt an die äußerſten Grenzen,
Immer bereit, die Nähe zu flieh'n des zänkiſchen Nachbars.

Selbſt das Allertrefflichſte kann man verwerfen und tadeln.

Die Fledermaus und der Marder.

Als das Thier, das ſpät ausflattert' am Abend, herabfiel,
Und ſich ein räub'riſcher Marder erboſt anſchickt', es zu tödten,
Bat ſchutzflehend um Lebensfriſt ihn jenes und Schonung.
Doch da der Marder verneint', ihm Schonung gewähren zu können,
Weil er, nach ſeiner Natur, feindſelig den Vögeln geſinnt ſei,

Gab es, den kahlen Bauch und die milchigen Euter ihm zeigend,
Nicht als Vogel ſich ſondern als Maus ihm klar zu erkennen,
Und ſo entkam es denn, heiler Haut, in den offenen Himmel.
Ebendasſelbe fiel bald d'rauf in die grauſamen Klauen
Eines anderen Marders; auch hier, Freilaſſung erflehend,
Höret' es, daß mit den Mardern den Mäuſen ſtete Befehdung
Obwalt', und es daher nicht Schonung dürfte gewarten.
Aber, die Flughaut zeigend, ſo zart wie die Federn des Vogels,
Die ihm am Rücken haftet, beſtand es darauf, daß ein Vogel,
Keine Maus es wär', und entkam in die Lüfte dann wieder:
So zweimal, durch des Namens Veränderung ward es gerettet.

Nicht die nämliche Weiſ' allimmer im Handeln verfolge,
Wer zu vermeiden begehrt die Gefahr des ſchwankenden Zufalls.

Der Eſel und das Pferd.

Der Eſel pries das Pferd einſt hochbeglückt,
Dieweil es überſatt von Gerſte, zierlich
Und wohlgehalten immer durch den Glanz
Des Fell's und durch Vollkommenheit der Glieder
Der Herren Sorg' und Neigung ſich gewänne;
Indeß er kaum durch ſchlechte Streu den Hunger
Und ſeinen leeren Magen ſätt'gen könnte,
Noch überdies gedrückt von ſchwerer Laſt.
Doch als er es, da Kriegsgewühl entſtand,
Gewappnet und vom Herrn beſtiegen ſah,
Wie er's zum Kampfe rüſtet' und es oft
Mit ſcharfen Spornen in die Feinde trieb,
Von wannen es verwundet und geſtürzt

In ſchwerem Falle, kaum noch lebend kam,
Da ändert' er die Meinung und beklagte
Vor ſolchem Leid ſein Los nicht mehr als hart.

Siehſt du der Reichen leichtgefährdet' Los,
So lerne deiner Armuth Feſſel lieben.

Der Hund und der Wolf.

Als einen Hund, der vor der Stallthür ſchlief,
Der Wolf losſtürzend ſchon zerreißen wollte,
Bat jener winſelnd und mit bangem Stöhnen
Den Wolf, daß er ihn nicht verzehren möchte;
„Zum mindeſten gib," ſprach er, „(denn du ſiehſt,
„Wie dünn und dürr ich bin), nur kurze Friſt;
„Denn morgen hab' ich Hochzeitmahl daheim,
„Wo ich an leck'rer Tafel prall genährt
„Als fett're Beute daß dir munden werde."
Dadurch beſchwatzt, entließ der Wolf den Hund
Mit heiler Haut. Nach Tagen wiederkehrend,
Fand er ihn oben auf dem Hauſe liegen,
Und, als er ihn von unten wach geſchrie'n,
Gemahnt' er ihn des abgeſchloſſ'nen Bundes.
Doch ſchelmiſch lächelnd ſprach nun der: „Freund Wolf!
„Wenn du mich je vor'm Stalle ſchlafend fändeſt,
„Wart' ja nicht wieder auf das Hochzeitmahl."

Wer die Gefahr beſtand, hat den Gewinn,
Daß er in Zukunft ſie zu meiden weiß.

Der Vater und die Söhne.

Zu seinen Söhnen sprach ein Vater sterbend,
Er habe vieles Gold verscharrt in seinem
Weingarten; drum, nach seinem Tode, möchten
Aus ganz durchwühltem Grunde sie es graben.
So jener; aber als die Kinder fragten,
Er möchte sie belehren, wo im Garten
Das Gold denn läge, ließ er, nichts mehr sprechend,
Sie des erwünschten Ortes ungewiß.
Die, nach des Vaters schnell besorgter Leiche,
Begannen nun mit harter Hark' im Garten
Bald hier bald dort aufgrabend alles Erdreich
In mäßig kleine Schollen zu zerbrechen.
Umsonst; denn nirgend war ein Gold verborgen;
Jedoch der Weinberg, durch dies Müh'n bewältigt,
Trug ihnen eine reiche Les' als Zins.
Da sprach der erste Sohn: „Seht, dieses ist
„Der Schatz, den unser em's'ge Vater uns
„Am Todtbett hinterlassen — unser Fleiß!"

Jedwedem wird sein eigner Fleiß zum Schatze.

Des Jaërnus Fabeln.

Fünftes Buch.

Das Rohr und der Oelbaum.

Als um den Vorrang in der Kraft und Stärke
Einſt Rohr und Oelbaum ſtritten, ſagten ſie
Einander bittere Beleidigungen.
Und ſo zwar: „Thor, du ſtellſt dich über mich,
„Und wagſt mit mir zu ſtreiten?“ ſprach der Oelbaum,
„Mit unerſchüttert kräft'gem Stamme fuß' ich,
„Du klebſt tief wurzelnd in der Erde feſtem Grund.“
Als dieſer übermüthig alſo prahlte,
Schwieg, endend ſolchen unbeſcheid'nen Zank,
Das Rohr und harrte ruhig ſeiner Zeit.
Da lagerte der Oſt ſich grauſen Wirbels
Auf's Land! Als unvorſichtig ihm der Oelbaum
Trotz bot, fiel er zerſplittert auf den Boden.
Allein das Rohr nachgiebig da und dorthin
Gebogen durch des Hauches leichten Zwang
Konnt' unverſehrt und wohlbehalten über
Der Feindin vor'gen ſchroffen Hochmuth lachen.

Dem Mächtigern nicht Trotz zu bieten frommt.

Hund, Hahn und Fuchs.

Auf eine weite Reiſe gingen Hund
Und Hahn und nahmen, als der Abend nahte,
Zur Ruhſtätt' einen Baum. Der Hahn erſtieg
Des laub'gen Hauſes hohes Dach; der Hund
Verkroch ſich in den ausgehöhlten Strunk.
Als nun bei Tagesanbruch', wie gewöhnt,
Der Hahn zu krähen anfing, kam ihm eben
Ein Fuchs entgegen, der ihn dringendſt bat,
Herabzuſteigen und ſich ihm zu gönnen;
Er wünſchte, ſo ein ſtimm- und klangreich Thier
Zu herzen, zu umarmen, ſatt zu ſchauen.
Der Hahn, die Liſt erkennend, ſprach: „Ich wünſche
„Nach Kräften dir zu dienen, zu gewähren
„Und dir zu nah'n; doch, bitt' ich, wecke nur
„Den Pförtner erſt, der unten ſchlummert, auf,
„Daß er das Thor aufſperr' und mich entlaſſe."
Als nun der Fuchs den Pförtner rief, erſchien
Der Hund, erkannte ſeinen Feind, ergriff
Ihn unvermuthet und zerfleiſcht' ihn grimmig.

Wer Trug bezweckt, wird ſelbſt mit Recht betrogen.

Die beiden Hunde und der Koch.

Zu eines Gaſtes Ehre ließ ein Mann
Mit leck'rer Koſt ein üppig Mahl bereiten.
Sein Hund auch rief den mitgebrachten Hund
Und hieß ihn folgen in des Herrn Küche.

Der, ſehend ſolche prächt'ge Koſt, rief aus:
„Ha, welche neue Freuden thuen plötzlich,
„Welch' eine neue Luſt vor mir ſich auf!
„Wie viele, welche Leckerbiſſen ſeh' ich.
„Mit allem dem füll' ich mich an und prall,
„Verſpür' ich Hunger wol drei Tage nicht!"
Als er ſo faſelte und mit dem Schwanze
Recht herzensfroh und ſpielend wedelte
Und deſſen Worten trauend, der ihn lud,
Im Geiſt' an all' den leck'ren Speischen aß,
Ergriff der Koch ihn plötzlich bei den Beinen
Und warf zum hohen Fenſter ihn hinaus.
Als er betrübt nun, elend, weinend, winſelnd
Davon ſchlich, ſtieß ein and'rer Hund auf ihn
Und fragt' ihn, ob er recht nach Luſt geſchmauſt?
„O ja," verſetzt' er, „komm' ich doch ſo trunken,
„So naß, ſo voll zurück, daß ich ſogar
„Den Weg, auf dem ich fortging, nicht bemerkte!"

Wer dir vom fremden Gute wohlthun will,
Dem, wenn du weiſe biſt, vertraue nicht.

Der Aff' und der Delphin.

Der Schiffer Brauch von alter Zeit her iſt's,
Zur Unterhaltung auf der Meeresfahrt
Sich Hündchen oder Affen mitzunehmen.
So ſchifft' am attiſchen Geſtad hin Jemand
Mit einem Affen einſt, als Luſtigmacher.
Doch ſieh! von grauſem Wirbel aufgeregt,
Verſchlang ein Seeſturm nah' an Attika's

Berühmten Cap, an Sunium, das Schiff.
Als dort mit anderen Schiffbrüchigen
Der Aff' auch schwamm, kam ein Delphin und meinend,
Es sei ein Mensch, eilt' er ihm zu; errett'
Ihn aus der Fluth und fragt' ihn, ob er Bürger
Von Attika wol wäre. Jener gab sich
Für einen Edlen, Hochgebornen aus.
Als sie in den Piräus dann gekommen,
Den weltberühmten Hafen der Athener,
Befragte der Delphin den Affen, ob er
Auch den Piräus kenne? — Dieser, glaubend,
Er frag' um einen großen Mann, gab vor,
Daß er ihn kenne, ja sein Freund gar sei.
Ob dieser Eitelkeit erzürnt, erkannt'
Erst jetzt ihn der Delphin als Vieh und stieß
Ihn wieder in die trotz'ge Salzfluth nieder.

Die unverschämten Lügner pflegen sich
Durch eig'ne Lügen selbst zu widerlegen.

Der Räuber und seine Mutter.

Fort ward ein Räuber geschleppt zum bitteren Tode verurtheilt,
Um zu empfah'n den würdigen Lohn für sündiges Leben.
Als sich ihm aber vor Augen gestellt die trauernde Mutter
Mit wehklagender Stimm' ihr unseliges Jammern verdoppelnd,
Und es erlaubt ihm ward, sie anzusprechen, zu küssen,
Fuhr er ins Angesicht mit schneidenden Bissen der Mutter
Und entstellt' ihr ganz, die Nase zerfleischend, das Antlitz;
Schrecklich verwünschte den Sohn das Volk, das schaudernd herumstand,

Nannt' ihn den ſchrecklichſten Mörder; verhing ihm die ſchwerſte der Strafen
Und rief laut, er verdien' abſchreckende Strafe zur Warnung.
„Hört," rief Jener, „ihr Bürger! damit durch ſo gräßliche Klage
„Nicht ungehört ihr Einen, der's nicht verdiente, verdammet:
„Meines Verderbens Beginn, der Grund der entſetzlichen Seuche
„War ſie allein, der Grund all' meines begangenen Böſen
„Sie, die Mutter, allein; ſie Quell des entehrenden Todes,
„Sie von der Jugendbildung Zeit, von der Kindheit allein ſie.
„Damals war's, wo ein Buch zufällig einem Geſpielen
„Noch unwiſſend ich nahm und des Rechts unkundig, und ihr es
„Vorwies, ihr, die mit froher und heiterer Stirn' es belächelnd,
„Mit liebkoſender Schmeichelred' abnahm das Geſtohl'ne;
„Seither anderen Diebſtahl ſtets und anderen wagend,
„Hab' ich an dieſe Kunſt als ein Taugenichts mich, ihr Bürger!
„An die Lebensart mich gewöhnt, für die ihr die herbe
„Strafe mir nun und der gräßlichen Kreuzigung Qual mir beſtimmt ſeht,
„Die zu vermeiden ſo leicht und wohlbehalten zu bleiben,
„Wäre gegönnt mir geweſen, den Sinn umwandelnd zum Guten,
„Hätte ſie kraft der Muttergewalt, durch die heilſame Geißel
„Mich, wenn ich Fehler beging, in den zarteren Jahren gezüchtigt."

Unheil bringt den Kindern der Aeltern ſchädliche Nachſicht.

Der Landmann und Jupiter.

Ein Landmann dung ſich einſt vom Jupiter
Ein Ackerfeld um gleichen Fruchtertrag
Dagegen, daß der Gott nach ſeinem Wunſche,
Hört! nach des Landmann's Wunſch, der große Zeus,
Ihm Regen, heit'ren Himmel, Lüftchen ſende.

Dann fing er emſig an, das Feld zu bau'n;
Vor ſticht die Saat, reichhalmig ſproßt ſie auf,
Dieweil der Gott bedung'nen Wechſel hält
Und nach Begehr die Lüfte bald durch Weſt
Beflügelt, bald durch Regen ſchwellt, bald klärt.
Man erntet; doch wie täuſcht des Landmanns Gier
Taubähr'ger Saaten unfruchtbarer Hauf!
Mit Lächeln ſah auf den Verluſt, der lenkt
Des Himmels Höhen und der Erde Gründe.
Jedoch, um ſeine Vorſicht kund zu thun,
Begann er: „Siehſt du, Guter, was das Jahr,
„Das du beſtimmt, und dein Bemüh'n genützt;
„Und daß ich immer dir gehorcht und ſtets
„Nach deinem Wunſche ſchuf die Witterung.
„Betrachte, willſt du, nun das nächſte Jahr:
„Du pflüg' und jät' und egge, wie du pflegſt;
„Mich laſſ' gewähren aber und nach Willkür
„Wind ſenden, Wolken oder Bläue geben;
„Ich will dir zeigen: mehr kenn' ich als du!"
So Jupiter; der Landmann ging es ein;
Und reichlich füllt' im nächſten Jahr, obwol
Verkehrt der Dinge Gang war, Korn die Scheunen.

Von nun an ſchrieb der Menſch Gott nimmer vor,
Und hält für's Beſte, was ihm der verhängt.

Der Holzhauer und Merkur.

Als am Strome Holz ein Bauer fällte, fiel von Ungefähr
Ihm ſein Beil hinab und ſank im tiefen Waſſerwirbel ein.
Da begann er denn mit Thränen zu bejammern ſein Geſchick.
Doch erbarmend trug ihm edle Hilfe der Cyllener an

Und hinuntertauchend bracht' er aus des Fluſſes tiefſtem Grund
Ihm ein gold'nes Beil und fragt' ihn, ob das wol das ſeine ſei.
Jener ſagte: nein; er müſſe drum wol nochmal ſuchen geh'n.
Und der Gott, ſich wieder ſenkend in des Stromes tiefſten Schlamm,
Bracht' ihm, als er draus empor getaucht ein andres, ſilbernes
Und erhielt auf gleiche Frage gleiche Antwort wiederum.
Endlich fiſcht' er denn mit vielem Fleiß ein eiſern Beil heraus,
Welches jener frohen Herzens und mit warmem Danke nahm.
Doch der Gott, des ſchlichten Mannes Unverderbtheit billigend,
Schenkt' aus freiem Trieb' das gold'ne Beil ihm und das ſilberne.
Als der Bauer dies Begebniß ſeinen Freunden nun erzählt,
Dachte gleich aus ihnen Einer, reich zu werden durch Betrug;
Und zur ſelben Stelle gehend that, was jener ſchlichte Mann
Dort aus Zufall that, daß nämlich ihm ſein Beil hinunterfiel,
Er nunmehr aus freier Abſicht und mit ränkevollem Sinn. —
Als er um's verlorne Beil nun klagte, kam der Gott daher,
Bot ſich ebenfalls dem armen Weinenden als Finder an,
Und, als er ein gold'nes Beil ihm aus dem Strom' heraufgeholt,
Fragt' er: „Freund, iſt das wol deines?" — Jener voll Begierde rief:
„„Ja das iſt's fürwahr, iſt meines, — iſt mein eig'nes liebes Beil!""
Und der Gott, die Unverſchämtheit findend ſeines Abſcheus werth,
Weigerte ſich nicht nur, ihm das Beil aus Golde zu verleih'n,
Sondern gab ihm ſelbſt das eig'ne Beil von Eiſen nicht zurück.

Wer begehrt, was gut und recht iſt, den bereichert oft der Gott;
Doch die Ränkevollen, Böſen macht er oft dagegen arm.

Der geſchundene Wolf.

Den kranken Leu'n beſuchten einſt die Thiere;
Schon alle waren da, der Fuchs nur nicht.
Der Wolf, der ſich des Fürſten Ohr erſchmeichelt,

Begann den Fernen hämiſch zu verläumden:
Was ihn nur ſonſt verhindert haben könnte,
Dem kranken König auch hier aufzuwarten,
Wenn nicht ſein Starrſinn und ſein Uebermuth,
Der es gewagt, den König zu verachten.
Doch bei des Wolfes letztem Worte faſt
War auch der Fuchs zugegen und entnahm
Gar leicht aus Allem, was man von ihm ſprach.
Entbrannt vom Zorne knirſcht der Leu ihm zu;
Allein der Fuchs, vom Schrecken bald erholt,
Erbat ſich dennoch zur Vertheid'gung Friſt
Und fing denn alſo ſeinen Vortrag an:
„Großmüth'ger König, wer von allen nur,
„Die hier verſammelt ſteh'n im Königshaus,
„Hat für dein Wohl ſich mehr bemüht als ich,
„Der ich betrübt durch alle Lande lief,
„Bei allen Aerzten, allen Tempeln forſcht'
„Und Rettung ſuchte meinem kranken Herrn!
„Ich fand ſie aber auch!“ — „„Und welche? ſprich!““ —
„Einhüllen mußt du in ein friſch entnomm'nes,
„Noch laues Fell dich vom lebend'gen Wolf!“ —
„„Ei dieſes Mittel,““ ſpricht der Löw', „„iſt leicht;
„„Der Wolf iſt da; — lebendig ſchindet ihn!““ —
Geſagt, gethan! Gekehrt voll bitt'ren Spottes
Zum halb entſeelten Gegner lacht der Fuchs:
„Warum hier öffentlich ſo nackt, Freund Wolf?
„Du willſt doch aus dem Koch kein Ringer werden?“

So geh' es Jedem, der des Herren Gunſt
Zum Sturz Unſchuldiger mißbrauchen will!

Fuchs und Adler.

Damit durch Nachbarſchaft die Freundſchaft wüchſe,
Beſchloſſen Fuchs und Aar, durch treue Liebe
Verbunden, mit einander ſtets zu wohnen.
Und der zwar ſchlug auf eines Baumes Wipfel,
Sein Neſt auf, jener in dem hohlen Strunk.
Und dort gebaren Beide ihre Jungen.
Doch als der Fuchs ausging einmal auf Fraß,
Da flog der Aar, vom Hunger angetrieben,
Aus ſeinem Neſt zum Fuchs und trug die Jungen
Zur ſüßen Atzung ſeiner Brut hinauf.
Was nun der Fuchs zurückgekehrt den Frevel
Erkennend und den arg gebroch'nen Bund,
Für Schmerz und Leid empfand, wie grimmig er
Von fruchtlos eitlen Zornes Gluth entbrannte,
Mag Jeder wol nach eig'nem Sinn ermeſſen.
Jedoch betrübt' ihn ſeiner Kinder Tod,
Der bitt're, lang nicht ſo, als daß dem Vogel,
Er, als ein erdelebend Thier, ja kaum
Zu ſchaden, zu vergelten fähig ſchien.
Was alſo nun der Arme konnte, that er:
Daß gegen ſeinen übermüth'gen Freund
Er wüthend Schimpf und leeres Drohen häufte.
Doch lang nicht freute ſich der Treuvergeſſ'ne
Der frechen Unbild; denn als Bauern eben
Ein Zicklein auf dem Acker opferten,
Flog er hinzu und ſtahl ein Stücklein Fleiſch,
Dran noch vom Herd ein glühend Köhlchen hing.
Als er in's Neſt das trug, ſo fing das dürre
Verborg'nes Feuer, und die Flamme, vom
Entſtand'nen Wind genähret, griff des Aars

Unflügge, zarte Jungen wüthend an!
Als sie versengt nun niederfielen vor
Der Mutter Augen, die ihr Los beweinte,
Verzehrte doppelt freudig sie der Fuchs.

Wer zarte Freundschaft brach, dem droht, wenn auch
Die Menschen sich nicht rächen, Gott als Rächer.

Die Lerche.

Ihre Scheitel hat die Lerche wohlversehn mit hohem Kamm,
Nistet meistens in den Saaten, und um solche Jahreszeit
Legt sie fast nur ihre Eier, daß sie die erwachs'ne Brut,
Wenn die Ernte naht, im ersten Ausflug unterweisen kann.
Diese hatte nun gerade sich zu reife Saat erwählt;
Darum, als die Aehren falb schon wurden, konnte noch die Brut,
Federlos, nicht wagen, aus der Mutter Haus hervorzugeh'n.
Als daher, der Nahrung wegen, außer Haus die Mutter ging,
Bot sie ihnen auf, zu sehen, wenn was Neues sich ergäb',
Ihr genau es auszurichten, Alles wohl zu merken sich.
Sieh, da kommt der Herr der Saaten, ruft den Sohn herbei
und spricht:
„Siehst du, reif ist ringsum Alles, fordert Alles schon die Hand;
„Darum morgen, wie des Tages erster Dämmer aufgeglänzt,
„Geh' und sprich die Freund' um Hilfe bei der Ernte wechselnd an."
Als die Mutter heimkehrt, richten ihr's die Jungen ängstlich aus;
Aber jene heißt sie ruhig und noch fern von Sorge sein;
Noch wird keine Ernte, wenn er auf die Freunde sich verläßt.
Als, am andern Tag', die Lerche wieder Nahrung suchen ging,
Harrt der Herr auf jene Leute, die zu rufen er befahl;
Und die Sonne sticht schon glühend, nichts geschieht, kein Freund ist da.

Und er ſpricht zu ſeinem Sohne: „Sieh, die Freunde ſind uns träg;
„Laſſ' uns lieber die Verwandten und Verſippten rufen geh'n,
„Daß ſie morgen uns, bei Zeiten, in der Ernte ſei'n zur Hand!"
Wieder richten nun die Jungen das erſchreckt der Mutter aus.
Doch auch jetzt noch heißt die Mutter ohne Sorg' und Furcht ſie ſein.
„„Gebet ihr nur,"" ſprach ſie, „„fleißig und genau, auf Alles Acht,
„„Was von Jenem wird geſprochen, und was wiederum geſchieht.""
Morgen ward es und der Vogel flog auf Nahrung aus, wie ſonſt;
Auf Verwandte und Verſippte wartet jener gute Mann.
Endlich ihrer ſich begebend, gab er ſeinem Sohn Befehl,
Daß er ein Paar Sicheln mit ſich trag' heraus am nächſten Tag;
„Du wirſt," ſprach er, „eine nehmen, und die andre nehm' ich ſelbſt;
„Traun' mit eig'nen Händen und mit unſ'rem Hausvolk thun wir's ab!"
Als der Vogel dies erfahren, ſprach er ſchnell zu ſeiner Brut:
„„Jetzo wahrlich muß ich ſehen, daß ich euch von hinnen bring';
„„Ernte, ſicherer als Alles, wird gewiß hier morgen ſein,
„„Da der Eigenthümer ſelber die Beſorgung auf ſich nahm!""

Dieſen Denkſpruch magſt du immer feſtbewahren im Gemüth:
Nie erwarte von den Freunden, was du ſelber machen kannſt.

Der Vater, der Sohn und der Eſel.

Ein alter Vater und ſein Söhnlein trieben
In's nächſte Städtchen zum Verkauf am Markt',
Ein Eslein unbelaſtet vor ſich her.
Als dies ein Bauer, der am Wege pflügte,
Bemerkte, fing er weiblich an zu lachen,
Daß, wie Hofmeiſter ihre jungen Herren,

Den Esel sie so müßig vor sich trieben,
Fast Greis der eine, Kind der and're, beide
Im Alter, dem Getragenwerden frommt.
Den Vater, den es traf, bewegte dies,
Daß er den Sohn aufsitzen hieß. Ein And'rer,
Der gerade seines Weges kam, begann
Den Greis zu tadeln, daß er allzuweich,
Den jungen, kräft'gen Burschen tragen ließe
Und er, der schwache Greis, zu Fuße ginge.
Das schien gegründet. Darum hieß der Vater
Den Sohn absteigen, um bis an das Dorf,
Durch das sie mußten, selbst zu reiten. Da nun
Verfolgt mit Hohne wieder man den Greis,
Daß er, ein blühend kräft'ger Mann noch, ritte,
Sein Söhnlein aber eine solche Reise
Zu Fuße mitzumachen zwänge. Müde
Des unausstehlich neidischen Gespött's,
Heißt auf des Esels Hüften hinter sich
Den Sohn er sitzen, und die Last verdoppeln.
Ein Wand'rer, den der Esel dauerte,
Schalt nun: „Traun, Alter, wenig werth sein muß
„Dir dieses Thier, weil du so arg es quälst
„Durch zweier Körper ungeheu're Last!"
Verwirrt gemacht durch so viel Meinungen,
Stand unentschlossen lang der Vater da,
Weil weder leer, noch so verschiedenartig
Belastet, ihm der Esel ungeschoren
Durch aller Spötter Reihen wandeln konnte.
Zuletzt versucht' er auch noch diesen Weg,
Und durch die aufwärts fest gebund'nen Füße
Ihm eine Stange ziehend, hoben sie
Ihn auf und trugen ihn auf ihren Schultern.
Da strömte zu der ungewöhnten Schau
Die Menge der Vorübergehenden;

Starb faſt vor Lachen; ſchalt ſie Beide toll
Und höhnte Beide, doch zumeiſt den Greis.
Nun erſt, von übermächt'gem Zorn erfaßt,
Ergreift er das verdammte Thier und ſchleudert's
Von hohem Damm in's nahe Strombett nieder.

Wer Allen zu gefallen ſtrebt, der ſchadet
Sich ſelber meiſt, und thut es Keinem recht!

Der Löwe, der Fuchs und der Eſel.

Gemeinſchaft ſchließend, gingen Fuchs und Eſel,
Um Wild zu jagen, in das Dickicht einſt.
Da ihnen nun ein Leu begegnet, nimmt
Der Fuchs, von Furcht und Schrecken übermannt,
Zu ſeiner Künſte böſen Ränken Zuflucht.
Er redet's nämlich mit dem Löwen ab,
Daß der ihn ungeſtraft entkommen ließe,
Wofern er ihm den Freund durch Liſt verſchaffte.
Und führt auch bald den unvorſicht'gen Eſel
In ein dort eben aufgeſtelltes Netz.
Als nun der Leu den Fang im Sichern ſah,
Faßt er den Fuchs zuerſt und zehrt ihn auf,
Und frißt, zum Eſel dann gekehrt, auch den.

Verräther haßt man ſo, daß ſie oft dort,
Wo ſie Belohnung hoffen, Strafe finden.

Der Fuchs und der Igel.

Durch eines Strom's Untiefe ſchwamm ein Fuchs;
Allein am Ufer ſelbſt, im ſchlamm'gen Sande,
Blieb er, ins tiefe Moor getaucht die Schenkel,
Der Fliegen ſcharfen Biſſen Preis gegeben.
Des ausgeſetzten Fuchſes Leid betrauernd,
Trug ihm ein Igel, der des Weges kam,
Ganz mild und emſig ſeinen Beiſtand an,
Wenn er vielleicht zu helfen ihm vermöchte. —
Drum ſprach er: „Da ich hier nicht retten kann,
„Will ich dir, willſt du's, doch die Fliegen ſcheuchen,
„Die dich verzehren!“ — „„Laſſ'!““ verſetzt der Fuchs,
„„Denn weichen dieſe, die, gefüllt und prall,
„„Mir nun nicht viel zu ſchaden mehr vermögen,
„„So kämen and're hungrige ſogleich,
„„Die mir des Blutes letzten Reſt entſögen!““

Die Neues ſtets und And'res ſich begehren,
Was bringen ſie zuweg', als größ're Noth?

Aeſop und der Sieger im Kampfſpiele.

Als einen Sieger in dem Kampfſpiel' einſt
Der Weiſe ſich gewaltig prahlen ſah,
Befragt' er ihn, ob denn ſein Gegner ſtärker,
Als er geweſen ſei? — „Sprich Solches nicht,“
Verſetzt ihm der, „die größ're Kraft war mein!“

„„Nun,““ ſprach er, „„Thor, welch Lob haſt du verdient,
„„Wenn Stärk'rer du den Schwäch'ren haſt beſiegt?
„„Erträglich wärſt du, wenn du ſpräch'ſt, du habeſt
„„Zufällig einen Stärker'n überwunden!““

Der Hahn und die Katzen, als ſeine Sänftenträger.

Zu Sänftenträgern hatt' ein Hahn einſt Katzen.
Als ihn der Fuch's ſo glorreich tragen ſah,
Sprach er: „Hab' Acht, und hüte dich vor Trug!
„Denn ſiehſt du ihr Geſicht an, traun! du meinteſt,
„Sie trügen eine Beute, keine Laſt.“
Als aber hungrig ward die wilde Schar,
Zerriß ſie ihren Herrn, und theilte frevelnd.

Aeſop und der Knecht auf der Flucht.

Ein Knecht, der ſeinem rauhen Herrn entfloh,
Stieß auf Aeſop, als Nachbar ihm bekannt.
„Was ſo verwirrt?“ — „„Dir will ich's ſagen, Vater,
„„Denn ſo genannt zu werden biſt du werth,
„„Weil man dir ſicher ſich vertrauen darf.
„„Da gibt es Streich auf Streich; nie fehlt's an Schlägen;
„„Dann ſchickt man mich zur nied'ren Sklavenarbeit.
„„Nachtmahlt zu Hauſ' er, ſteh' ich Nächte durch;
„„Iſt er geladen, wach' ich auf der Straße,
„„Ergraut als Knecht, verdient' ich Freiheit wol.

„„Wär' ich mir einer Schuld bewußt,
„„Mit Gleichmuth trüg' ich's. Niemals wurd' ich ſatt,
„„Und duld' ich Armer hartes Joch dazu.
„„Aus dieſem Grund und tauſend andern noch,
„„Beſchloß ich fortzuflieh'n, ſo weit ich kann!““
„Nun,“ ſprach er, „höre, wenn du, ohne Böſes
„Gethan zu haben, trägſt ſolch Ungemach,
„Was glaubſt du, litteſt du, wenn du gefehlt?“
Durch dieſen Rath ward ihm die Flucht verleidet.

Der hungrige Bär.

Wenn's oft dem Bär' an Vorrath fehlt im Walde,
Läuft er zum Klippenufer, faßt den Fels,
Und ſenkt die zott'gen Schenkel ſacht' ins Waſſer.
Sobald nun Krebſ' im Fell' ihm haften bleiben,
Eilt er ans Land' die Meeresbrut entſchüttelnd,
Und letzt ſich ſchlau an aufgeleſ'ner Koſt.

So ſchärft der Hunger Thoren ſelbſt den Geiſt.

Der Fuchs.

Gefangen in der Schling' am Zaun, verlor
Ein Fuchs im Flieh'n den eingeklemmten Schwanz.
Das dünkt' ihm alſo widerlich und ſchändlich,
Daß er ſein Leben für verbittert hielt.
Zuletzt erdacht' er dieſes Mittel ſich:

Er rieth den Füchſen allen, ſich die Schwänze
Als unbequeme Bürde wegzukappen,
Und das empfahl er, als er zur Verſammlung
Der Füchſe Volk berufen, dringend an.
Doch einer aus der Schaar bemerkte, ſchmunzelnd:
„Gibſt du, o Bruder, weil's dir ſelber frommt,
„Uns übrigen vielleicht nur ſolchen Rath?“

Schuld deckt gern eig'ne Schmach durch allgemeine.

Der Finkler und die Lerche.

Als Fallſtricke den Vögeln einſt aufſtellte der Finkler,
Sah ihn vom hohen Baum herab,
Und, was er mache befragt' ihn, forſchenden Sinnes die Lerche.
Ich baue, ſprach er, eine Stadt.
Dann nachſtellend, ſetzt' er ſich fern in dunkeles Strauchwerk
Und in der Bäume Schatten hin.
Jene glaubte dem Wort, und um ſich die werdenden Mauern
Der Stadt recht nahe zu beſeh'n,
Flog ſie hinzu und blieb in den täuſchenden Schlingen gefangen.
Als ſeinen Fang der Finkler nahm,
Rief ſie: Du redlicher Mann, wenn ſolche Städte du aufbauſt,
Wirſt du nicht reich an Bürgern ſein!

Dort wo Liſt und Betrug aufſchlugen ihr Lager, da wird ſich
Nicht gern anbau'n ein Biedermann!

Die Schlange und die Eidechse.

Als eine Schlang' einſt eine Eidechſ' eben
Mit offnem Rachen wollt' hinunterſchlingen,
Erfaßte die ein nahe liegend Reislein,
Und es querüber ſcharfen Biſſes haltend,
Zwang ſie den haſt'gen Schlund durch ſchlaues Zögern.
Die Schlange ließ die eitle Beute fahren.

III.

Aus dem dichterischen Nachlasse.

Lyriſches und Epigrammatiſches.

(1848—1874.)

Ein belauſchtes Paar.

Durch des Gartens Dämmerräume
Ging ich ſinnend und allein,
Auf dem grünen Laub der Bäume
Lag wie Reif der Mondenſchein.

Tiefe Stille rings im Düſtern —
Alle Wipfeln regungslos —
Nur ein leiſe liſpelnd Flüſtern
In der nahen Laube Schoos.

Süß wie Menſchenlaut zu hören,
Klang's von dorther an mein Ohr:
Nur zu lauſchen, nicht zu ſtören,
Schlich ich ſachte, ſachte vor:

„O, mein Herz! O du, mein Leben,
Du biſt mein und ich bin dein!
Keinen Himmel kann es geben,
Sollteſt du nicht drinnen ſein!"

„Süße Quelle meiner Schmerzen,
Inbegriff all' meiner Luſt,
Ruhe ſanft an meinem Herzen,
Schmieg dich feſt an meine Bruſt!"

Worte, noch viel ſüßer wehen
Durch der Laube Dunkelklar —
Laub, entzwei! — Ich muß dich ſehen,
Wunderſelig Liebespaar!

Und wer ſprach die ſüße Weiſe,
Die mein Ohr bezaubert traf? —
Eine Mutter war's, die leiſe
Ihren Säugling wiegt' in Schlaf!

Abgeſchloſſenheit.

Im tiefen Alpengrunde
Da rauſcht ein Bächlein klar,
Man nimmt in mancher Stunde
Sein Rieſeln deutlich wahr.

Entſprungen kaum der Quelle,
Vergräbt es ſich im Thal,
Und birgt die ſcheue Welle
Vor'm heit'ren Sonnenſtrahl.

Und glaubt es ſich gefunden,
Und glaubt es ſich entdeckt,
Schnell wieder iſt's entſchwunden
Und dichter noch verſteckt.

Es fließt auf eigenen Bahnen,
Noch Niemand ſchöpfte d'raus,
Es läßt ſein Daſein ahnen,
Doch nirgend bricht es aus.

So rinnt's vom Berge nieder
Durch Wieſ' und Kluft und Hain,
Und gräbt ſich heimlich wieder,
So wie's entſprungen, ein. —

So hält's in manchen Stunden
Der Dichter mit dem Lied,
Das, tiefgeheim empfunden,
Den Blick der Menge flieht.

Er trägt's im warmen Buſen
Verborgen und verwahrt,
Ein heilig Pfand der Muſen,
Für rauhe Zeit zu zart.

Wohl ahnen, die ihn kennen,
Daß nicht ſein Quell geſtockt,
Doch können ſie's nicht nennen,
Wohin ſein Lauf ihn lockt.

Oft ſeh'n ſie's in ihm wogen,
Als bräch' es aus mit Macht,
Doch, dichter nur umzogen,
Vergräbt es ſich in Nacht.

Und wie geheim geboren,
Sein Lied der Welt entſchwand,
So bleibt's ihr auch verloren,
Und endet, wie's entſtand.

(1856.)

Winternacht.

In matt erhellter Stub' allein
Sitz' ich in ſpäter Winternacht;
Das tobt wie ein Geſpenſterreih'n,
Der draußen ſeine Runde macht!

Die Flamm' im Ofen knistert schrill,
Im Schlote stoßweis pfeift der Wind;
Dazwischen Alles wieder still,
Dann heult ein Wolf, dann ächzt ein Kind.

An meinem Fenster schwirrt's vorbei,
Als zög' der Wildgraf aus auf Raub,
Bald laut und schwer wie hagelnd Blei,
Bald leis' und leicht wie rieselnd Laub.

Die Scheibe zeigt beim Kerzenschein
Matt spiegelnd mir mein eigen Bild,
Und durch mein Bild von fern herein
Taucht auf ein dämm'rig Schneegefild.

Der Garten, der, wenn Frühling nah',
Mich lebensgrün zum Leben weckt,
Nun liegt er wie ein Kirchhof da,
Vom weißen Bahrtuch überdeckt.

Da stürmt ein Stoß die Flocken auf,
Sie wirbeln bunt ans Fenster an,
Und fällt der Kerzen Schimmer d'rauf,
Wie lichte Funken sprüh'n sie dann.

Ha, Funken vor dem Fenster hier,
Und Funken in dem Ofen dort,
Trotz allem Sprühen scheuchet ihr,
Den innern Frost mir doch nicht fort!

1.

Oft glaubt' unter hundert närrischen Leuten
Ich — der Geschcidte ganz allein,
Oder unter hundert Geschcidten
Ich — der alleinige Narr zu sein.

(1848.)

2.

Was ich fühlt' im jungen Busen,
Hüllt' ich lebhaft einst in Verse;
Treulos zeigen, ach, die Musen
Mir, dem Alten, jetzt die Ferse!

Vergangenheit — verschollen,
Die Gegenwart — verquollen!
Die Zukunft? — ach, wer sagt's?!
Wer's Rechte will, der wagt's.

(1860.)

3.

Das Herz wird kalt, der Kopf wird schwach,
Bald thut die Hand es beiden nach;
Und was sie sonst Selbeignes hatten,
Wird nach und nach zum schwachen Schatten.

(21. Februar 1870.)

4.

Ich passe nicht mehr für die Zeit,
D'rum, dacht' ich mir, sei es gescheidt,
Zu gehen ohne Beschwerden,
Statt barsch — gegangen zu werden.
(1870.)

5.

Drei Viertel grau, ein Viertel weiß,
So steht's mit meinen Haaren —
Drei Viertel flau, ein Viertel heiß,
So möcht' ich's lang' noch wahren.
(1870.)

6.

Ich bin ein abgetakeltes Schiff,
Eine in Skart gelegte Karte,
Ein Stein mit matt gewordenem Schliff,
Weiß nicht, worauf weiter ich warte!

Hab' manches Gute gewollt, gethan,
Manch Böses vermieden, verhütet,
Bald steh' ich nunmehr am Ende der Bahn:
Was hat mir den Schaden vergütet.
(1870?)

7.

Du treibſt dahin im Strome der Zeit;
Nimm dich in Acht vor'm Ertrinken;
Ich wat' im Schlamm der Vergangenheit,
Mir iſt als müßt' ich verſinken.

(1870?)

8.

Wer kein Original erſchwingt,
Befriedigt ſich mit Copien,
Wer nicht zum Ideal es bringt,
Begnügt ſich mit — Utopien.

(1870?)

9.

Albumblatt.

Als Dichter ſollt' ich flott mich gehen laſſen,
Als Akademiker gelehrt mich faſſen;
Vor Allem aber bin ich Menſch und Mann,
Und ſchaff' als ſolcher, was ich ſoll und kann!

(Wien, am 21. October 1871.)

10.

Ob*) Orden auch an Orden dir
Vollauf die Bruſt bedecke,
Dein Herz darunter — wiſſen wir —
Blieb doch am rechten Flecke.

*) An den Verleger dieſer geſammelten Schriften.

Ein neuer Orden — Nummer elf!
Bald wird das Dutzend ganz sich füllen;
Doch droht Gefahr nunmehr — Gott helf',
Daß sie dich uns nicht ganz — verhüllen.

(26. Juli 1872.)

11.

Wie alles doch verschwindet,
Wie alles doch vergeht,
Wie man es nicht mehr findet,
Und — fand man's — nicht versteht;
Da gibt's nichts weiter, als zu beten:
„Vergönn', o Herr, mir — abzutreten!"

Das Sterben ist mir nicht erschrecklich,
Der Heimfall, wenn der Weltgeist ruft,
Der Uebergang nur ist so eklich:
Verwesung, Fäulniß, Moderluft!

(13. August 1872.)

12.

Was mich freut, das ist mein Schnurrbart:
Er ist noch das einz'ge Feld,
Das mein Fleiß mit Lust beurbart
Und im guten Stand erhält;
Er bewahrt mich vor Extase,
Vor der Eitelkeit der Welt,
Weil er stets mir vor die Nase
Seine graue Weisheit hält.

(19. August 1872.)

13.

Nach übler Laune.

Bin heute ſo luſtig, wie eh' und vor,
Man könnt' es nennen Galgenhumor,
Thut am End' aber nichts zur Sache,
Wenn ich nur morgen noch einmal erwache.

Weh' dem, der ſagt, nur Wind und Schwindel
Sei, was uns fort in Wirbel reißt;
Es iſt nicht Wind, iſt nur die Windel
Für's Kind, das „große Zukunft" heißt.

Was je du gewirkt auf der Tugend Bahn,
Das hat nur dein Agathodämon gethan,
Und was du des Aergſten verbrochen haſt,
Fällt nur deinem Kakodämon zu Laſt;
Der Menſch, der normal iſt, thut ſeine Pflicht,
Doch für den Abnormen gibt's kein Gericht.

(Auguſt 1872.)

14.

Verkappter Egoismus.

Für „Hund'-Aſyle" wollt ihr ſorgen?
O, wie human, nach Modebrauch!
Sind erſt die Hunde nur geborgen,
Bald kommt's an — Ochs und Eſel auch.
Faſt dünkt mich, daß im Spiel dabei,
Verkappter Egoismus ſei.

(15. September 1872.)

15.

Urkatholik möcht' ich mich nennen,
Nicht Neu, nicht Alt erkenn' ich an,
Als Eins nur kann ich mich bekennen:
Als Gottes treueſten Unterthan.

(1872.)

16.

Er lebte Millionen zum Verderben, —
Und Millionen prieſen Seinen Ruhm. —
Zum Glück für Millionen mußt Er ſterben,
Und Niemand — Niemand kümmert ſich darum.

(9. Jänner 1873.)

17.

Auf meiner langen Fahrt durch's Leben,
Hatt' ich ſo Manches aufzugeben —
Doch einen Verluſt verſchmerz ich nie,
Abhanden kam mir die — Poeſie!

(20. Jänner 1873.)

18.

Jetzt, wo dem Greis die Zeit ſo raſch entgleitet,
Das Jahr im Flug an mir vorüberſchreitet,
Jetzt dank' ich's Jedem ganz vergnügt,
Der um ein Stündchen mich betrügt.

(15. Februar 1873.)

19.

Die wahre Herzenspoeſie,
Sie iſt erdrückt, verdorben;
Wer nur gelebt in ihr, durch ſie,
Der iſt mit ihr geſtorben.

(5. März 1873.)

20.

Zum 20. April 1873.

Neue Bande knüpfen wieder
Baierns Leu'n an Oeſt'reichs Aar;
Sende Deinen Segen nieder,
Herr, auf's junge Fürſtenpaar:

Was den Eltern Du beſchieden,
Ström' auf ihre Kinder aus:
So gedeih in ſüßem Frieden
Habsburgs hohes Kaiſerhaus!

21.

Im Jahre des Heiles —
So ſagt man — da war's —
Ach, hieß' es doch einmal:
Im Heile des Jahrs!

(Am 23. April 1873.)

22.

Ein Thor, der nur für And're ſorgt!
Sorg' lieber für dich ſelber;
Der Neid, der frech von dir geborgt,
Wird höchſtens etwas gelber.

(Juni 1873.)

23.

Das Dichten wär' mir ganz angenehm,
Doch das Versmachen iſt mir unbequem;
Könnt' ich ſo fertig hinaus es ſchütten,
Wie's ſteht in des Kopf's und des Herzens Mitten,
Das wär mir, wie ſonſt, eine wahre Luſt,
Erleichterung für die beengte Bruſt;
Will's aber nicht friſch aus der Quelle fließen,
Iſt's beſſer, die Schleuſe ganz zu verſchließen.

(19. Juli 1874.)

24.

Ihr müßt was Höheres anerkennen,
Sonſt lebt ihr ſelber euch zum Spott!
Wie könnt' ihr das bequemer nennen,
Als mit der kurzen Silbe „Gott!"

(16. Auguſt 1874.)

25.

Wär' ich ein Krautkopf oder 'ne Rübe,
Dächt' ich, es geschähe mir zu Liebe;
Da ich aber weder dies noch das,
Macht mir der Regen wenig Spaß.

(18. August 1874.)

26.

Da ruh'n sie, Pack an Pack gereiht,
Ergießungen der Seele,
Wie prüft' ich sorgsam Zeit für Zeit,
Ob ja kein Blättchen fehle.
Nun wächst die Last mir über'n Kopf,
Sie drückt mich fast zusammen,
Und stöhnend werf' ich armer Tropf
Mein Liebstes — in die Flammen.

(23. August 1874.)

Französische Volkslieder.

1.

Der Liebesbote.

(Flamändiſch.)

Ein Vöglein klein, wie Schnee ſo weiß,
Wiegt ſich auf einem Hagedornreis.

„Vögelein, willſt du mein Bote ſein?“ —
„„Bin ja für einen Boten zu klein.““ —

„Weil du klein biſt, ſo biſt du behend;
„Kennſt Du den Weg?“ — „„O, wie Eines ihn kennt!““ —

Vöglein das Blatt mit dem Schnabel faßt,
Flattert von hinnen in eilender Haſt.

Flattert zum Liebchen als emſiger Bot':
„Schläfſt oder wachſt du, oder biſt todt!“ —

„„Ich ſchlafe nicht ganz und wache nicht gar, —
Vermält bin ich ſeit einem halben Jahr.““ —

„Seit einem Halbjahr biſt du es erſt?
„Mir ſchien, als ob tauſend Jahre du's wärſt!“

2.

Ausmarſch.

(Bretoniſch.)

„Ade, ade, du Liebſte mein,
Ade, es muß geſchieden ſein!
Nach Nantes heißt es ausmarſchirt,
Weil's ſo der König kommandirt!“ — —

„„Ah — wird Stadt Nantes dein Quartier,
So bring' von dort ein Leibchen mir,
Ein Aermelleibchen, ſo mir paßt,
Mit weißen Roſen eingefaßt.““ —

In Nantes lag er Tag und Nacht,
An's Leibchen hat er nicht gedacht,
Hat nur gedacht den Andern gleich,
An Wein und Spiel und tollen Streich. —

„Was denkt die Liebſte wol von mir?“ —
„Du lügſt ſie an und ſagſt zu ihr,
Das Leibchen, wie ihr ein's beliebt,
Es in ganz Nantes keines gibt.“

„Nein, — lieber ohne Fiſch' das Meer,
„Und ohne Thal die Berg umher,
„Und Maigrün ohne Veilchentrieb,
„Als — die betrügen, die mir lieb!“ —

3.

Santa-Clara.

(Baskiſch.)

Auf Schloß Ataraz die Glocken
Schlagen dumpf von ſelbſt zuſammen:
Denn die junge Santa-Clara
Soll des Morgens zieh'n von dannen.
Groß und Klein iſt tief in Trauer:
Santa-Clara zieht von dannen.
Ihr Felleiſen wird verſilbert,
Und vergoldet wird ihr Sattel.

„Weh! wie eine Kuh dem Spanier,
Haſt du, Vater, mich verhandelt!
Wäre meine gute Mutter
Noch, wie du, am Leben, Vater,
Nimmer, nimmer ſo wie jetzo
Müßt' ich fort nach Spanien wandern;
Auf Schloß Ataraz hier leben
Würd' ich in der Ehe Banden!"

Auf Schloß Ataraz in Blüthe
Zwei Orangenbäume ſtanden.
Viele waren, die da trugen
Nach den blühenden Verlangen.
Aber Allen, die da trugen
Nach den blühenden Verlangen,
Ward zur Antwort, noch zum Pflücken
Seien reif nicht die Orangen.

„Nun, ſo ſei es denn geſchieden,
Vater, laßt mit Gott uns wandern!
Doch mit Thränen in den Augen,
Und im Herzen traurig Bangen,

Werdet Ihr zurückekehren,
Werdet oft den Blick, voll Grames,
Rück Ihr wenden nach der Stelle,
Wo die Tochter ruht im Grabe!"

„Ueber langgestreckte Berge
Trug mein Saumthier mich im Trabe,
An dem Fuße von Orissou
War ich nüchtern angelangt.
Als ich jenseits angekommen,
Fand ich einen schönen Apfel,
Und ich aß ihn, und nun hat er
Ganz das Herz mir umgewandelt!"

„Geh' im dritten Stockwerk oben
Meine Schwester, in die Kammer,
Geh' zu späh'n, ob Equa*) wehe,
Oder ob Ipara**) blase.
Bläst Ipara, dann für Sala
Gib ihm Grüße, viele, warme;
Wehet Equa, heiß' ihn kommen,
Meinen Leichnam zu empfangen!"

„Jetzo, Schwester, liebe Schwester,
Geh' und hol' aus meiner Kammer
Mir mein Kleid hervor, das weiße;
Geh' und hol' aus deiner Kammer
Dir dein Kleid hervor, das schwarze!"
Und die Schwester geht voll Bangen,
Holt das weiße für die Schwester,
Holet für sich selbst das schwarze.

---

*) Equa = Südwind.
**) Ipara = Südwestwind.

Santa-Clara ſteigt auf's Fenſter,
Um zu ſpäh'n, ob Sala nahe.
Und ſie ſieht von fern ihn kommen,
Stürzt vom Fenſter ſich zu Thale.
Unten liegt ſie, eine Leiche; —
Niemand konnt' hinweg ſie tragen.
Sala kam, — nur er vermocht' es,
Ihre Leich' hinwegzutragen!

4.

Am klaren Quell.

(Aus der Franche-Comté.)

Ich ging von einer Hochzeit
Ganz müd' und matt nach Haus,
Zunächſt am klaren Quelle
Ruht' ich ein wenig aus.

Alldort wuſch ich die Hände
Mir in dem klaren Quell,
Mit Blättern einer Eiche
Rieb ich ſie trocken ſchnell.

Im höchſten Aſt der Eiche
Sang eine Nachtigall;
Sing, Nachtigall, o ſinge
Mit hellem, heit'rem Schall!

Du kannſt ſo heiter ſingen:
Du haſt ein fröhlich Herz;
Das meine — das iſt traurig,
Das meine iſt voll Schmerz.

Mein Liebſter wendet ſchmollend
Die Augen von mir ab,
Weil ich ihm eine Roſe,
Um die er bat, nicht gab.

Ich wollte, daß die Roſe
Am Roſenſtock noch wär',
Ich wollte, daß mein Liebſter
Mich liebte, wie vorher.

5.

Todtenklage.

(Corſiſch.)

Seht, da liegt ſie, meine Tochter,
Sechzehn Sommer alt,
Nach ſo vielen ſchweren Leiden,
Auf dem Brette, kalt.

Liegt in ihren ſchönſten Kleidern,
Reiſefertig, ſtill,
Weil der Herr uns hier nicht länger
Mehr ſie laſſen will.

Ach, wie wird um ſo viel ſchöner
Nun der Himmel ſein!
Aber ach, wie groß auf Erden
Meine Herzenspein!

Sein wird mir ein Tag, was Andern
Tauſend Jahre ſind,
Wenn ich täglich Alle frage:
„Sagt, wo iſt mein Kind?“ —

Tod, warum die Tochter reißen
Von dem Schooße mir?
Tod, warum allein mich laſſen,
Um zu weinen hier?

Sag', was ſoll ich thun hiernieden?
Was beginnen? Sag',
Wenn ich, ach, ſie nimmer habe,
Die mich tröſten mag?!

Unter Vettern, unter Nachbarn
Ohne Herz und Dank,
Sag', wer trocknet mir die Stirne,
Wenn ich ſchwach und krank?

Sag', wer iſt, der auf die Zunge
Labend Naß mir preßt?
Wer, der, wenn der Tod ſich meldet,
Mich nicht ſterben läßt?

IV.

Novellen und Erzählungen.

(1828—1871.)

Erste Abtheilung.

Vier Gänge nach dem Strande.

Aller Zeit gehört zwar die **Verbindung**;
Aber allen Zeiten die **Empfindung**.

Weit auf eine Klippe des Strandes hinausgetreten, ſtand Ephimecides. Sein finſteres Auge, Blitze hervorſchießend aus der wolkichten Brauen Wetternacht, ſtarrte bald in die Tiefen des Meeres hinunter, bald in die Höhen des Aethers hinauf, und ſchien dem Himmel zu zürnen, den Wogen zuzuwinken.

Ein Spiel den loſen Weſten flatterte des Jünglings Stirnhaar frei und wild, und durch den Faltenwurf des Gewandes zeigte ſich jede ſeiner Sehnen in der höchſten Spannung und Aufregung. Er ballte die Fauſt, warf den Arm drohend gegen die Wolken und ſchrie in dem Tone des lauten Unglücklichen: „Sende deine Blitze, Zeus! Vernichte mich und jeden Menſchen! Sie ſind die mißlungenſten Werke deiner Schöpfung, ihres Meiſters Schande, — ihr eigener Fluch. Mondenlang verſchloß ich mich in dem abgelegenſten Winkel meines Hauſes, und ſann und grübelte bei mir ſelbſt, worin des Menſchen viel gerühmtes Glück denn liege. Deine Sonne ſah ich nicht; von deinen Sternen nahm ich keine Kenntniß; deine Donner drangen nur wie dumpfe Mahnworte zu neuen Forſchungen in mein Ohr; ich dachte, — grübelte, fand aber nichts. Stumm und ſtarr trat ich nun wieder in dein offenes Reich heraus. Ich ſehe deine Blumen, Zeus, aber ſie duften mir nicht; ich ſehe Menſchen, ſoll ſie

Brüder nennen, aber sie grinsen mich alle mit denselben Zügen an, die der Kakodämon in meinem Innern trägt. Darum, Zeus, vernichte mich, oder zeige mir das Langgesuchte, zeige mir, worin des Lebens Glück denn liege!"

Also rief Ephimecides über die weite Wasserfläche hin, und stumm und ohne Wiederhall verklangen die Laute seiner Klage. Kein Zeus warf ihm seinen vernichtenden Blitz auf die Scheitel.

„Wohlan! so will ich mir selbst Zeus sein", sprach er im Trotze seiner Seele, und wollte sich eben vom Klippenvorsprung in die befreienden Wogen hinabsenken, um unten die Lösung des Räthsels zu finden, als zufällig sein Blick über die Wasserebene dahin glitt. Welch' herrliches Schauspiel! Die Sonne sank eben mit ihrem goldenen Flammenwagen in das Bette der Fluten hinab. Ein unübersehbar wellender Flammenguß rann von des staunenden Ephimecides Füßen bis an die fern verschwimmenden Raine zwischen Aether und Ocean. Die leichten Abendnebel, die aus den Fluten emporstiegen, lagerten sich in bunter Heerschau vor dem heimkehrenden Helios. Ganze circeische Paläste, hesperische Gärten und eleusinische Festspiele bildeten sich aus den Nebelgestalten und schimmerten im lebendigsten Farbenschmelz.

Ephimecides sah hin und sein Auge wurde lichter, und bereute fast, Jahre lang dieses Schauspieles, aus eigener Schuld, entbehrt zu haben. Er wendete sich mit gezwungener Verachtung um, und war nicht minder erstaunt, — auch hier den Abglanz jener Pracht zu finden. Des Haines heilige Wipfel zitterten in der Abendvergoldung leis und lispelnd; der Vögel ganze Sängerwelt hüpfte den golddurchwirkten Wellenteppich der Baumhäupter entlang; darein rauschte der Wasserſturz im Herzen des Waldes; darein schollen die Hirtenflöten vom nahen Berghang herab;

darauf sahen feuerrothe Felsen mit lächelnden Riesenmienen hernieder. Und abermals lichter ward Ephimeciden Blick. Er zog den Fuß von der schwindelnden Klippe zurück. Da schienen alle Stimmen und Strahlen in einen hellleuchtenden Spruch zusammen zu strömen: „Der Mensch ist glücklich, wenn er es sein will!"

Ephimecides vernahm ihn wol, und sann darüber und wandelte, sinnend und das Haupt gesenkt, nach seinem Hause.

Zwei Männer wallen Arm in Arm aus dem Walde hervor, sprechen wenig, empfinden viel, und machen sich nur manches Mal auf Schönheiten aufmerksam, an denen Einer oder der Andere allein, ohne sie zu beachten; vorübergegangen wäre. Jetzt kamen sie an den Scheideweg, welcher geradezu nach dem Strande, seitwärts nach einem Waldörtchen führt. Hier drücken sich die Beiden noch einmal die Hände; stille Freude leuchtet aus ihren Augen; sie küssen sich im Ueberschwunge des Gefühles, und Ephimecides, — denn er ist der Eine der Beiden — eilt dem Strande zu, während der Andere, sein Freund, fröhlichen Muthes den Seitenpfad einschlägt. — Ephimeciden Antlitz ist sich selbst nicht mehr gleich. Die Runzeln der Stirne sind geglättet; die Rosen der Wangen neu erfrischt; die Sterne der Augen heller entglommen, und das Gefühl scheint seinem Grübeln ein Ziel gesetzt zu haben. Im stummen Seelenvergnügen ist er bis auf die Klippe vorgedrungen. Die Sonne begeht eben wieder ihr Scheidefest. Freiaufgerichtet sieht jetzt der geänderte Grübler über die Wasserfläche hin, und zum Himmel empor und ruft der Gefühle nicht mehr mächtig: „Zeus, vergib

„mir, was ich vor einem Jahre frevelnd zu dir hinaufgekreiſcht;
„ich habe den Faden gefunden im Labyrinthe des Lebens und
„angefangen zu fühlen, daß der Menſch nicht das mißlungenſte
„Werk deiner Schöpfung ſei! Im Spiegel eines anderen
„Menſchenherzens erkannt ich meine Würde, meine wahre Ge-
„ſtalt. Du haſt mir einen Freund gegeben, und ich dank es dir!"

Mit dieſen Worten, die das Echo ſeines Auges hellfunkelnd nachſpricht, erhebt er ſich, — lieſt mit raſtloſen Händen Stein auf Stein zuſammen, und in wenigen Minuten ſteht ein einfacher, Zeus wohlgefälliger, Steinaltar am Strande. Mit feſtem Griffel gräbt er ihm die Worte: „Der Freundſchaft heilig!" ein und geht, ſtumm gerührt, von hinnen.

Ein Jahr iſt bereits an dem Altare der Freundſchaft vorübergerauſcht, und ein Abend, wie ſein Gründungsabend, umglüht ihn. Die Wipfel des nahen Waldes flüſtern mit ihrem liebetrunkenen Neigen das Geheimniß aus, welches die Bäume mit breiten Aeſten zu verhüllen ſuchten. — Am Fuße einer alten hochſtämmigen Eiche ſitzt Ephimecides mit ſeiner Glicere. Sie geſtanden ſich eben das innere Drängen, welches ſie, ehe ſie ſich noch kannten, mächtig einander zu ſuchen trieb, und erſt mit ihrer Begegnung beſchieden ward. Glut in Wang' und Herzen faßt der lebenbegeiſterte Jüngling Glycerions Hand und die warme weiche Berührung gießt Funken der Wonne durch alle ſeine Fibern. Er ſpricht bald ſelbſt, bald lauſcht er der Sprechenden, das Haupt an ihre Schulter gelehnt, wo es ein leiſer Zug feſtzubannen ſcheint. Näher und näher kommen ſich Wange und Wange; und wie es zwei Tropfen ſchnell in einen zuſammen

drängt, ſo glüht bald Wang' an Wange gepreßt im heiligen Schauer. Seiner Liebe, ſeines Lebens Leib umſchlingend, ſein Aug' untertauchend in ihres Buſens reine Wogen, mit ſeiner Linken der Locken Ringelgold durchkräuſelnd, ſitzt er in ſeliger Selbſtvergeſſenheit da und wiegt ſein ſüßträumendes Glück im zärtlich umklammernden Arme. Da blickt das leichtgekleidete Mädchen, mit dem großen helleniſchen Aug' ihn an, — und ruft die Lippen des Entzückten, die an ihres Buſens Schnee ſich zu kühlen hangen, an ihre Lippen, — und ſtumm wird es im Haine, als ſich die Liebenden ſchweigend küſſen, und Amor flattert lächelnd in den Zweigen der alten Eiche. Da klingen Schritte durch den Hain; die Liebenden trennen ſich mit einem ſeelenvollen: „Freue dich und ſei glücklich", und Ephimecides fliegt im lauten Jubel dem Strande zu. Die Schritte, welche durch den Hain erklangen, waren eines Wanderers Schritte, der nun, ſich mühſam heranſchleppend, an den Fuß der alten hochſtämmigen Eiche niederſinkt. Alsbald empfindet er neue Kraft und neues Leben, denn der Geiſt der Liebe iſt von jener Stätte noch nicht gewichen. Als aber Ephimecides an den Strand gekommen, breitet er ſeine Arme in das Abendroth aus und jubelt: „Deiner, „Zeus, will ich beginnend gedenken, deiner endigend! Du gibſt „dem ſterblichen Menſchen die Blume des Lebens, als eine „Sphinx, deren Räthſel er löſen ſoll, oder es nicht löſend, ver„derben muß! Ich hab' es gelöſt, Allvater Zeus! Der Dämon „der Freundſchaft kam mich zu grüßen, und der Gott der Liebe, „welcher wie die Biene jede Blume, jedes Herz umſchwärmt, hat „mich erhört; von dir will ich immer beginnen, Zeus, immer „mit dir endigen!"

Alſo ruft er — und erhebt ſich, und lieſt mit raſtloſen Händen Stein auf Stein zuſammen, und in wenigen Minuten ſteht abermals ein einfacher, Zeus wohlgefälliger Altar neben

dem Altare der Freundſchaft am Strande. Mit zitterndem Griffel gräbt er ihm die Worte: „Der Liebe heilig“ ein, und eilt, laut jubelnd, von dannen.

Der Altar der Freundſchaft und der Altar der Liebe ſtehen ſchon ſeit einem Jahre traut in ſtiller Eintracht neben einander. Ein luftiger Morgen kommt aus den Fluthen heraufgezogen; Eos öffnet mit ihren Roſenfingern die Thore des Oſtens; und ein weiter olympiſcher Tempel ſcheint der reinflimmernde Frühhimmel; darinnen das weite Land als rieſiges Abbild des Vaters der Götter. Da belebt ſich urplötzlich der Wald am Strande; Orpheus ſcheint durch die Laubgänge zu wandeln, und Vogel und Laub ihm ſein Lied melodiſch nachzurauſchen. Hymnen tönen, Zymbeln klingen, und die ſiebenſaitigen Zithern und abgeſtufte Hirtenröhre wetteifern in Feſtgeſängen. Näher und näher kommt es, und das Auge wähnt Jackchos' Zug durch India's goldne Segensauen zu erblicken, als ſich eine Schaar roſenumkrönter Mädchen, thyrſusbewehrter Tänzer, ährenbekränzter Hirten und buntgeſchmückten Volkes zum Haine heraus bewegt. An der Spitze des Zuges ſchreiten Ephimecides und Glycerion, am reichſten bekränzt, und mit den feurigſten Wangen; hinter ihnen Ephimeciden Freund mit der ſiebenſaitigen Leier, als Chorag, den Schwarm lenkend.

Jetzt hat ſich die Menge, unter Tanz und Sang, den beiden Altären genähert. Die Braut und der Bräutigam, welchen die Schaar in der vergangenen Nacht vor der Brautkammer aufgeſpielt, um manchen bräutlichen Seufzer zu übertäuben, — danken dem Gefolge. Wer Braut und Bräutigam ſeien, ver-

rathen Euphimecidens und Glycerions Blicke nur zu wol. Zwei Bejahrte treten nun aus dem Kreis: es sind Glycerions Eltern. Zu ihnen gewendet, beginnt Ephimecides: „Von Zeus beginnend, dank ich euch, ehrfurchtgebietende Eltern, daß ihr seinen Willen vollendet und mir, dem Verwaisten, blos von der Hand des Freundes euch zugeführten Jüngling eure reizgeschmückte Tochter, mit dem Gürtel der Grazien prangend, zugeführt".

Die Eltern bergen in den Faltenwurf ihrer Gewänder des Auges Freudenthränen, als das junge Paar, luft- und lebenathmend, vor ihnen steht. — „Die Talente", fährt Euphimecides im ruhigen Vergnügen fort, „die ihr uns zum Ueberschwunge des Brautgeschenkes gabt, laßt mich dankbar also verwenden. Hier, wo ich mich einst, Zeus verkennend und das Leben, in die Fluten senken gewollt, und mich der scheidenden Sonne Blick zurückgewiesen; hier, wo ich, des Lebens seligste Ruhe erkennend, der Freundschaft einen Altar errichtet (schweigend umarmt ihn bei diesem Worte sein Freund); hier, wo ich des Lebens entzückendsten Sturm empfindend, der Liebe ein Denkmal aufgebaut, und hier, wo ich nun im heiligen Ebenmaße der heiligsten Gefühle, lebensfreudig stehe, und das Leben so ganz umarme, — hier laßt mich für jenes Gold einen Tempel bauen. Umschließen soll er die beiden Altäre; die Klippe soll eine Stufe zu ihm sein, und ihr, meine jubelnden Begleiter, sollt ihn mir erbauen helfen. Ein kleines Haus daneben soll euch, ehrfurchtgebietende Eltern, soll dich, Freund, soll uns Liebende einschließen, und über dem Eingange sollen die Worte stehen: „„Dem Leben heilig"", denn mit Zeus endigend, fühlt ich es, daß im wahren Leben des Lebens höchstes Glück liege!" — Also spricht er in der heitersten Seelenruhe zu der Schaar, welche sich alsbald anschickt, Steine zusammen-

trägt, Säulen aufrichtet, Wände fügt, und mit des Lenzes Erſtlingen den neu erbauten Tempel einweiht.

Das Hüttchen daneben ſah Ephimecidens und Glycerions Glück, die an der Seite des Freundes und zwiſchen den Urnen ihrer, bald vom Bruder des Schlafes eingewiegten Eltern, im weiſen, wahren Leben des Lebens höchſtes Glück genoſſen! —

Roſalina.

Mag der letzte Stern verschimmern,
Mag die Erd' auch untergeh'n:
Siegreich über ihren Trümmern
Wird der Seraph „Liebe" steh'n!

1.

In einem einsamen Bergthale der Grafschaft Cleven (Chiavenna) lag das niedliche Städtchen Pleurs. Anmuthige Landhäuser schimmerten aus den üppig grünen Kastanienwäldchen hervor, welche die Borde des Flüßchens Maira umkränzen, das, klar und hell, an ihnen vorübereilt, um sich in dem freundlichen Becken des Comer Sees zu verlieren. Die ganze Umgebung verrieth von Weitem schon den Wohlstand der Bewohner. Saftiges Obst blickte durch das frische Laub zierlich angelegter Gärten, reinliches Vieh wandelte auf fetten Triften und zu symmetrischen Bogengängen verschlangen sich traubenschwere Reben auf den sanft gelehnten Vorhügeln des Berges Conto, welcher das Städtchen südwärts begrenzte. Der Handel und die Gewerbe blühten daselbst auf eine erfreuliche Weise. Selbst der gemeine Mann hatte des Sonntags sein Stück leckeren Bratens zu verzehren, denn an Erwerb fehlte es den fleißigen Bürgern nicht. Indem sie anderen das Geschirr aus Stein (Lavezzi) zu drehen verstanden, worin man sich gerne sein reinliches Mahl bereiten mag, lösten sie dafür genug, um sich selbst eine kräftige Hausmannskost zu gönnen. Auch brachten sie durch Kleinhandel, den sie auf Saumrossen über den nahen Splügen ins Rheinwald-Thal und südwärts in das Gebiet von Como und nach Valtelin betrieben, nicht Unerhebliches ein. So lebten und

webten denn mehr als zweitausend rührige Menschen, im Ganzen ziemlich wohlgemut und munter, in Pleurs und rechtfertigten vor der Welt mit nichts den traurigen Namen ihres Wohnortes, welcher zu deutsch so viel heißt als: Städtchen der Thränen (ville des pleurs). Dieser Name schrieb sich aber von einem Unglücke her, welches sich die Bewohner als eine schauderhafte Sage aus den Tagen der Väter erzählten. Etwas tiefer in der Enge des Thales lag nämlich einmal ein Flecken mit Namen Belfort. Dieser ging eines Tages durch eine plötzliche Ueberschwemmung zu Grunde. Man hatte daher in der Folge weiter in die Ebene vorgebaut und diesem, gleichsam aus den thränenwerthen Resten des versunkenen Fleckens entstandenen Wohnorte den Namen Pleurs, d. i. „Thränen", gegeben, damit die Enkel des beklagenswürdigen Schicksals ihrer Ahnen eingedenk blieben.

Aber die Zeit hatte schon längst ihren tröstlichen Schleier über das schauderhafte Ende von Belfort gebreitet und man dünkte sich unfern der Stelle, wo es begraben lag, so sicher, als ob Gottes Rächerblick diesen Winkel der Erde nie wieder finden könnte. Erst im Jahre 1618, in dessen Spätsommer ein drohender Komet mit schwärzlich rothem Kern und langer weißlich glühender Zornruthe am Himmel aufstieg, wurden auch die Bewohner von Pleurs aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und unwillkürlich an das Schicksal ihrer Väter erinnert.

Die Furcht wirkt ansteckend; eine düstere Beklommenheit dämpfte das sonst so lebenslustige Treiben in Pleurs und artete einerseits in abgespannte Gleichgiltigkeit, andererseits in hastiges Drängen nach allem aus, wovon man sich Rath und Trost erwarten konnte. Zahlreiche Wallfahrten wurden unternommen, häufige Bittgänge angeordnet und die Tempel Gottes waren von Betenden und Schutzflehenden umlagert. Aber auch weisere und aufgeklärtere Männer, welche einen Kometen wol bewundern,

aber nicht fürchten können, mochten in jenen Tagen ihre Besorgniß nicht verbergen, zwar nicht um jenes unheimlich glühenden Sternes willen, sondern weil die Zeit wirklich zu ernst sich gestaltete; der Meinungskampf in Europas Herzen sich leidenschaftlicher regte und das Auge, welches forschend in die Zukunft blickte, keinen tröstlichen Stern zu erspähen vermochte, dessen Schimmer Glück und Segen verspräche.

Nur wenige Herzen blieben vielleicht unangefochten von der allgemeinen Verstimmung, indem sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren und in diesen Herzen herrschte — die Liebe.

2.

Der Podestà von Pleurs, Jakob Muralto, hatte eine wunderliebliche Tochter mit Namen Rosalina. So schön an Leib und Seele sie auch war, so gab sie den Leuten doch wenig zu sprechen und schon daraus mag man schließen, daß Häuslichkeit und Sittsamkeit unter die schönsten Blumen gehörten, aus denen der Blüthenkranz ihrer Tugenden geflochten war.

Sechzehn Lenze schmückten mit den frischesten Rosen ihre Wangen und auf ihrer hohen, von dunklen Locken überschatteten Stirne spiegelte sich der Ernst ihres biederen, aber strengen Vaters eben so deutlich, als aus ihrem kindlichen klaren Auge der fromme Sinn ihrer vor fünf Jahren verewigten Mutter sprach, unter deren sorgsamer Obhut sie, hold und züchtig, herangewachsen war. Von der sterbenden Mutter dem Herzen des Vaters unter Thränen der innigsten Rührung empfohlen, fand sie auch an ihm bisher mehr den besorgten Freund, als den ernsten, unbeugsamen Herrn, als welcher Muralto im ganzen Gerichtsstabe von den Guten geachtet und von den Leichtfertigen

gefürchtet war. Sie hatte ihm ja noch nie Veranlassung gegeben, ihr etwas befehlen zu müssen; sie sah ihm jeden Wunsch an den Augen ab und ließ ihn, sobald es in ihren Kräften stand, eher in Erfüllung gehen, als er über seine Lippen gekommen war. Auch hatte sie bisher noch nie Ursache gehabt, sein Antlitz zu scheuen, wenn er auch noch so bewegt und tiefsinnig vom Rathhaussaale nach Hause kam. Sie durfte nur seine Hand fassen und sie mit einem schmeichelnden Blick an ihre Lippen drücken, so war jede Wolke von seiner Stirne schnell entflohen und Sitzung und Gericht vergessen. Nicht leicht mag es ein Mädchen so gut verstehen, alle Launen ihres Vaters in eine einzige, nämlich in gute Laune umzuwandeln, als Rosalina es verstand. Ein Wörtchen von ihr, und aus dem ernsten, oft grämlichen und unzugänglichen Schultheiß ward ein freundlicher, gesprächiger und scherzender Hausvater.

Um so auffallender mochte es dem Podestà sein, an seinem Töchterchen plötzlich eine Art von Zurückhaltung bemerken zu müssen, von welcher vor kurzem noch keine Spur vorhanden war. Er wußte anfänglich nicht, welchem Umstande er die Schuld dieser Veränderung beimessen sollte, und schrieb sie daher, um sie doch vor sich selber zu rechtfertigen, den Nachwirkungen einer Wallfahrt zu, welche Rosalina in Gesellschaft einiger edler Matronen des Ortes, nach dem weit entfernten, am nördlichsten Ende des Schweizerlandes gelegenen Nonnenkloster Olsberg, unternommen hatte. Dieser erste Ausflug aus dem Vaterstädtchen an eine geweihte Stelle, wo der Geist Gottes so fühlbar auf die Häupter der Andächtigen herabweht und das durch die Welt zerstreute und zersplitterte Gemüth sich sammeln kann im Schweigen der Einsamkeit und in der Ruhe der Erbauung, dürfte wol — so dachte sich Muralto — auf das empfängliche Gemüth des Mädchens einen tieferen Eindruck gemacht haben, als irgend

etwas von allem, was ſie bisher erlebt hatte. Er drang deshalb auch nicht ernſtlicher in ſie, indem er theils hoffte, daß ſich dieſe Stimmung nach und nach wieder verlieren würde, theils überzeugt zu ſein glaubte, falls ihr eine andere Urſache zu Grunde läge, durch die gewöhnte Offenheit ſeiner Tochter bald des weiteren Forſchens überhoben zu werden. Allein er täuſchte ſich. Immer tiefſinniger wurde die Arme; wie eine ſchmachtende Blume ließ ſie das Köpfchen hangen; ſuchte die Einſamkeit auf, wählte den Mond zu ihrem Vertrauten und ſchien aus dem dunklen Feuerblicke des Kometen, deſſen Flamme die Anderen ſchreckte, Troſt und Ergebung zu ſaugen.

„Ei, das Fieber kenn' ich!" ſprach Muralto zu ſich ſelbſt, nachdem er über den Zuſtand ſeiner Roſalina reiflicher nachgedacht. — „Die Knoſpe des Gefühles ahnt den nahen Lenz. Es iſt der ſüße Drang des erwachenden Herzens, was ſie ihrem eigenen Inneren entfremdet. — Wie ein kaum entpuppter Falter flattert ihre Seele zweifelnd hin und wider und weiß nicht, bei welcher Blume ſie weilen, wo ſie den Blüthenſtaub ihrer Flügel zuerſt im Frühlingsſtrahle ſonnen ſoll. — Ich will ihr die Blume wählen, die würdig iſt, einen Falter wie Roſalina zu feſſeln. Unſer junger, deutſcher Rathsherr, Theodor Fichtner, dürfte wol im Stande ſein, die irrenden Gedanken und Gefühle meiner Tochter zu ſammeln und ihrem Sinnen und Trachten eine beſtimmte Richtung zu geben. Mit ſeiner jugendlichen, anſehnlichen Wohlgeſtalt verbindet er ausgezeichnete Geiſtesanlagen; ein vernünftiges Mädchen, deſſen Sinn noch nicht anderwärts gefeſſelt iſt, kann gegen einen ſolchen Freier unmöglich eine Einwendung machen. — Auch ſcheint der feurige und dabei doch ſo ernſte Jüngling, gegen meine Roſalina nicht gleichgiltig zu ſein. Er hat ſich ſeit einiger Zeit näher an mich angeſchloſſen, hat mich manchen Blick in ſein Inneres thun laſſen, hat manches

Wörtlein hingeworfen, das mich über seine Absichten in keinem Zweifel läßt. — Nun, mit Gott! es sei! Ich will dem Winke folgen, den mir der Himmel selbst zu geben scheint und meiner Tochter über ihr eigenes Herz Klarheit verschaffen!"

Der junge Rathsherr war über Muralto's Ansinnen entzückt und gestand ihm ohne Rückhalt, was er schon längst für geheime Wünsche in seinem Innern gehegt habe. Mit inniger Wonne gelobte er ihm, alles zu thun, um Rosalina's Herz sich geneigt zu machen und ihr ein Los zu bereiten, dessen es sie gewiß nie gereuen dürfte. Der Vater, des wackeren Freiers sicher, beschloß, sich nun an seine Tochter zu wenden und ihr den überraschenden Aufschluß über das unbestimmte Drängen ihres Herzens selbst zu geben. Mit liebendem Ungestüme sah er dem Augenblicke entgegen, welcher den entscheidenden Wendepunkt im Leben seines theuren Kindes bilden sollte.

Rosalina saß eines Tages wieder recht trüb und nachdenkend in der Hausflur und starrte zum flammenden Himmel empor, den die sinkende Sonne mit hochrothen Strahlen überpurpurte. Die hellen Thränen standen ihr im Auge und glänzten im Widerscheine des Abends wie Blutstropfen. Tiefe Seufzer schwellten ihre Brust; ihre Blicke hafteten fest auf der Gartenwand des Nachbarhauses, als ob sie dort etwas bang Erwartetes suchten und ihre Seele war so ganz anderwärts beschäftigt, daß sie erschrocken zusammenfuhr, als der Podestà sie mit dem herzlichen Zurufe: „Was fehlt dir, Töchterchen?" aus ihrem Traume zu wecken suchte.

„Was mir fehlt?" erwiderte Rosalina fast unwillkürlich ihren Vater mit großen Augen anblickend und die Thränen, welche bisher wie Perlen am Saume ihrer Wimpern hingen, rollten, entfesselt über die Wangen hinab und straften das leise „Nichts"

ɜen, womit ſie einer zweiten Frage ihres Vaters vorzu-
ıgen ſtrebte.

„Nichts — mein Kind?“ — entgegnete der Podeſtà, ihr
ſt die Wange ſtreichelnd, — „nichts? Beſinne dich! Ant-
rte deinen Thränen, wenn du meinen Fragen ausweichen
lſt. — Ich weiß, was dir fehlt. Dir iſt dein Herz zu groß
ɔorden und da brauchſt du nun ein Weſen, mit dem du es
ilen kannſt. — Getroſt, mein Mädchen! Ich weiß wol einen
th! Verſtehſt du, Mädchen? Einen Rath weiß ich! —
eh mich nicht ſo forſchend an, als ob du den Doppelſinn
iner Worte nicht errietheſt. Du kennſt den Rath, den ich dir
en will, wenn du's zufrieden biſt. Es iſt — doch wozu dich
ger in den Schlingen eitler Worte fangen wollen — mit
em Worte: es iſt Zeit, Kind, daß ich daran denke, dir einen
ven Mann zu wählen, und ich habe dir einen gewählt, den
mir gewiß nicht verſchmähen wirſt, einen wackeren, jungen,
ɛenswürdigen Freier — unſeren deutſchen Rath, Theodor
chtner. — Nun, Mädchen, magſt du dein Herz mit ihm theilen
ɔ deine Hand für alle Zukunft ihm liebend anvertrauen?“

„Wenn Ihr es befehlt, mein Vater!“ war Roſalina's
ıtwort und ſchluchzend verbarg ſie ihr naſſes Auge an der
ɪuſt ihres Vaters.

3.

Das Ciſterzienſer-Kloſter Olsberg (Oelberg) lag jenſeits
heinfelden hinaus, über dem Rhein, von Schwerſtatt
ſwärts in einem Engthale, durch welches ein kleines Gebirgs-
ſſer, die Feer (Wehr, Werr) genannt, dem Rheine zueilt.
ɔiſchen zwei hohen Felſen, deren Häupter mit melancholiſchem
ıdelgehölze bekrönt ſind, ſchlingt ſich der ſchmale Saumpfad

erſehnte Herberge noch entfernt ſein. Da brach das Ungewitter mit allen ſeinen Schrecken los und wüthete ſo ungeſtüm, als ob es auf das Verderben aller abgeſehen wäre, denen es nicht gelang, noch früher ein ſicheres Obdach zu finden. Das dumpfe Murren des Donners war in ein unausgeſetztes, gellendes Geraſſel, das Rauſchen des Windes in das furchtbare Sauſen eines Orkanes, der Wellenſchlag des Wildbaches in ein tobendes Fluten und Orgeln übergegangen. Die Blitze fuhren, ſo nah und feurig, am Boden hin, daß ſie aus den Tiefen des Waldgrundes gegen Himmel emporzuziſchen, nicht aber aus den Wolken herabgeſchleudert zu werden ſchienen. Die Saumroſſe der Reiſenden, wiewol an ſolche Gebirgsabenteuer mehr gewöhnt, als andere Thiere, zitterten doch am ganzen Leibe und ſträubten ſich, dem lenkenden Zügel zu gehorchen. Plötzlich ſchoß ein bläulich flammender Keil, mit betäubendem Gepraſſel, knapp neben Roſalina's Roß in den wirbelnden Giſcht der Feer hinab, daß die Wellen, wie ſiedend, hochaufſpritzten und dann in einen dampfenden Trichter, hohl brüllend, einſtürzten. Wie von ſummenden Bremſen verfolgt, riß das erſchrockene Thier, deſſen Lenkerin entgeiſtert die Zügel fahren ließ, mit flatternden Mähnen aus und würde unvermeidlich in das empörte Wellengrab hinabgeſprungen ſein, wäre nicht aus einer Felſengrotte knapp am Pfade, ein von Gott geſendeter Retter hervorgeſtürzt, welcher dem ſcheuen Roſſe in die Zügel fiel und das ſinkende Mädchen in ſeinen kräftigen Armen auffing. Dieſer unerwartete Retter gab ſich in der nahen Herberge, welche die Reiſenden endlich, ohne weiteren Unfall, erreichten, der tief ergriffenen Roſalina als einen nach Italien pilgernden Nordländer zu erkennen. Seinem Wanderleben entſprach auch der Name, den er ihr, auf ihre Bitte, mittheilte; er hieß Pilgerin. Der letzte aus einem alten Geſchlechte, beſchloß er die Welt zu durchziehen,

um entweder, wo sich Gelegenheit zum Ruhme darböte, das Schwert zu ergreifen, oder, falls ihn irgendwo süßere Bande fesseln würden, mit Herz und Habe sich dort anzusiedeln. „Der Zufall", setzte er mit bedeutender Miene und sanftem Erröthen hinzu, „scheint mir mit einem Male das Glück der Häuslichkeit dringender empfehlen zu wollen, als den lockender Flitter des Ruhmes!"

Rosalina dankte ihrem Retter innigst gerührt und konnte ihm nur mit Mühe seine Bitte gewähren: selbst, wenn ihn sein Stern je in ihre Nähe führen sollte, Niemandem zu verrathen, welch' einen, ihm so theuren Dienst Gottes Fügung ihn einer Bedrängten erweisen ließ. Mit Rührung nahm er Abschied von der schönen Rosalina und lispelte ihr, noch unter der Schwelle ihr leise die Hand drückend, auf die Frage, wohin er seinen Weg nun nähme, mit sanfter Stimme zu: „Ich ziehe meinem Sterne voraus!"

4.

„Warum hast weder du, noch irgend jemand von deiner Begleitung, mir etwas von diesem Vorfalle erzählt?" fragte Muralto mit sanftem Vorwurfe seine Tochter, die seiner dringenden Bitte, ihm ihr Herz anzuvertrauen, ihm zu gestehen, was ihr auf ihrer Wallfahrt begegnet sei, das sie so verändern konnte, ihn nicht länger in bangen Zweifeln zu lassen, nicht mehr zu widerstehen vermochte. — „Warum ließest du mich nur errathen, was du, als aufrichtige Tochter, deinem liebenden Vater, so sicher und offen hättest anvertrauen können?"

„Ich sagt' Euch ja, Vater," entgegnete Rosalina, „daß ich meinem Retter das Versprechen geben mußte, nichts von seiner Edelthat zu erwähnen. Meine Begleiterinnen aber wollten Euer zärtliches Vaterherz nicht mit der Schilderung einer Gefahr

quälen, die, wenn gleich von Gott glücklich abgewendet, mich dennoch bis an den Rand des Grabes gebracht hat. — Nur Bewußtſein deſſen, was mir Kindesliebe zur Pflicht macht, konnte mich wortbrüchig gegen den Jüngling machen, dem ich mein Leben verdanke! Nun wißt Ihr alles, lieber Vater, und nun könnt' Ihr Euch wol erklären, daß mich die Erinnerung an jenen ſchrecklichen und doch ſo wunderbaren Augenblick manchmal ernſter ſtimmte, als Ihr es bisher an mir gewöhnt ſein mochtet. Nur der Menſch, glaub' ich, kann immer heiter ſein, an welchem das Leben immer nur tändelnd und ſpielend vorüberzog; wem es aber einmal einen ernſteren Blick in ſeine unheimlichen Tiefen gegönnt hat, dem mag man es wohl verzeihen, wenn er bisweilen daſitzt und ſinnt und dichtet, und denkt —"

„Und weint?" fiel ihr der Podeſtà ins Wort. — „Kind, Kind, du ſagſt mir: ich wüßte nun alles? Täuſcheſt du mich nicht? Mir ahnt, als wüßt' ich kaum das Geringſte von dem, was dir auf dem Herzen liegt. — Haſt du ſeither von deinem edelmüthigen Retter nichts gehört? Ich möchte ihn kennen, um ihm, wenigſtens durch mein ſtillſchweigendes Benehmen, ſchonend einen Theil der großen Schuld abzutragen, zu der mich verpflichtet zu haben, er durchaus nicht geſtehen will! Du erröthеſt? Deine Augen ſchwimmen in Thränen? — Roſalina! — Sei aufrichtig! — Du weißt um ihn; dein Zittern verräth mir's. Er iſt dir wohl in unſerem Städtchen ſchon begegnet? Er iſt hier! Läugne nicht! Er iſt hier!"

Roſalina fiel ihrem Vater weinend um den Hals. Sie hatte ihr Geheimniß verrathen; ſie mußte nun alles ſagen, alles bekennen. Der entſcheidende Augenblick war gekommen. Pilgerin war wirklich ſeinem Sterne, nämlich der ſchönen Roſalina, vorausgezogen; er war auch ſeinem Sterne in Pleurs begegnet und ſetzte durch ſein Erſcheinen ein Verhältniß

fort, welches in einer zu wichtigen Stunde angeknüpft worden war, als daß es ohne Nachklang hätte bleiben können. Er hatte seinen Aufenthalt in einer Herberge genommen, deren Rückseite an den Hausgarten des Podestà stieß. Hier sah er von seinem Erker aus jeden Tag die holde Nachbarin lustwandeln und weidete sich an dem Anblicke ihrer Reize und ihrer Züchtigkeit. Nur in stiller Beschauung gefiel sich anfangs seine Liebe, ohne ein Wort des Geständnisses zu wagen. Nach einigen Wochen erst drängte sich sein tiefes inniges Gefühl auf die Lippen und machte sich in den sinnreichen Zeilen eines Liedes Luft, das er mit zitternder Stimme eines Morgens zur Laute sang, als eben Rosalina wieder in den Garten trat, um das kleine, mit lieblichen Herbstblumen bepflanzte Beetchen zu begießen. In süßer Ahnung wendete sie ihre Blicke den Klängen nach und erkannte mit freudiger Beklommenheit in dem lauschenden Sänger ihren Retter Pilgerin. In seiner Romanze war die Absicht seines Kommens klar ausgesprochen und Rosalina's Gartenbeetchen hatte in seinem kleinen Blumenwörterbuche der Wörter genug, um den schönen Sinn jenes Liedes zu erwiedern. Der Bund war geschlossen und war es um so fester, je weiter in die Zukunft hinausgerückt das Ziel erschien, welchem die Herzen Beider, vielleicht sich selber nur erst halbbewußt, entgegen klopften. Wie ein Blitzstrahl traf es daher das in stille Ruhe eingewiegte Herz des Mädchens, als Muralto die Absicht, ihr einen Gatten zu bestimmen, entschieden aussprach. Diese betäubende Ueberraschung trug auch die Schuld, daß Rosalina den letzten ernsten Augenblick unbenützt vorüberließ, in welchem sie vielleicht durch ein offenes Geständniß, dem verhängnißvollen Zusammentreffen der Umstände, das sich vorbereitete, noch hätte begegnen können. Sie erkannte nun zu spät, wie schwer sich die kleinste Verschlossenheit und Unaufrichtigkeit gegen einen zärtlichen Vater

räche, ſo wie dieſer, leider! auch zu ſpät einſah, daß eines Mädchens Herz eine zarte Sinnpflanze ſei, die einer ſorglichen, behutſamen Pflege bedarf, um nicht dem Nachtfroſte der Enttäuſchung zu erliegen. Bitter bereute er ſeine Voreiligkeit bei der Wahl eines Eidams. Was konnte er nun aber thun? — Der Rathsherr Theodor Fichtner hatte ſein Wort; Pilgerin hingegen hatte zwar dieſes nicht, aber weit mehr, nämlich die Liebe Roſalina's. Den Rathsherrn, einen ſo wackeren, geraden Mann zu beleidigen, wäre höchſt unbillig geweſen. Er hegte die redlichſten Abſichten; meinte es vollkommen ernſt und ſchien entſchloſſen, Blut und Leben für den Beſitz eines Mädchens zu wagen, ohne das er, ſeit ihm die Hoffnung ſo freundlich lächelte, ſein Daſein für unabgeſchloſſen halten würde. — Pilgerin aber verdiente ja auch keinen Vorwurf; er hatte ſich, im Gegentheile, ein unanfechtbares Recht auf ein Weſen erworben, deſſen Leben das Werk ſeines Muthes war; ihm gegenüber war Muralto Schuldner von Seite der Natur, wie Fichtnern gegenüber hinſichtlich ſeines gegebenen Wortes.

Jenem eine Bewerbung zu verargen, zu welcher er von dem Vater Roſalina's ſelbſt ermuthigt worden war, wäre eben ſo ungerecht geweſen, als dem Mädchen die Neigung zu einem Manne zu wehren, dem es durch die heiligen Pflichten der Dankbarkeit verbunden war.

Der Vater konnte, als Ehrenmann, hier nichts anderes thun, als durch ein unverhohlenes Geſtändniß beide Bewerber in die Kenntniß der Umſtände ſetzen, deren Verwicklung jeden Machtſpruch ihm unmöglich machte; wozu er ſich denn auch, nicht ohne ſchweren inneren Kampf, entſchloß. Nachdem er ſeiner Tochter das Schwierige ſeiner Lage, mit väterlicher Schonung begreiflich gemacht hatte, begab er ſich ſelbſt in Pilgerin's Wohnung, verſtändigte ihn von allem, was

vorgefallen war und überließ es ihm zur Beurtheilung, was er für räthlich und förderſam erachtete. Pilgerin, eine ſtille, ſchwärmeriſche Seele, erklärte Roſalina's Glück für ſein eigenes Ziel, an deſſen Erreichung er alles ſetzen wollte, wenn er die Ueberzeugung gewänne, daß ſie, wie er mit ihr, nur allein mit ihm glücklich werden zu können fühlte. — Mit gleicher Offenheit wendete ſich Muralto an den feurigen, ungeſtümeren Theodor Fichtner, welcher bei der unerwarteten Mittheilung wild aufbrauſte und, um keinen Zoll breit von ſeiner ſüßen Hoffnung weichend, alles aufzubieten beſchwor, um ein ſo theueres Kleinod, deſſen Beſitz er ſich bereits geſichert glaubte, gegen jeden fremden Einſpruch zu behaupten.

Tief gebeugt durch die traurige Vorahnung eines unſeligen Wettkampfes, theilte der Podeſtà ſeiner Tochter die Unmöglichkeit eines verſöhnenden Ausgleiches mit und machte ſich über ſeine Voreiligkeit die bitterſten Vorwürfe, als dieſe ihm weinend geſtand, daß ſie eher ſterben, als von ihrem innigſtgeliebten Pilgerin laſſen und einem Manne die Hand reichen wollte, den ſie zwar hoch achte, aber als einen Feind ihres Glückes nur haſſen könne.

5.

Eines Tages fand Pilgerin, als er von einem kleinen Jagdritte nach Hauſe kam, einen verſiegelten Zettel, welcher für ihn war abgegeben worden. Ohne ahnen zu können, was er enthalte, erbrach er ihn ruhig und las, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, folgende Zeilen:

„Unbekannter Nebenbuhler!

„Der Name, den ich dir gebe, mag dir beweiſen, daß ich dich, ungeachtet wir uns im Leben noch nie gegenüber ſtanden,

haſſen muß; denn du liebſt, was ich liebe und willſt nicht, kannſt vielleicht auch nicht laſſen, was ich nie laſſen werde. Du verſtehſt mich; der Preis, um den wir werben, iſt zu hoch, als daß wir nicht beide unſer Leben lächelnd in die Schanze ſchlügen, um ihn zu gewinnen. Wer liebt, der wagt; wer nichts wagt, hat nie geliebt. Abtreten kann ich dir eine Hand nicht, ohne deren Beſitz ich nicht leben kann, wenn ich nicht wenigſtens den Troſt habe, alles dafür eingeſetzt zu haben. Und auch du könnteſt, ſelbſt im Beſitze derſelben, nicht leben, wenn ich dir's, mit dem fürchterlichſten Eide beſchwöre, ſo lange ich athme, als unverſöhnlicher Racheengel hinter deinem Glücke zu ſtehen. Ich weiß, daß ich mit dieſem Geſtändniſſe eine böſe Seite meines Herzens nach außen kehre; aber die Liebe hat das an ſich, daß ſie mit einem Winke ſelbſt Engel in Teufel verwandeln kann. Darum will ich dir mit deutſcher Aufrichtigkeit, keinen Zug meines Innern verhehlen und erkläre dir hiermit, daß ich kein anderes Mittel kenne, um den böſen Knoten, den unſer Unſtern ſchürzte, zu zerhauen, als das — Schwert! Laß uns kämpfen um Roſalina's Beſitz; — ihre Hand ſei des Siegers Preis. Wir ſchreiben heute den zweiten Tag des Herbſtmondes; in zwei Tagen fällt der Name der Heiligen, den der Gegenſtand unſeres Kampfes führt. Ein öffentlicher Kirchgang verſammelt, ſo viel ich weiß, an dieſem Tage die meiſten Bewohner der Stadt zur Abendandacht im Dome der frommen Siedlerin Roſalia und macht die Umgegend menſchenleer und unbelauſcht. Um die fünfte Stunde dieſes Tages erwarte ich dich daher auf dem Rebenhügel, nordwärts hinter der Stadt, deſſen Gipfel ein kleines Gehölz bedeckt. Dort wirſt du mich gerüſtet finden; wenn du ein Mann biſt, ſo erſcheine und laß uns mit dem Stahle ſchlichten wofür es ſonſt keine menſchlichen Richter gibt."

„Theodor Fichtner."

Das Loos war geworfen. Was auch immer aus diesem Schritte entstehen dürfte, Pilgerin sah sich keine Wahl gelassen; er mußte seinem hartnäckigen Gegner die Spitze bieten. Freilich erkannte er mit Zittern, wozu dieser unselige Kampf führen könne. Wenn er fiele und sein Besieger um Rosalina's Hand würbe, mit welchem Gefühle würde sie dem Mörder dessen folgen, den sie, wie er sich's klar bewußt war, so innig und einzig liebte. Kann man sich für ein liebendes Herz eine größere Qual denken, als gekettet zu werden an ein Wesen, das man hassen, verabscheuen, verwünschen muß, das man in jedem Augenblicke, bespritzt von dem Blute des Theuersten was man hatte, sieht und diese Pein ertragen zu müssen, bis der Gram dem zerrissenen Herzen den ersehnten letzten Frieden bringt? Und könnte es nicht leicht so kommen, könnte nicht eben das Bewußtsein, alles gewinnen oder verlieren zu müssen, die sonst sichere Hand lähmen und das Auge blenden? — Und doch, gibt es einen andern Ausweg?! — Der Entschluß eines Deutschen steht fest, wie Berge; auf einen gütlichen Ausgleich ließ sich daher nicht denken. Mittheilen durfte er keinem menschlichen Ohre, was bevorsteht, wenn er nicht den Vorwurf bübischer Feigheit auf sich laden wollte. So schrecklich also auch die Besorgnisse, so traurig die Ahnungen waren, welche sein tief ergriffenes Gemüth durchkreuzten, so mußte er doch dem drohenden Schicksale muthvoll und schweigend entgegentreten.

Nur der Gedanke, daß er sein Geschick nicht selbst zum zweifelhaften Kampfe herausgefordert habe, daß er nicht den fernsten Anklang eines unlauteren Gefühles in seiner Brust hege, daß er mit freiem, muthvollem Auge seinem Feinde die Spitze bieten könne, gewährte ihm in seiner traurigen Lage Trost und Kraft. Durch fromme Ergebung suchte er jene Fassung zu gewinnen, ohne welche der sicherste Arm dem Kämpfer leicht

untreu wird; vermied absichtlich bis zur Stunde der Entscheidung, den Anblick Rosalina's, deren Bild seinen Geist nur in neue Unruhe versetzt haben würde und erkräftigte sich während der kurzen Frist, die ihm noch gegönnt war, im Anschauen, der hehren, ruhigen Natur, als des treuen Spiegels eines ewig wachenden Wesens, ohne dessen Wink kein Haar vom Haupte, kein Sperling vom Dache fällt, ohne dessen Wink wol auch die Spitze eines Schwertes nicht spitz genug für sein Herz wäre, mit welchem ein anderes in banger Qual vergehend, mitbräche. Zu ordnen hatte er weiter nichts; allein dastehend in der Welt, konnte er seine Rechnung mit ihr leicht schließen. Ihm würden keine Eltern, keine Freunde nachweinen; um seine Habe würde es kein Gezänke geben, — nur zwei Augen dürften nimmer fröhlich blicken, sondern bald nach den seinigen sich schließen, um in einem besseren Jenseits liebend ihm entgegenzuglänzen.

In dieser Stimmung erwartete er den verhängnißvollen vierten Tag des Herbstmondes 1618. — Blutroth stieg die Sonne im Osten empor und brach sich mühsam durch den dichten Nebel Bahn, welcher über den Giebeln und Dächern von Pleurs hinwogte. Schwermüthig wandelte Rosalina in den Hausgarten hinab und blickte erwartungsvoll nach dem Erker, von welchem ihr sonst Pilgerin den Morgengruß zuwinkte. Aber diesmal war es schon der zweite Morgen, an dem sich ihr kein Pilgerin zeigte. Bange Zweifel kreuzten sich in ihrem Gemüthe und eine schwere Ahnung drückte, wie Centnerlast, ihr Herz. Hätte sie gewußt, welcher Gedanken sich der arme Jüngling, hinstreifend über die morgenfrischen Rebenhügel vor der Stadt zu entschlagen suchte, sie würde mit ihrem Jammer das ganze Haus erfüllt und verzweifelt gegen das Unvermeidliche angekämpft haben. So aber machte sich ihre Beklommenheit in

Thränen Luft, von denen sie wol nicht ahnen konnte, daß es die letzten wären, die auf ihre Blumen rieselten.

Schwere Wolken hingen am dunstigen Mittagshimmel; ein flimmender Höhenrauch, wie sonst nur in den schwülsten Sommertagen, umschleierte den Horizont. Einzelne Windstöße, denen plötzlich wieder eine dumpfe Ruhe folgte, sausten in langen Pausen durch die Luft. Die Vögel flatterten hastig durcheinander; sammelten sich wohl auch hin und wieder um die Thurmknöpfe und schienen Uebungsflüge halten zu wollen, um sich auf ihre große Wanderung im Spätherbste vorzubereiten.

Ueberhaupt war es, als ob die Angst, welche sich, wie öfter in diesen Tagen banger Erwartung, aller Gemüther mehr oder minder bemächtiget hatte, besonders auffallend waltete und sogar auf die arglosen Thiere übergegangen sei, so unerklärlich und seltsam war die Bewegung, die in der ganzen Stadt herrschte.

Freudlos wurde das Mahl in den Häusern verzehrt und wie ein Ruf der Erleichterung, klang es den Ohren, als gegen die vierte Stunde des Nachmittags die Glocken vom Rosaliendome das Volk zum Gebete luden.

6.

Rosalina, der es im Hause heute so enge ward, wie nie vorher, war schon früher zur Kirche vorausgeeilt. An der Pforte übergab ihr der Meßner ein versiegeltes Blättchen mit dem Bemerken: ein junger Mann hab' es ihm schon am frühen Morgen übergeben, aber ihm verboten, es ihr eher einzuhändigen, als bis sie Nachmittags selbst zur Kirche käme.

Erschrocken trat Rosalina bei Seite und erbrach zitternd das Blättchen. Es war von Pilgerin. Er konnte unmöglich

ſeinem Schickſale entgegengehen, ohne ſeine theuere Geliebte auf das Unglück wenigſtens vorzubereiten, das ihr bevorſtände, wenn Gott ſeinem Gegner den Sieg verliehe. Nur mit Mühe konnte ſie die folgenden Zeilen enträthſeln, welche, wie mit dem Herzblut ihres Retters geſchrieben, ſich vor ihren ſchwimmenden Augen, bunt und bunter durcheinander wirrten:

„Theuere Roſalina!

„Wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, bin ich dir entweder ewig gewonnen oder — verloren. Fichtner hat mich aufgefordert, um deinen Beſitz mit ihm zu kämpfen. Die fünfte Stunde des Nachmittags entſcheidet unſer Los. Wenn ich Abends nicht als Sieger dir entgegeneile, ſo ſuche meinen blutenden Leichnam in dem kleinen Gehölze, welches den Gipfel des Rebenhügels nordwärts hinter der Stadt, bekränzt. Bete für mich, bis wir uns wieder ſehen — hier — oder — dort! Ewig Dein.“

„Pilgerin.“

Von der Angſt der Verzweiflung getrieben, flog Roſalina, ſelbſt nicht wiſſend was ſie thue, auf dem kürzeſten Wege aus der Stadt, dem bezeichneten Hügel zu, der ihr wie der Leichenhügel ihres Geliebten von fern entgegenragte. Ein guter Engel ſchien ihre Schritte zu lenken und ſie, trotz der Betäubung, die alle ihre Sinne lähmte, den ſchmalen Pfad vor allen anderen finden zu laſſen, welcher geradenwegs in das bezeichnete Wäldchen leitete. Der Himmel gab ihr Kraft, die ſteile Höhe, in unaufhaltſamer Haſt emporzuklimmen.

Sie achtete weder der Sonne, die ihre Strahlen aus dem ſchwarzbewölkten Weſten ſtechender, als in den Tagen des Julius, herabſchoß; noch des drohenden Gewitters, welches über dem Berge Conto um ſo grauenhafter aufſtieg, je ungewöhnlicher es um dieſe Jahreszeit ſein mochte; nicht des wilden Sturmes,

welcher Blätter und Staub in luftverfinſternden Wirbeln empor-zutreiben begann; nicht des unheimlichen Sauſens und Murrens, welches in grauenvollen Abſätzen, den Hilferuf der fernen Glocken übertäubte. Sie hörte im Geiſte nur Schwertergeklirr, nur den Schmerzensſchrei des Geliebten, nur das teufliſche Hohngelächter ſeines Mörders und ſah in der kurzen Strecke, die ſie noch von dem verhängnißvollen Wäldchen trennte, ein unerreichbares Ziel, das mit jedem Schritte neckend zurückwich. Jetzt war ſie am Gipfel. Das Gehölz theilte ſich; Schwerthiebe fielen; zwei Ge-ſtalten ſtürzten im wilden Kampfe auf einander zu und mit einem Schrei des Entſetzens, warf ſich Roſalina, beſinnungslos, zwiſchen die Kämpfenden. Von Staunen gelähmt, ließen ſie die Schwerter fallen und fingen die Sinkende in ihren Armen auf, über deren blaſſe, von einem leiſen Streifhiebe geritzte Wangen, einige Tropfen Blutes purpurn hinabglitten.

Eine lange Pauſe des Schweigens feſſelte die entgeiſterten Feinde. Der Knoten, welchen ſie mit dem Schwerte zu zerhauen gedachten, war noch feſter geſchürzt; wer konnte ihn löſen?

Er ward gelöſt, auf eine fürchterliche Weiſe gelöſt, die kein menſchlicher Geiſt voraus ahnen konnte. — Ein entſetzliches Gepraſſel, als ob der Erdball in Trümmer ginge, weckte nämlich die erſtarrte Gruppe plötzlich zum Leben auf, um das Gräßlichſte zu ſchauen.

Eine undurchdringliche pechſchwarze Wolke hing über dem zu ihren Füßen ausgebreiteten Städtchen. Fahle Blitze zuckten quer durch das Thal. Pfeifendes Sturmgeheul wimmerte aus den Klüften des Berges Conto, der ſeinen Rücken wild aufkrampfte und dicke Dämpfe aus den geſpaltenen Seiten hervorqualmte. Jetzt hob ein unterirdiſches Grollen und Rollen an; kollerte, ruckweiſe, näher und näher; ſchwoll, wie das ferne Rauſchen empörter Brandung, lauter und lauter auf; ſprengte endlich die

feſten Rippen des Bergkoloſſes, in deſſen Inneren es gohr, und zerriß mit donnernder Gewalt, die Millionen Wurzelketten und Felſenbande, mit welchen der Conto ſeit Jahrtauſenden an ſein Stammgebirge feſtgekittet war, wie morſche Bindfäden. Drei Mal bäumte der ungeheure Bergkegel, ſeine hundertjährigen Tannen wie Splitter abſchüttelnd, ſich mit lautem Stöhnen mächtig auf, bis er, aus ſeinen Angeln gehoben, ſich neigte und unter grauſenhafter Erſchütterung, auf die Stadt zu ſeinen Füßen ſtürzte. Ein verworrener Lärm, wie der vereinigte Todesſchrei aus zweitauſend Kehlen, vermiſchte ſich mit dem praſſelnden Donner zerſtäubender Gebäude, einbrechender Thürme, fallender Glocken und krachender Balken; und ein Kniſtern und Ziſchen, als von ſiedendem Gewäſſer, durchrauſchte die Luft, wie ein Seufzer der Natur um das arme Städtchen — der Thränen. Zitternd, uneingedenk ihres Haſſes, hielten Fichtner und Pilgerin einander umſchlungen und wußten der, aus ihrer dumpfen Betäubung aufwachenden Roſalina auf ihre Frage: was geſchehen ſei? keinen andern Beſcheid, als hinabzuzeigen auf die Stelle des Jammers und zu ſtammeln: Wir ſtehen vor — Belfort!

Der Aufruhr der Natur ſchwieg. Nur leiſe zuckte es noch hin und hin, wie die Gliedmaßen eines eben Verröchelnden; dann folgte eine tiefe Stille. Die Sonne ſank blutig im Weſten und theilte mit ihren ſinkenden Strahlen den Nebel, der wie ein Leichentuch, über das Feld der Verwüſtung ausgebreitet lag. Er zerriß und ein flimmender Waſſerſpiegel wogte ruhig in dem Keſſel des Thales, den vor wenigen Minuten noch die Wohnungen lebensfroher Menſchen erfüllt hatten.

Keine Thurmſpitze ragte empor; keine menſchliche Geſtalt zeigte ſich, ſo weit das Auge reichte; — alles verſunken und begraben und jede Spur der Freuden und Leiden verwiſcht, die

ſeit den Tagen von Belfort, hier in Tauſenden von Herzen wohnten. Niemand gerettet als die Drei, die, keine Worte für ihr Gefühl findend, verſchlungen und ſprachlos, noch lang in das Waſſergrab hinabſtarrten, als ſchon die Sterne heraufgezogen waren und der Komet ſeine flackernde Zornruthe, ſtolzbewußt in den Fluten ſpiegelte.

7.

Wer mag, wenn er Zeuge eines ſolchen Jammers war, noch an ſein eigenes Herz, noch an die Freuden der Welt, noch an die kleinlichen Kämpfe der Erde denken? — Da ſchwindet wol jeder Drang nach dem Zeitlichen; da verſtummt jede Leidenſchaft; da tritt das Himmliſche, in welchem allein die Löſung ſolcher Schreckensräthſel zu finden iſt, klar vor das Auge der Seele und abgeſchloſſen ſteht der Menſch, und betrachtet die Friſt, die ihm noch gegeben iſt, nur als die letzte kurze Stunde ſeiner Prüfungszeit.

So ſah auch der Morgen, welcher dem Sterbetage von Pleurs nachfolgte, die Jünglinge Pilgerin und Fichtner als Freunde, am Ufer des Sees ſtehen, aus welchem ſich das Mairaflüßchen langſam hervorarbeitete. Roſalina's Mienen aber zeigten, daß auch ſie mit ihrem Herzen ausgeglichen, ihrer wahren Beſtimmung bewußt geworden ſei. Sie reichte ihren Unglücksgefährten mit ruhiger Ergebung die Hand und bat ſie freundlich, ihr den letzten Dienſt zu erweiſen, den ſie auf Erden von ihnen noch forderte. In brünſtigem Gebete kniete ſie noch einmal an den Ufern des Sees, dem kryſtallenen Grabmal ihres Vaters und ihrer Vaterſtadt, nieder; rief ihm ihren kindlichen Dank in die Fluten nach und erhob ſich dann, um unverweilt, von ihren

ehemaligen Bewerbern begleitet, die Wanderung nach dem Kloſter Olsberg anzutreten, in deſſen Mauern ſie die Erinnerung an ihre Freuden und Leiden zu begraben beſchloß.

Wie Wundermenſchen wurden die drei Wanderer von Pleurs allenthalben betrachtet, wohin ſich die Schreckenskunde verbreitet hatte. Man hielt ſie für Weſen, denen Gott durch ein ſichtbares Zeichen ihre Berufung zu höherem, als irdiſchem, Dienſte verkündet habe. Selbſt in das Kloſter Olsberg war ihnen die Nachricht von dem Untergange von Pleurs bereits vorangeeilt; Bauern aus den Thälern des grauen Bundes, welche mit den Einwohnern der Seen des Mittellandes im lebhaften Verkehre ſtanden, hatten ſie dahin verbreitet. Sie waren mit ihren Saumroſſen, wie gewöhnlich nach Cleven gekommen, um daſelbſt im Dorfe Schilano und in Pleurs Einkäufe zu machen; fanden aber, wie durch einen Zauberſchlag, ſtatt der beiden letzteren einen See und hörten von den Dörfern der Umgegend, daß ſie ſammt allen Bewohnern, verſunken ſeien und nicht einmal ein Zeuge des Unglückes ſich gerettet habe. Um ſo viel höher ſtieg nun die allgemeine Theilnahme für Roſalina und ihre Begleiter, und zwang ſie mehr als hundert Mal die Heroldin ihres traurigen Schickſals zu werden. Mit offenen Armen empfing die Abbatiſſin das verwaiſte Mädchen, auf deſſen erſten Beſuch ſie ſich recht wol zu entſinnen wußte und nahm es mütterlich in ihren Schutz auf.

Noch eine herbe Stunde gab es hier für ſie: ihre Trennung von Pilgerin, ja auch von ihrem neuen Freunde Fichtner. Aber auch dieſe Stunde ging vorüber. Die Beiden ritten ſchweigend von hinnen.

Zwiſchen Roſalina und der Welt ſank das Kloſtergitter und ſie gehörte dem Himmel.

Bis an das Alpenthor der windischen Mark zogen die beiden Leidensbrüder miteinander. Hier trennten sie sich mit brüderlicher Rührung auf ewig.

Pilgerin zog nordwärts, durch das blühende Oesterreich, der Grenze Böhmens zu, wo die Glaubensspaltung den Brand des Krieges entzündet und, wie ihm der Ruf verkündete, Graf Bucquoy eben die Böhmen geschlagen hatte, daß sie um Beförderung eines Waffenstillstandes an Kur-Sachsen schrieben. Dort trat er in die Dienste des Kaisers, um für seinen Glauben und sein Vaterland zu fechten, und mag wol im redlichen Kampfe den ersehnten Tod des Helden gefunden haben.

Theodor Fichtner scheint in der Steiermark geblieben zu sein. Wenigstens kommt unter den Prioren des Karthäuser-Klosters Seiz, welches nun auch schon in Trümmern liegt, einer dieses Namens vor, nämlich der achtundsechzigste, welcher in der Folge Prior zu Olmütz wurde.

Das Städtchen Pleurs aber wurde nicht mehr hergestellt. Durch zweimaligen Ruin gewarnt, wagten es die Enkel nimmer, ihre Wohnungen an eine so verhängnißvolle Stelle hinzubauen. Jetzt kann man den Wanderern in der Provinz Sondrio, eine Stunde weit von der Stadt Cleven, kaum mehr die Stelle genau bestimmen, wo Pleurs einst lebensfroh und munter stand, das arme — Städtchen der Thränen.

Dr. Faust am Riederberge.

Des Traumes Mächten hingegeben,
Verliert der Mensch sein Recht auf sich;
Verschrieben einem fremden Leben,
Verschmilzt er in ein fremdes Ich;
Mag er gewinnen oder leiden,
Er kann's nicht wählen und nicht meiden!

1.

Der junge Baron Gold hatte jenen Zeitpunkt erreicht, welchen wir, nicht eben am passendsten, die Großjährigkeit nennen; denn die Jahre stehen zu den Sorgen im umgekehrten Verhältnisse, und bedünken uns, sobald diese überhand nehmen, je kleiner und compendiöser, bis sie zuletzt zu Jährchen zusammenschrumpfen. Die Vormundschaft über den neuen Selbstbeherrscher sank in Staub, wie das Baugerüste, wenn die Baute vollendet ist. Der lebenskräftige Jüngling, der vor wenigen Wochen noch mit den Revenuen vorlieb nehmen mußte, die ihm sein Vermögensverwalter auszuwerfen für gut befand, trat nun mit einem Male in den Vollgenuß seines ganzen väterlichen Erbtheils ein, das er mit Niemanden zu theilen hatte, als mit der Zukunft. Wenn alle Gutsbesitzer diese geheimnißvolle, unerforschliche Dame als ihre leibliche Schwester betrachten, und ein gutes Sümmchen für das standmäßige Auskommen derselben zurücklegen wollten, — so würden im Kurzen die meisten Güter freiwillige Fideicommisse werden. Diese Ansicht schien dem jungen Baron Gold nicht fremd zu sein. Alle seine Neigungen waren Ausflüsse eines edlen, unverdorbenen Herzens, geleitet und überwacht von einem reifen Verstande und einer ernsteren, wenn gleich menschenfreundlichen Erfassung des Lebens. Ich hätte hier Gelegenheit, meinen Helden negativ zu schildern und nebenhin kleine Seitenhiebe

auf die gewöhnlichen Fehler der jungen Leute ſeines Standes, als: auf Flachheit, Anmaßung, Eitelkeit, Modeſucht, Arbeitſcheue u. ſ. w. auszutheilen, aber ich finde an ſeinem Charakter ſo viel Tüchtiges und Kerniges, daß ich beſſer zu thun glaube, wenn ich rund heraus ſage, was er war; mit einem Worte — er war ein junger Mann.

„Jung, — alſo lebhaft, heiter, offen,
Empfänglich für die ſchöne Welt;
Von keinem Schlag' zu hart getroffen,
Wo friſcher Muth die Bruſt noch ſchwellt.
Entflammt für's Gute, Schöne, Wahre,
Wo's gilt zu handeln, ſtets voran;
Treu ſeinem Worte bis zur Bahre,
Der Flachheit Haſſer, — alſo Mann!"

Bei ſolchen Eigenſchaften iſt wol nicht zu zweifeln, daß ihn der Uebertritt in eine ſelbſtſtändige Verfaſſung nicht überraſchte, wie es den meiſten jungen Leuten zu geſchehen pflegt. Sein Plan war längſt gefaßt und im folgenden Dilemm ausgeſprochen. Entweder würde er, nach vorläufiger Prüfung der Verhältniſſe, die Verwaltung ſeines Gutes ſelbſt übernehmen und ein Landwirth im edleren Sinne des Wortes werden, oder wenn dieſe Prüfung nicht befriedigend ausfiele, von den Einkünften ſeiner Beſitzungen leben und der ſchönen Trias: „Kunſt, Wiſſenſchaft und Häuslichkeit" ſein ſorgenfreies Daſein widmen. Zu dieſem letzteren Ziele zog ihn denn freilich ſein ganzes Gemüth hin; aber er wollte auch das erſtere nicht ganz aus den Augen verlieren. Mit lobenswerthem Fleiße wurden manche Wochen einem Studium geweiht, das er eben nicht ſein Lieblingsſtudium nennen konnte; denn er wollte am Tage der Entſcheidung nicht als Laie unter den ergrauten und verknöcherten Actenwürmern

seiner herrschaftlichen Kanzlei auftreten. Daher mußten alle Behelfe für Rechtspflege und Landwirthschaft die Revue passiren, und seinem leichtfassenden Geiste in Kürze so viel Stoff liefern, als sein Oberbeamter vielleicht aus viertelhundertjähriger Praxis nicht geschöpft hatte. Das leichte Corps der Poeten mußte dem Fuhrwesen der Oekonomie, die muntere Jägerschaar der lebenverschönernden Künste dem schwerfälligen Geschwader juridischer Cürassiere weichen. Statt Schiller und Goethe lagen Zeiller und Theer, statt Byron und Shakespeare, Schwab's äußere Pferdekenntniß und Dieterich's Schweinezucht, statt des Morgenblattes und der Abendzeitung Dingler's polytechnisches Journal und Rüder's landwirthschaftliche Zeitung auf seinem Pulte.

Ja sogar seine eigene Feder, die sich manchmal in sonnigen Morgenstunden oder in schweigsamen Mitternächten zu improvisirten Streckversen vergessen hatte, quälte sich nun, der Pales durch einen Versuch über die Drehkrankheit der Schafe, und der Themis durch eine Monographie der Geschwornengerichte zu opfern. Vorbereitungen dieser Art ließen ihm die Zeit auf Sturmesflügeln entschwinden. Er würde sogar über die Grenzlinie der Bevormundung geschritten sein, wenn ihm nicht ein Verhältniß anderer Art diese Grenzlinie doch zu einem Gegenstande geheimer Sehnsucht gemacht hätte. Dieses Verhältniß war — die Bekanntschaft mit einem Mädchen, das Luise Lenz, aber leider, nicht Luise von Lenz oder gar Baronesse Luise hieß. — Dieses Leider! betraf aber nur Gold's Vormund; — denn im Augenblicke, als Gold den Aequator seiner Selbstständigkeit passirt hatte, sank dieses Leider in sein Nichts zurück. Da nun die Leser beiläufig wissen, unter welchen Umständen und mit welchen Hoffnungen der junge Baron in seinen neuen Wirkungskreis trat, so brauche ich darüber weiter nichts zu sagen,

da glückliche Verhältniſſe immer das Unglück haben weniger zu intereſſiren als unglückliche.

Der Tag der Prüfung, von welcher ich oben ſprach, war auf den nächſten heiteren Sonnabend feſtgeſetzt. An dieſem Tage beſchloß Baron Gold, ohne ſelbſt ſeiner Luiſe etwas zu verrathen, zu Fuße ſich aufzumachen und in ſein väterliches Erbtheil, das er ſeit ſeiner Kinderzeit nicht wiedergeſehen hatte, als ein unerkannter Fremdling einzufallen. Er verſprach ſich von einem ſolchen Incognito die beſte Wirkung. Keine Vorbereitung von Seite ſeiner Untergebenen, kein Empfang, keine Complimente ſollten ihm den Eindruck ſtören, welchen er von dem Anblick einer Gegend erwartete, an die ſich ſo viele bitterſüße Erinnerungen aus den früheſten Blütenmorgen ſeines Lebens knüpften. Alle Vorſtellung und Entſtellung ſollte fern von ihm bleiben, und jedes Verhältniß ihm, dem Unbekannten, ſo erſcheinen, wie es eben ſich geſtaltet hatte und täglich unbewacht von Lauſchern ſich zu zeigen pflegt.

Er ſteckte daher nur eine Lectüre (der Zufall führte ihm das Decemberheft von Dingler's Journal für 1829 in die Hände) — und eine mäßig gefüllte Börſe zu ſich; nahm ſein Bambusrohr zur Hand, das ihm auf den Höhen um Wien ſchon manchen Dienſt geleiſtet hatte, — und wanderte, eher einem fahrenden Schüler, als einem jungen Gutsbeſitzer gleich, der Schönbrunnerlinie zu, mit einem flüchtigen Blicke noch das Haus ſeiner Geliebten grüßend, das hinter den Rüſtern der Baſtei allmälig verſchwand.

2.

Das Erbgut des Barons lag im Viertel ober dem Wienerwalde, ſeitwärts von der Poſtſtraße in einem

fruchtbaren, aber einſamen Waldthale. Die ſüdlichen Zweige des Niederberges, welcher die Grenze der Viertel eine Strecke weit mit ſeinem eigenen Rücken bildet, laufen in laubige Hügel aus, deren Innerem luſtige Brünnlein entquillen.

So rieſelt aus dem Schoße des Roſenthalberges ein beſcheidenes Wäſſerlein hervor, benetzt mit ſeinem Silber die ehrwürdige Kloſterruine und verliert ſich bei Ried in den Elsbach. Aus dem Steingraben vom Sandling herab, plätſchert ein zweites Bächlein, welches am Fuße des Steinberges ſich mit dem Aubache vereinigt. Nicht fern vom blumenreichen Borde dieſes Baches, ehe noch der Steig beginnt, der über den Stiefelberg in den Schmelzgraben führt, erhob ſich in plötzlich erweitertem Thalkeſſel das Schloß des Barons, das ich mit Namen bezeichnen würde, wenn ich nicht befürchtete, ihn auf die Meinung zu bringen, ich wollte ſeinem ſeligen Vater durch dieſe Zeilen einen öffentlichen Dank für einen ſtillen Sommeraufenthalt abſtatten. Der Weg von Wien bis in dieſe ländliche Abgeſchiedenheit iſt wol ſelbſt für einen kräftigen Fußgänger eine Aufgabe, wenn er anders den bequemen Zug der ſtaubigen Heerſtraße verlaſſen und auf lauſchigen Waldſteigen ſein Ziel erreichen will. Daß der Baron das letztere wählte, bedarf wol keines Beweiſes; er beabſichtigte ja keinen plötzlichen Ueberfall, ſondern vielmehr ein ſtilles, genußreiches Einſchleichen in das Erbe ſeiner Väter, wobei ihm jedes Stündchen, das er den Herrlichkeiten der Natur weihen konnte, Gewinn dünkte. Langſam wandelte er an all' den Ortſchaften vorüber, die ſich hinter Schönbrunn längs dem Bette der Wien bis zu ſeiner Mittagsſtation, zu der er Purkersdorf gewählt hatte, maleriſch hinbreiten. Das freundliche St. Veit, das niedliche Hacking, unfern der Mauer des Thiergärtens einerſeits, und anderſeits Hütteldorf, in welchem bereits die Keime des nachmittägigen

Lebens zu gähren anfingen, der hinter üppigem Weidengeſtrüpp lauernde Wolf in der Aue und das klöſterliche Mariabrunn, bei welchem das an Laudon's Grabmale vorübereilende Mauerbächlein in die Wien fließt; — alle dieſe Landſchaftgemälde, in den Rahmen des ſonnigſten Morgenhimmels gefaßt, verſetzten ſein Gemüth in die ſeligſte Stimmung.

Als er aber nun das linke Ufer der Wien verlaſſen, und der Wendung der Straße auf das rechte folgen ſollte, — da ließ es ihn nicht vorüber, denn die Schattengänge von Weidlingau, die Birkenbänkchen und Waldeinſchnitte, die kühlen Pfade, welche aus dem Garten, den die Natur am Fuße des Rehgrabenberges bildete, hinüberlocken in den Kunſtgarten zu Hadersdorf, traten mit einem Male vor ſeine Seele und zwangen ihn, einen Zirkel zu beſchreiben, der ihn ein gutes Stündchen koſtete.

„Schau, ſchau!
Weidlingau,
Di kenn' i goar g'nau!
Deini Stegerln,
Deini Wegerln,
Deini Bam und eanar Lau!"

„Wo i geh',
Wo i ſteh',
Thut mir's Herzerl ſo weh!
Deini Gangerl,
Deini Bangerln,
Siach i imma ſo, wiar eh!

„So g'ſchwind,
Wia da Wind,
Und wia's Waſſerl varind,
Thuan d' Freuden
Schon ſcheid'n
Ewen ſi oan's b'ſind!"

„Haind rod,
Muring dod!
Schöni Jugendzeid, b'füat di God!
Denn: Meid'n
Und Scheid'n
Is'n Herzerl ſein Nod!"

ıng der junge Baron ſo, als er, die pfaddurchſchlungenen ı verlaſſend, auf einen Lichtſchlag heraustrat und gegen :n zu wieder einlenkte? — das will und kann ich nicht :n; aber das weiß ich, daß ich ſelbſt dort nie ſo ſang, ich dort oft ſo fühlte. Jetzt aber, wo ich von jenem lenz-Podium, auf dem ich in Luſt- und Trauerſpielen manche e gab, durch einen wogenden Ocean unüberſchiffbarer ıetrennt lebe, jetzt erſt ſchlagen all' die Liederkeime aus, ort im Schoße meines Herzens aufgenommen.

Denn der Genuß iſt ſtumm,
Und in ſich ſelbſt verſchloſſen!
Und wo ihm Blumen ſproſſen,
Sieht er ſich ſchweigend um.

Nur die Erinn'rung ſpricht,
Mit lauter, freier Zunge;
Sie hebt im raſchen Schwunge,
Sich rauſchend auf an's Licht!

Was jener ſtill empfangen,
Das macht ſie freundlich kund;
Sie fördert Luſt und Bangen
Vom Herzen in den Mund!

er Genuß ſchreibt alle Eindrücke wie mit einer unſicht- ıemiſchen Tinte in die Herzen; erſt über das Licht der ung gehalten, wird die Schrift lesbar. So tauchten auch

in Gold's Herzen manche Gefühle auf, die er hier, an der Seite seiner Luise, einer Försterstochter aus dem nahen Auhofe, vor Jahren zum ersten Male gefühlt hatte. Jetzt, wo er fern von ihr durch den östlichen Waldausschnitt auf das rauschende Wehr hinabsah, da erinnerte er sich mit Wehmuth des Augenblickes, wo ihn Luise, plötzlich zur Waise geworden, auf manche getäuschte Hoffnungen hinwies, und an seinem Arme von dem väterlichen Hause Abschied nahm, um in den Mauern Wiens, unter der Obhut einer alten Verwandten, ihr ferneres Schicksal abzuwarten.

3.

Einige vergebliche Versuche des Barons, die wegen ihrer Seichte verachtete Wien zu überschreiten, erinnerten ihn an die Unzugänglichkeit des Sprichwortes, dem zufolge alle Wege nach Rom führen. Er hätte unter den vielen Seiten- und Nebenpfaden bald keinen nach Purkersdorf gefunden. Ein kleiner, kunstlos geformter Steg, unfern der sogenannten Türkenschanze, brachte ihn wieder an's rechte Ufer. Andern Reisenden fällt das bemalte Posthaus nicht weniger in die Augen, als dem pilgernden Gutsbesitzer der unbemalte Gasthof, in welchem er sein einfaches Mittagmahl einzunehmen gedachte. Zwar verkürzte ihm die langen Pausen zwischen den einzelnen Gerichten kein lustiger Parasit, der seine Witzpillen nach den genossenen Leckerbissen bemißt und verabreicht; auch kein Reimschmied, der jeden Trunk Weines mit einem Trinkspruche wässert, und den Braten mit einer Sonette nach aufgegebenen Endreimen spickt, — aber Dingler's polytechnisches Journal füllte ihm auch hier wieder die Zwischenzeit aus. Mit neugierigen Blicken schielte der Wirth auf das Heftlein hin, und bemühte sich, die

Miniaturgalerie mechaniſcher Geräthſchaften zu entziffern, welche den Rand des Umſchlages bildet. Aber dem guten Manne blieben ſie unerklärlicher, als den Antiquaren die Keilſchrift auf den Ziegeltrümmern aus Babylon. Er hielt ſie zuletzt wol gar für geheimnißvolle Charaktere, wie ſie weiland Dr. Fauſt aus ſeinem Höllenzwange zur Kurzweile ablas, und trat mit einer gewiſſen Scheu kopfſchüttelnd bei Seite, als Gold das Heft aufſchlug und zufällig auf eine Notiz ſtieß, die mit dem Orte, auf dem er ſaß, im merkwürdigen Zuſammenhange ſtand. So intereſſant ſie ihm aber auch geweſen ſein mag, ſo würde er ſich doch nie gedacht haben, daß ſie in ſeinem Kopfe ſo feſt haften und ihm ein Abenteuer vorbereiten würde, deſſen er ſich gewiß nicht verſehen hatte. Damit ſich daher der Leſer es auch nicht eher denke, als es ſich der Baron dachte, ſo ſoll er das Abenteuer eher als deſſen Quelle erfahren, und von der Frucht zur Wurzel zurückkehren.

„Denn mancher läßt ſich von den Keimen,
Die in ihm wurzelten, nichts träumen;
Die Früchte hat er ſchon genoſſen,
Und ſah nicht Blatt, noch Blüte ſproſſen!“

Geſtärkt von dem einfachen Mahle, ſtand der Baron auf, um ſeinen Wanderſtab weiter fortzuſetzen. Die Sonne brannte fühlbar; die ſtaubige Straße, der er, aus Unkenntniß der weiter führenden Nebenwege, treu bleiben mußte, machte bald den Wunſch in ihm rege, ein wenig auszuruhen und abzuwarten, bis die glühendſte Hitze des Nachmittags vorüber wäre. Er begab ſich daher außerhalb Gablitz, wo die Heerſtraße allgemach gegen den Riederberg hin ſich höher emporzuwenden beginnt, in das nahe Wäldchen, in deſſen kühlſäuſelndes Heiligthum ein ſchmaler, lauſchiger Gehſteig einlud.

Dort unter dem Schattendache einer einzeln stehenden Buche, die wie ein Präceptor unter den jungen Eichennachwuchse da stand und ihre, von dickem Baumbart struppigen Arme weit hinaus breitete, als sehnte sie sich nach einer würdigeren Gesellschaft, als das schmächtige Völklein um sie her, — dort warf sich der Baron ins üppige Gras. Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er zu seinen Füßen die Dächer von Gablitz*) durch das Laub schimmern sah, und der ironischen Rolle gedachte, welche dieser Ort im Scherzgespräche der Spaß liebenden Wiener spielt. — „Ach, wie mancher meiner Collegen, der, wenn er mich hier liegen sähe, vornehm auf mich Abenteurer herabsehen würde, dürfte seinen Doctorhut an der berüchtigten Universität dieses Oertchens genommen haben!“ Mit der gemüthlichsten Laune legte er jetzt den von seinem Wirthe in Purkersdorf beäugelten Höllenzwang unter das Haupt, bog es sanft auf das verhängnißvolle Kissen zurück, starrte eine Zeit in die blaue Luft empor, in welchen die Buchenzweige wie Ufergebüsch in einen See hineinzutauchen schienen, athmete tief auf und entschlummerte.

„Des Traumes Mächten hingegeben,
Vergibt der Mensch sein Recht auf sich;
Verschrieben einem fremden Leben,
Verschmilzt er in ein fremdes Ich;
Mag er gewinnen oder leiden,
Er kann's nicht wählen, und nicht meiden!“

Sonst hätte gewiß der Baron einen Traum gemieden, der ihn so sehr abquälte.

*) Eine unbedeutende Ortschaft außerhalb Purkersdorf. Die Wiener sagen, wegen des dortigen Rinderzusammentriebes, von einem beschränkten Kopfe, er habe auf der Universität zu Gablitz studirt.

Wirth, der mit so forschenden Blicken das Büchlein
atte, das dem schlummernden Wanderer zum Kopf-
, schien eben nicht unrecht geahnt zu haben, wenn er
twas Faustisches zumuthete. Kaum hatte nämlich
Augen geschlossen, als es sich gleich farbigen Ringen
em Hintergrunde vor ihm gestaltete. Zuckend rannen
ernden Kreise in einander, bald wie Schlangen, bald
äder, bald wie bunte Polypenknäuel. Jetzt schrumpften
en Bilderkeime wieder auf einen Klumpen zusammen,
ine wunderbare Jerichorose, auf pechschwarzer Folie,
Allmälig bildeten sich Umrisse, die Ränder schärften
ein gewöhnlicher, dick bestaubter Reisekoffer war aus
errose geworden, um welchen sich das, was früher
geschienen, als Rest eines abgeschnittenen Strickes
ng. Doch plötzlich begann es im Innern des Koffers
und zu wallen, als ob mächtige Dämpfe den Deckel
ollten; elektrische Funken sprühten aus den Eisenreifen
läuliche Flamme züngelte gespenstisch durch die Oeff-
Schlosses. Mit einem Male wurde der Deckel unter
en Knistern von Innen aufgehoben und ein Kopf
ch lauschend hervor und ließ seine stechenden Augen
d neugierig umherblitzen. Ein blasses Gesicht zuckte
ingsum, auf welchem der Züge zu viele in einander
waren, um ein deutliches Bild zu geben. Ein höhnisches
g in den kleinen Fältchen um den Mund, und ein
n Humor saß in den Augenwinkeln. Ueber den borstigen
oß eine hohe, glatte Stirne mit der Glatze zusammen,
, wie um eine Steppe, struppige Haarbüschel, gleich
n Hecken, standen. Eine lange Spitznase vollendete das
ophelesantlitz. Immer höher stieg die Erscheinung.
sich der gekrümmte Rücken hervor, auf welchem sich

die läſſig zurückgeſchlagenen Arme begegneten, jetzt kamen die dünnen Beine zum Vorſcheine, welche, wie bewegt vom Windhauche, ohne zu ſchreiten, das ſeltſame Weſen dem Träumenden allmälig näher ſchoben.

Kaum war dieſe Geſtalt zur Vollendung gediehen, als bereits ein zweites Geſicht aus dem Zauberkoffer auftauchte. Es überraſchte das Auge des Schläfers; aber, als er gefeſſelt von dem Anblicke, leidenſchaftlicher hinſtarrte, da ſchien ihm das friſche Fleiſch der blühenden Wangen plötzlich durchſichtig zu werden und immer durchſichtiger wie Glas, wie eine Seifenblaſe und durch die bunt ſchillernde Luftglocke ſtarrte ein gräßlicher Todtenſchädel.

„Hinweg, Helene!“ — ſchrie der Träumende, wie vom Alp gewürgt auf — „hinweg Furie mit der Seraphhülle! Ideal der Verworfenheit, ich kenne dich! Als ich ein Knabe war, ſah ich dich auf der Bühne von fiſtulirenden Masken umſchnarrt, von dumpfer Höllenmuſik umbrauſt; da ſchlug es Eins und die Larve fiel dir ab wie Zunder und der Tod der Seele, die Sünde glotzte heraus! Hinweg!“

Aber die liebliche Megäre ſtreifte mit ſtolzem Lächeln an dem Aechzenden vorüber und ein Duft wie von Leichenblumen wehte, wo ſie ſchwebte.

Und wieder hob ſich der Deckel und wieder erſchien ein weibliches Antlitz, aber wie ganz unähnlich dem vorigen. Einfach geſcheitelte Haare begrenzten in goldiger Wellenbiegung die offene, ſinnige Stirn. Wie hingehauchte Lichtſtreifen überwölkten die feingezogenen Brauen das blaue, ſeelenvolle Augenpaar, in welchem Thränen entſagender Duldung das Feuer lebhafter Unſchuld dämpften. Ein Zug leidender Schwermuth umſchwebte das herzförmige Mündchen, an welches ſich ein rundes Kinn mit einem ſchelmiſchen Grübchen anſchloß.

Ein dünnes Kettlein, aus dunklen Haaren geflochten, ſchlang ſich um den weißen Hals und mochte wol etwas Liebes tragen, das dem neidiſchen Blicke der Welt entzogen, tief am warmen Herzen ruhte. Ein kleiner Fuß trug die niedliche Geſtalt, welche jetzt mit einem Blicke voll Bangen zurück ſah und ſich ſchüchtern auf den Träumenden zu bewegte.

„Wunderbares Weſen!“ — liſpelte der Entzückte — „biſt du Gretchen? Iſt jene Hand, die krampfig bereits aus dem Schlunde des Wunderſchranks aufſtarrt, die Sündenhand eines ſtürmiſchen Fauſt? Oder biſt du ein Abglanz der Wirklichkeit? Ich ſoll dieſe Züge kennen! Faſt ſiehſt du wie meine Luiſe, als ſie mir entdeckte, daß ſie Waiſe geworden ſei! Du biſt es, und doch biſt du's wieder nicht! Halt ein, du drohender Arm, der dort nach ihrem blonden Haare langt und im wilden Ungeſtüm ſie am Kleidchen zurückzerrt! Es iſt meine Luiſe!“

„Es iſt mein Gretchen!“ donnerte hohnlachend eine große, kräftige Mannsgeſtalt, die plötzlich in ihrer ganzen Länge aus der dunkeln Mündung des Koffers fuhr. Willſt du's mit dem Bändiger der Dämonen aufnehmen, ökonomiſcher Stümper! Willſt du den alten, wolbekannten Johannes Fauſtus ſchrecken, du Dichterzwerglein! Ich blaſe — und verflüchtiget zerſtäubſt du vor mir wie das Metall, deſſen Namen du führſt, in meinen Tiegeln und Retorten.“

Drohend ſtand er vor den Augen des ſchwerathmenden Gold; aber ein fünftes Geſicht, das eben wieder hervorkam — ein echtes Cabinetſtück aus dem gottesfürchtigen, gemüthlichen Mittelalter, winkte ihm treuherzig bittend zu, des armen Jungfräuleins ſich anzunehmen und des langen Johannes Fauſt's Drohungen nicht zu fürchten. So viel ſich aus den Mienen des jungen Famulus, der nun ganz aus dem Koffer geſtiegen war, entnehmen ließ, ſo ſchien ihm Gretchen wol bekannt; denn

beider Blicke ſuchten ſich und vermieden ſich im Begegnen. Jetzt ſchwoll der Koffer mächtig an und platzte raſſelnd auseinander. Die drei Bretter und zwei Brettchen erweiterten ſich zu einer Stube, welche der Deckel als Decke ſchloß. Die wunderbaren fünf Geſtalten wurden nun in der Stube über die Maßen geſchäftig. Sie geberdeten ſich auf mannigfache Art und bildeten einen pantomimiſchen Roman, deſſen einzelne Scenen aber zu phantaſtiſch verworren, zu voll von Anſpielungen auf die Vergangenheit und Zukunft des Schläfers, manchem von ihm Erlebten und Geleſenen zu ähnlich oder zu unähnlich waren, um ein klares, vollkommen verſtändliches Bild zu geben. Bald war es Goethe's Fauſt, der dem züchtigen Gretchen ſeine Begleitung antragen zu wollen ſchien; bald Klinger's Höllengeiſt, der ſein Opfer wie der Geier das Lamm über die Steppen hinſchleppt und an den Felſen zerſchmettert; bald Klingemann's Famulus, der ſich ob der wunderbaren Erſcheinung „forcht'" in ſeinem Kämmerlein, bald wieder eine Helene, wie ſie noch nicht geſchildert wurde, ſondern vielleicht im Pult oder Nachlaß irgend eines genialen Poeten verborgen iſt. Manche Scene der Traumtragödie gehörte dem Maler Müller, manche dem Martowe, manche unklare und langweilige dem Karl Schöne; manche naive und burleskere dem Volks- und Marionettenſchauſpiele an, in welchem ſich die guten und böſen Geiſter um Fauſt's Leichnam zanken; manche ſchien im Capitel aus Gold's und Luiſens Liebes- und Leidensgeſchichte und manche gar aus einem Romane entlehnt zu ſein, der uns ſo natürlich vorkommt, daß wir ahnen, ihn in Kurzem ſelbſt erleben zu können. Aber wie es gewöhnlich den Träumern geht, ſo ging es auch dem Baron. Als er in der neuen, wunderbaren Welt eben heimiſch zu werden anfing und einem befriedigenden Ausgange der Begebenheiten entgegenſah, da — erwachte er.

4.

„Ha! was ist das? Wach' ich? oder spann sich mein Traum in die Wirklichkeit hinüber?" So rief Gold mit einer Aufregung aus, wie er sie sonst kaum beim plötzlichen Erwachen aus schweren Mitternachtträumen verspürt hatte. Denn als er aufstand, um weiter zu gehen, da trat plötzlich in dem blendenden Lichtnebel, den die tiefer gesunkene Sonne durch die jungen Eichen goß, ein Wesen vor ihn hin, wie er es kurz vorher im Traume gesehen hatte. Das leibhafte Gretchen mit den einfach gescheitelten Locken, mit dem seelenvollen, blauen Augenpaare, mit dem Herzmündchen und dem Grübchen im Kinn, trat aus dem Gebüsche hervor und trocknete, wie es schien, die Augen mit der Schürze.

„Sprich, Kind" — begann Gold, indem er die Erschrockene beruhigte — „wenn du kein Traumbild bist, das bei meinem Anhauche zerfließt! Sprich, heißest du nicht Gretchen?"

„Ei, wie weiß der Herr denn meinen Namen" — entgegnete das erstaunte Landmädchen und sah ihn groß an — „hat er mich denn schon einmal gesehen?" „Wol hab' ich's — vor einigen Augenblicken!" „Nun, da muß ich ihn nicht eher bemerkt haben, als bis er vor mir stand, weil ich so sehr weinte und auf nichts umher achtete!"

„O rede wunderbare Gestalt, bist du nicht das Gretchen, das erst vor Faust geflohen ist?"

„Seh' er, da hat er's wieder getroffen. Ja wol ist's eine Faust, wovor ich geflohen bin. Ja — wenn er mir nicht mit der Faust gekommen wäre, seine Vorwürfe und Spottreden hätt' ich doch wol noch ertragen; aber schlagen läßt sich das arme Gretchen doch nicht, wenn es nichts Unrechtes begangen hat!"

„Ich begreife dich nicht Kind, — du sprichst so menschlich wahr — und doch kann ich nicht umhin, noch alles für Traum zu halten. Bist du wirklich oder täuschest du meine Phantasie nur und bist nichts, als ein verkörpertes Bild aus Goethe, Klinger und wie sie alle heißen, die gewaltigen Geisterbanner!“ —

„Ei, was er da von einem Göhd*) und von Geistern phantasirt: — das kenn' ich alles nicht —!“

„So bist du vielleicht ein Charakter aus der untergegangenen Schöpfung eines Lessing? — Bist hier in diesem Walde —?“

„Nicht doch! Was hätt' ich für einen Charakter und wer sagt, daß die Schöpfung untergegangen ist! Entweder kann er nicht deutsch oder es fehlt ihm noch weit mehr, als mir armen Mädchen! Lessing? — Wie doch die Stadtherren die Worte verdrehen und verhunzen! Lesseln, — ja das heißt wol etwas, — wenn gleich auch nicht so viel, als die Leute meinen!“

„Du bleibst mir ein Räthsel, Mädchen!“ „Das Räthsel ist bald gelöst. Hör' er mich nur an und beguck' er mich nicht immer, als wenn ich was Gestohlenes an mir hätte! Seh' er: da sagen die Leute, durchs Lesseln**) erführe man genau, welcher Zukünftige einem Mädchen beschieden sei! I, — schön! Wie schnell schwamm, in der letzten Christnacht, die Nußschale, in die ich mein Kerzchen geklebt hatte, zu jener des guten Wagner — und —“

---

*) Göhd in der Volkssprache: der Taufpathe.

**) Eine Beschäftigung des Landvolks in der Christnacht, wenn sie Blei schmelzen, es ausschütten und aus den Figuren, die es bildet oder daraus, daß sie Kerzchen in Nußschalen kleben und sie im Wasser herumschwimmen lassen ꝛc., die Zukunft, besonders in Liebeshändeln vorhersagen wollen.

„Wagner?“ — rief Gold, von neuem in seinen Traum urückversetzt, — „Famulus Wagner?“

„Was ist das, ein Famulus?“

„Faust's Diener!?“ —

„Groß gefehlt! — mein Wagner ist kein Diener, sondern Amtsschreiber, und ist gar ein lieber, guter, treuherziger Junge, der sich nicht so weit vergißt, die Faust zu brauchen, wie mein zarstiger Vormund, der lange Johannes!“

Das Mädchen war Unterthanin des Gutes, dessen Verwaltung der Baron zu prüfen ging; was er ihr jedoch nicht verrieth. Er hatte, um es zu erreichen, nach Gretchens Aussage noch gute zwei Stunden Weges zurückzulegen, den er auf dem eingeschlagenen Seitensteige ohne Führer leicht verfehlen durfte.

Der Name Johannes hätte den Baron, der sich noch immer nicht ganz ermuntern konnte, bald wieder in seinem Wahne bestärkt, wenn nicht die rollenden Thränen des Mädchens, das so viel von seiner Luise hatte, vor allem sein Mitleid in Anspruch genommen hätten. Er erkundigte sich um die Quelle derselben und erfuhr nebstbei Folgendes:

Der lange Johannes, Gretchens Vormund, war bei Gold's Vater Jäger gewesen. Als nach dem Tode des alten Barons der Oberamtmann die Verwaltung übernahm, da ging es drunter und drüber. Manche, welche man früher im Schlosse gern gelitten hatte, durften sich nicht mehr dort blicken lassen. So ging es auch dem Vormunde Gretchens. Deshalb sei er nun, sagte sie, so heftig darüber erbost, daß sie noch immer in das Schloß hinabgehe, um mit dem Amtschreiber, den sie nun einmal durchaus nicht lassen könnte, zusammenzukommen. Das habe sie ihrem Vormund auch heute, als sie ihn um die Erlaubniß bat, den morgenden Sonntag mit ihrem guten Amtsschreiber Wagner auf dem Tanzboden zubringen zu dürfen, ohne Rückhalt,

rund heraus erklärt. Johannes aber sei ergrimmt aufgefahren, habe sie mit der Faust abgewiesen und vor die Thüre gestoßen und so sei sie denn trostlos fortgewandert, um, sie wisse selbst nicht was, zu beginnen. Der Baron tröstete das arme Kind, dessen Gesicht ihm für die Wahrheit ihrer Aussage und die Hartherzigkeit ihres Vormundes hinlänglich Bürge war, so gut er konnte. Ja, er versprach ihr sogar, bei ihrem Vormunde die Nacht zuzubringen, wenn er dort Obdach finde. Gretchen meinte, das wäre ein Leichtes für einen Herrn, der mit ländlicher Kost vorlieb nähme. Auch wäre der Weg zu seiner Hütte nicht zu verfehlen, wenn er die Richtung der Holzstraße verfolgte, zu der sie bald kommen würden.

Gold beredete das Mädchen, umzukehren und ihn wenigstens bis zu dem Kreuze zu begleiten, an welchem ihrer Angabe gemäß, die Straße nach dem Holzschlage begänne. Sie ließ es sich gefallen und schloß ihm ihr liebekrankes Herzchen mit jedem Schritte zutraulicher auf. Nach vielen Einwendungen und unter vielen Thränen entschloß sie sich endlich auch, dem Schlosse, dessen Besitzer sie in ihrem Tröster wol nicht ahnen konnte, zuzueilen und in der Nähe ihres Vielgeliebten bis zum nächsten Morgen Zuflucht zu suchen.

„Geh' mit Gott hinab" sprach der Baron, ihr beim Steinkreuze gerührt die Hand drückend, „geh, Luise-Gretchen, getrost hinüber in das Schloß! dein Wagner wird, wenn er es so redlich meint, als du's sagst, dich zu beherbergen wissen, ohne deinem Rufe zu schaden. Sag' ihm, er soll seinem Posten Ehre machen, so wird sich der junge Gutsherr seiner gewiß annehmen. Ich geh' indessen zu deinem Vormunde; vielleicht gelingt es mir sein Herz umzustimmen. Verrath' im Schloß aber nichts, was ich mit dir sprach, — sondern vertraue nur einstweilen auf mich und denke dir nur:

„Es läßt sich mancher von den Keimen,
Die in ihm wurzelten, nichts träumen;
Die Früchte hat er schon genossen,
Und sah nicht Blatt noch Blüte sprossen!

5.

Manche Betrachtungen über seinen Traum und über die Bruchstücke einer Wirklichkeit, die er am Ziele seiner Wanderung antreffen sollte, durchkreuzten den Kopf des jungen Barons.

Gedanken sind die besten Eilschuhe, sie versetzen den Fuß in einen gewissen Mechanismus, in welchem er sich tactmäßig weiterschiebt und seine Aufgabe eh' man es ahnen konnte, gelöst hat.

Gold hätte wol von dem Wege, den er seit seinem Abschiede von Gretchen zurückgelegt hatte, keine genauere Rechenschaft geben können, als von allen Abendgängen zum Hause seiner geliebten Luise. Sinnend und je näher er dem Schauplatze seiner früheſten Jugendfreuden kam, desto sinnender stieg er die Waldstraße hinan, die sich auf der Anhöhe plötzlich theilte. Der Richtung nach mochte der eine Zweig derselben nach Ried hinab, der andere längs dem Rücken des Ameis- und Heinrichsberges an den Ursprung des Aubächleins führen, welches an seinem Erbschlosse vorüber plätscherte. Der Lichtschlag war zu freundlich, der Abend zu schön, als daß sich Gold durch die Furcht sich zu verspäten hätte abschrecken lassen, der herrlichen Aussicht einige Augenblicke zu schenken. Glühend fielen die letzten Strahlen der Abendsonne durch die Bäume, die in einzelnen Gruppen den Kamm des hohen Wartberges bekrönten. Eine vorüberziehende Wolke thaute in lichten Streifen auf das Thal hinab, in dessen Schoße das freundliche Rapoltenkirchen liegt.

Die nördliche Fläche des Tullnerbodens ließ ſich durch einen Waldeinſchnitt des Niederberges überblicken. Noch röther, als ſie durch die Art ihrer Erde iſt, war ſie nun vom Widerſtrahle des Abendrothes gefärbt. Königſtätten, Frauenhofen, Langenrohr und die kleineren Ortſchaften zu beiden Seiten des Tullnerbaches ſchimmerten ſo niedlich empor, wie die weißbemalten Häuschen und Kirchlein mit den zinnoberrothen Dächern, aus welchen wir als Kinder unſere Städte bauten, deren Erſtehen uns glücklicher machte, als den Pompejus ſein Pompejopolis oder den Claudius ſeine Celeja. Das alte Comagena ſelbſt verrann mit dem violetten Saume des Horizontes in ein undeutliches Halbdunkel. Im Oſten ragten maleriſche Berggruppen empor, aus deren Zackenmeer bereits der blaſſe Mond langſam emportauchte. Als ſich der Baron aber nach Süden wandte, da lachte ihm ein freundliches Hüttchen von einer Bergwieſe entgegen, deſſen Anblick ihn nicht länger in Zweifel ließ, daß es der von Gretchen bezeichnete Aufenthalt des langen Johannes ſei. Gemächlich ſchritt er darauf zu, als ihn plötzlich ein Büchſenſchuß nebenan im Gebüſche erſchreckte. Indem er vermuthen konnte, daß der Jäger keines Wanderers Nähe ahnen und ſich daher eben nicht beſonders in Acht nehmen dürfte, ſo hielt er es für das räthſamſte, ihn zu rufen.

Eine rauhe, männliche Stimme fragte ihn, was er wolle?

Der Ton des Mannes, deſſen er noch nicht anſichtig werden konnte, klang etwas barſch und mißtrauiſch. Aber Gold's unumwundene, im treuherzigen Dialekte des Landmannes gegebene Antwort ſchien zu wirken.

Das Gebüſch rauſchte, und vor dem Baron ſtand eine große, kräftige Geſtalt, deren Erſcheinung ihn wieder ſo außer Faſſung brachte, daß er beinahe ſtammelnd fragte: „Seid ihr der lange Johannes?“

„Ei, ja wol", — antwortete der Waldbauer, den betroffenen Gaſt mit argwöhniſchen Blicken meſſend, — „was ſoll's aber?" — „Der Johannes ſeid ihr!" ſtammelte Gold verlegen weiter; denn je mehr er den düſterblickenden Schützen betrachtete, deſto mehr trat ihm wieder die Geſtalt des Fauſt aus ſeinem nachmittägigen Traume vor Augen, — „der Johannes ſeid ihr? — doch nicht Johannes Fauſt?" — „Nicht Fauſt!" — erwiderte der Landmann, dem des Gaſtes Staunen nachgerade lächerlich zu werden anfing, — „aber 's iſt was von der Fauſt in meinem Namen! Johannes Daum heiß' ich, oder wenn es ihm leichter zu merken iſt, der lange Johannes. Was ſucht er denn aber bei mir? Mein Eid! ich weiß nicht, was ich aus ihm machen ſoll. Für einen, der dem weißen Rock entlaufen iſt, ſieht er mir zu honnet, für einen Ueberreiter zu geſchreckt aus!"

Der Baron hatte Mühe, ſich bei ſeinem Wirthe wieder in Credit zu ſetzen. Solche Kraftmenſchen, denen die ſeltſamen Sonderlingslaunen gebildeter und verbildeter Menſchen unbekannt ſind, laſſen ſich nicht ſo leicht gewinnen, als man glauben ſollte. Sie ſehen mit einer Art vornehmer Naivetät auf uns ſelbſtzerfallene Gewohnheitshelden herab und haben ihre Freude daran uns fühlen zu laſſen, wie weit wir von der natürlichen Offenheit und Zwangloſigkeit abgewichen ſeien. So behandelte denn auch der lange Johannes den jungen Baron auf eine Weiſe, die ihm deutlich merken ließ, daß er ſeinem Wirthe nicht eben die größte Achtung eingeflößt habe. Erſt der Wein entſiegelte die Zunge des Gebers, der immer mehr einzuſehen begann, daß er ſeine feurige Gabe an keinen Undankbaren verſchwendete. Als ſich aber gar der Baron für einen fernen Anverwandten des verſtorbenen Baron Gold ausgab, von dem er mannigfache Wohlthaten erfahren habe, wurde der lange Johannes zutraulich, verleugnete ſeine Fauſtnatur und begann

Die nördliche Fläche des Tullnerbodens ließ ſich durch einen Waldeinſchnitt des Niederberges überblicken. Noch röther, als ſie durch die Art ihrer Erde iſt, war ſie nun vom Widerſtrahle des Abendrothes gefärbt. Königſtätten, Frauenhofen, Langenrohr und die kleineren Ortſchaften zu beiden Seiten des Tullnerbaches ſchimmerten ſo niedlich empor, wie die weißbemalten Häuschen und Kirchlein mit den zinnoberrothen Dächern, aus welchen wir als Kinder unſere Städte bauten, deren Erſtehen uns glücklicher machte, als den Pompejus ſein Pompejopolis oder den Claudius ſeine Celeja. Das alte Comagena ſelbſt verrann mit dem violetten Saume des Horizontes in ein undeutliches Halbdunkel. Im Oſten ragten maleriſche Berggruppen empor, aus deren Zackenmeer bereits der blaſſe Mond langſam emportauchte. Als ſich der Baron aber nach Süden wandte, da lachte ihm ein freundliches Hüttchen von einer Bergwieſe entgegen, deſſen Anblick ihn nicht länger in Zweifel ließ, daß es der von Gretchen bezeichnete Aufenthalt des langen Johannes ſei. Gemächlich ſchritt er darauf zu, als ihn plötzlich ein Büchſenſchuß nebenan im Gebüſche erſchreckte. Indem er vermuthen konnte, daß der Jäger keines Wanderers Nähe ahnen und ſich daher eben nicht beſonders in Acht nehmen dürfte, ſo hielt er es für das räthſamſte, ihn zu rufen.

Eine rauhe, männliche Stimme fragte ihn, was er wolle?

Der Ton des Mannes, deſſen er noch nicht anſichtig werden konnte, klang etwas barſch und mißtrauiſch. Aber Gold's ununwundene, im treuherzigen Dialekte des Landmannes gegebene Antwort ſchien zu wirken.

Das Gebüſch rauſchte, und vor dem Baron ſtand eine große, kräftige Geſtalt, deren Erſcheinung ihn wieder ſo außer Faſſung brachte, daß er beinahe ſtammelnd fragte: „Seid ihr der lange Johannes?“

„Ei, ja wol", — antwortete der Waldbauer, den betroffenen Gaſt mit argwöhniſchen Blicken meſſend, — „was ſoll's aber?" — „Der Johannes ſeid ihr!" ſtammelte Gold verlegen weiter; denn je mehr er den düſterblickenden Schützen betrachtete, deſto mehr trat ihm wieder die Geſtalt des Fauſt aus ſeinem nachmittägigen Traume vor Augen, — „der Johannes ſeid ihr? — doch nicht Johannes Fauſt?" — „Nicht Fauſt!" — erwiderte der Landmann, dem des Gaſtes Staunen nachgerade lächerlich zu werden anfing, — „aber 's iſt was von der Fauſt in meinem Namen! Johannes Daum heiß' ich, oder wenn es ihm leichter zu merken iſt, der lange Johannes. Was ſucht er denn aber bei mir? Mein Eid! ich weiß nicht, was ich aus ihm machen ſoll. Für einen, der dem weißen Rock entlaufen iſt, ſieht er mir zu honnet, für einen Ueberreiter zu geſchreckt aus!"

Der Baron hatte Mühe, ſich bei ſeinem Wirthe wieder in Credit zu ſetzen. Solche Kraftmenſchen, denen die ſeltſamen Sonderlingslaunen gebildeter und verbildeter Menſchen unbekannt ſind, laſſen ſich nicht ſo leicht gewinnen, als man glauben ſollte. Sie ſehen mit einer Art vornehmer Naivetät auf uns ſelbſtzerfallene Gewohnheitshelden herab und haben ihre Freude daran uns fühlen zu laſſen, wie weit wir von der natürlichen Offenheit und Zwangloſigkeit abgewichen ſeien. So behandelte denn auch der lange Johannes den jungen Baron auf eine Weiſe, die ihm deutlich merken ließ, daß er ſeinem Wirthe nicht eben die größte Achtung eingeflößt habe. Erſt der Wein entſiegelte die Zunge des Gebers, der immer mehr einzuſehen begann, daß er ſeine feurige Gabe an keinen Undankbaren verſchwendete. Als ſich aber gar der Baron für einen fernen Anverwandten des verſtorbenen Baron Gold ausgab, von dem er mannigfache Wohlthaten erfahren habe, wurde der lange Johannes zutraulich, verleugnete ſeine Fauſtnatur und begann

mit einer Herzlichkeit, die bei ihm ſelten zum Ausbruche zu kommen ſchien: „Geſtrenger Herr! warum kann man einen Todten nicht mehr leben laſſen? Ich würde ſonſt mit Freuden ausrufen: Es lebe unſer guter Herr Baron Gold! Er hat uns wie ſeine Kinder gehalten! Ich war Jäger bei ihm unten im Schloſſe. Er hat mich immer freundlich und großmüthig behandelt; hat meinem Mädel, d. h. dem Mädel, das mir mein verſtorbener Vetter, ein Kleinhäusler im Burggraben, übergeben hat, manches Guldenſtück geſchenkt, — aber mit ſeinem Tode war auch die gute Zeit zu Ende. Sein Stellvertreter, der Amtmann Spitzbart, war mein und vieler anderer Unglück. Weil ich mich weigerte, die Zahl des geſchoſſenen Wildes geringer anzugeben, als ſie war und den Ueberſchuß in ſeine Küche abzuliefern, ſo jagte er mich vom Dienſte. Sogar meine Waldhütte ſuchte er mir ſo ſtark zu belaſten, als es ihm nur immer möglich war. Der Holzſchlag, zu welchem eigentlich die Straße führt, an der meine Behauſung liegt, und die mein Großvater und mein Urgroßvater als ihr Eigenthum angeſehen haben, ſtritt er mir ab und bewies mir aus einer ſtaubigen Eſelshaut, deren Inhalt für mich ſpaniſch klang, daß eigentlich ich ihm noch einen Erſatz für die ſeitherige Benützung ſchuldig wäre. Und ſo hat er es allen gemacht. Wer nicht in ſein Horn ſtieß, und ſeiner ſogenannten Wirthſchafterin, der Mamſell' Helene, wie ſie heißt, die Hand küßt, daß es ſchnalzt, der hat Satansnoth bei ihm. Aber ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben, nicht ſehen mag ich mehr das behexte Schloß, in deſſen Mauern ich einſt ſo glücklich war. Auch meine Grete ſoll mir nicht mehr hinab, — wenn ſie wiederkommt!"

„Iſt ſie denn fort?" fiel ihm Gold, der es jetzt für zweckmäßig hielt, einzulenken, in das Wort, — „ich habe geglaubt, ihr wäret des Mädchens Vormund und hättet ſie

nur etwa ausgeſchickt, um in Tulln drüben einzukaufen, — oder —!"

„Ja — ich hab' ſie fortgejagt! Aber es thut mir wahrlich leid! Mit der Fauſt hab' ich ihr in der Hitze den Weg gezeigt, und im Grunde kann ſie doch nichts dafür. Sie hat mit dem Amtsſchreiber Wagner ihr G'ſtanz, mit einem braven, fleißigen, geduldigen Jungen, der es allein unter allen, bei dem böſen Spitzbart und ſeiner zänkiſchen Helene ausgehalten. Aber meine Grete ſoll nun einmal im Schloſſe drüben nichts ſuchen. Und ſie darf mir auch gewiß nicht mehr hinüber, wenn ſie wieder zurückkommt. Sie iſt nur wie ſie geht und ſteht fortgerannt wird nicht weit kommen!"

„Ja, wer bürgt euch dafür, Johannes? Sie darf ein Fuhrwerk auf der Straße treffen, und aufgenommen werden, ſo iſt ſie in wenigen Stunden in Wien, und da wird es ihr, wenn ſie fleißig und hübſch iſt, am Fortkommen nicht fehlen. Ihr ſeht ſie dann wol euer Lebetag nicht wieder, und habt ſie noch dazu, wenn ſie auf Abwege geriethe auf eurer Seele. Man kann's nicht berechnen, wohin man eine Dirne weiſt, wenn man ſie fortjagt!"

„Ei, da ſetzt mir der geſtrenge Herr einen Floh ins Ohr, den ich nicht ſo leicht wieder herausbringe. Ich hab' das Mädel nur beſſern, aber nicht unglücklich machen wollen. Ich hab' mir gedacht, ſie wird ſich beſinnen, wird aus Scham über Nacht ausbleiben und bei irgend einem von den Kleinhäuslern in der Umgegend, die ſie alle kennen, einſprechen, um morgen wieder zurückzukehren und mich um Verzeihung zu bitten."

„Seht, lieber Johannes, da dürftet ihr wol zu voreilig gehandelt haben. Das Mädchen wird euch nicht ſo bald zurückkommen als ihr glaubt. Ich muß euch nur offen ſagen: ich glaube ihr begegnet zu ſein, als ich vorhin den Hauerſteig

emporklomm, um dieſe Holzſtraße zu finden. Eine blonde, junge Dirne ſo lieb und zart daß man ſie eher für ein Stadtfräulein als für eine Tochter des Waldes hielte. Das arme Kind ſah ganz verweint aus, blieb ſchrittweiſe ſtehen und ſeufzte. Ja — gebt nur Acht; — ich wünſche, daß ich ein Lügner ſei, — aber die kommt morgen nicht vor eure Thüre. Wenn ihr Herz ſie nicht etwa gar hinübergeführt hat in das Schloß, um ſich dort Raths zu erholen."

„Das ſoll ſie bleiben laſſen! drüben hat ſie nichts zu ſuchen. Sie ſoll mir keinen Mann bekommen, der von dem niederträchtigen Spitzbart abhängt. Eher ſoll ſie in die Stadt gehen und ihren Erwerb ſuchen ſo gut ſie kann!"

„Pfui, Johannes, wie lieblos klingt das! — Ginget ihr denn die Dirne nicht irr! Was würdet ihr da in der Einſchicht ohne ſie machen?"

„Werden würd' ich, was ich längſt ſchon werden wollte! Nur für Gretchen hatt' ich noch zu ſorgen. Ich, für meinen Theil, hänge die Wirthſchaft ganz an den Nagel und werde, was ſo viele ſind!"

„Das iſt —?"

„Wildſchütz! — die erſte Kugel, mit der ich mein neues Handwerk eingeweiht, hat der geſtrenge Herr vorhin ſelbſt an ſeinen Ohren vorüberſauſen hören. Ich will dem böſen Spitzbart und ſeiner Helene die überflüſſigen Haſen und Rehe wegpelzen, daß ſie ſich verwundern, wie wenig ihre Bratſpieße künftig zu thun bekommen. Wer nichts zu gewinnen hat, der hat auch nichts zu verlieren. Wo kein Abſehen iſt, da muß man der Hacke ſchnell einen Stiel finden und ſeine Luſt büßen, ſo gut es geht. Wer redliche Menſchen hetzt, der treibt ſie in die Sünde hinein!"

„Halt, halt!" — rief Gold dem losſtürmenden Johannes zu, der in ſeiner Wildſchützenlaune wieder ganz als Fauſt vor

ihm ſtand, — „ihr wißt ja nicht, ob nicht bald ein Abſehen wird: ob nicht der junge Baron das Gut übernimmt, oder ob er nicht eine andere Einrichtung trifft, durch die ihr wieder zu Ehren kommt. So viel ich den jungen Baron kenne, ſo dürfte er euch, wenn er den Grund eurer Entlaſſung erfährt, wol vor ſo einem verzweifelten Entſchluſſe behüten und bewahren!“

„Wenn er's erfährt, — ja wenn! Von wem ſoll er's aber erfahren?“

„Laßt das die Sorge des Barons ſein! Er wird ſich kein X für ein U machen laſſen. Drum rath' ich euch, den Plan wegen des Wildſchützenhandwerkes, das ihr doch wol ſelber nicht für das ehrlichſte halten mögt, einſtweilen bei Seite zu legen. Geht morgen mit mir hinüber in das Schloß, das ich ohne Führer nicht leicht finden dürfte. Denkt ihr ginget Gott zu gefallen, um dem feierlichen Amte beizuwohnen. Treibt euch dann umher wo es euch gelüſtet; vielleicht führt euch der liebe Gott doch wieder eure verſtoßene Grete zu und wartet ruhig ab, was auch da kommen mag. Man muß nicht gleich alles auf die ſchlimmſte Seite nehmen. Vielleicht erfahrt ihr, wie es um die künftige Verwaltung des Gutes ſteht! Ihr müßt mein Führer ſein. Gebt mir die Hand darauf!“ Ungläubig ſchüttelte der lange Johannes den Kopf und machte der Herzlichkeit des Barons den Sieg über ſeinen Starrſinn wirklich ſchwer. Endlich gab er doch die Hand und geleitete ſeinen Gaſt in die Kammer, wo ein reinliches Bett, — wahrſcheinlich Gretchens Schlafſtelle — dem Eintretenden entgegenlachte.

Freundlich ſchimmerte der Mond durch das Fenſter herein, und weckte in des Barons Herzen ſüße Wehmuth. Das liebe

Kind, deſſen Lager heute ihm zum Pfühle diente, harrte vielleicht voll banger Ungeduld des kommenden Morgens, an dem es den Lohn ſeiner Treue empfangen ſollte. Er hatte das Glück des Mädchens in ſeinen Händen liegen und mußte es ihr doch vorenthalten. Kaum angelangt in der Nähe ſeiner Wiegenſtätte, fand er Gelegenheit zu beglücken und doch war es nur ein Zufall, daß er ſie fand, denn träumte er ein halb Stündchen länger, ſo ging das ſchönſte Bild ſeines Traumes an ihm vorüber ohne von ihm bemerkt zu werden. Solche Gedanken und die lebhafte Erinnerung an das ſonderbare Drama, das er im Traume ſich vorſpielen laſſen mußte, wiegten ihn bald wieder ein und wie der Abglanz eines Regenbogens zogen matter, aber ſanfter, zum zweiten Male die Geſtalten an ihm vorüber, von denen er zwei bereits im Leben wiedergefunden hatte.

6.

Ein wahrer Sonntagsmorgen warf die erſten Goldblitze durchs Fenſterchen, als der lange Johannes im Feſtſchmucke zur Thüre hereintrat und ſeinen Gaſt weckte. Nach einem ländlichen Frühſtücke wurde der Gang nach dem Schloſſe angetreten. Als ſie den letzten Kegel erſtiegen hatten, lag plötzlich das Thal mit dem Schloſſe vor ihren Augen. Da hielt des jungen Barons Empfindung ſich nicht länger, ſie überwogte den ſchwachen Damm des Herzens, und er bat um ſich nicht zu verrathen, ſeinen Führer vorauszugehen.

Er befand ſich nun allein auf der Höhe, einzelne Nebelwölkchen ſchifften noch im Thale planlos hin und wieder, als ſuchten ſie die Mutterwolke, die ihrer vergeſſend, ſchon der Donau zugewandert war. Der Thau blitzte in Millionen

Tropfen auf den leiſe ſchwankenden Halmen und regnete kühlig von den ſäuſelnden Buchen nieder. Die ganze Bevölkerung des Waldes zerſchmolz in buntſtimmigen Pſalmen, und die friedliche Glocke des Pfarrthurmes verkündete weit umher den fröhlichen Tag der Kirchweihe. Ich weiß dem lieben Leſer eben nicht zu ſagen, was der Baron ausrief, als er in dieſer Umgebung allein daſtand, als gelte die ganze Huldigung des erwachenden Tages ihm, — oder ob er auch nur etwas ausrief. Aber was ich würde ausgerufen haben, wenn ich ſo hinabgeſehen hätte auf das Thal, das meine Wiege umſchlang, das meiner Jugendfreuden erſten Keim gehegt, das mir für lange dann entfremdet blieb, das mir meines Vaters Gebein aufnahm, und das ich nun betreten ſollte, als Richter über meine ſchlechten Diener, und als Beglücker meiner guten, das weiß ich wol und ich glaube, daß es von dem ſtummen, tiefinneren Gedichte Gold's nicht eben ſehr ſich unterſchiede. Ueberhaupt hab' ich mit ihm viel Aehnlichkeit, und der auffallendſte Unterſchied zwiſchen uns beſteht nur darin, daß er ein Schloß beſitzt, und ich, — meine Luftſchlöſſer abgerechnet, — keines. Gold würde alſo, wenn er mein Ich zum Organe gewählt hätte, begeiſtert ausgerufen haben:

„Willkommen Thal,
Wo ich den warmen Strahl
Der Lebensſonne ſah zum erſten Mal!
Wo meine Bruſt
Der erſten Klag' und Luſt,
Der erſten Lenz' und Herbſte ward bewußt!

Entfremdet mir
Verrannſt du, Thal, hinfür,
Und nur in Träumen kam ich noch zu dir.
Oft mir ſo nah!
Daß deine Grenz' ich ſah,
Warſt du für mich, den Schwärmer, doch nicht da!

Wer liebt und ſchwärmt,
Sich ſehnet und ſich härmt,
Der fühlt ſich einzig durch die Lieb' erwärmt;
Ja ſie verrinnt,
Was er gefühlt als Kind,
Was er erlebt, was er beginnt und ſinnt!

Dort aber, Thal,
Dort glänzt ja traurig fahl
Auch meines Vaters einfach Trauermal!
Du deckſt ihn zu,
Du wiegſt in ſanfter Ruh
Der Väter beſten, — und mir lächelſt du!

Mir lächelſt du,
Auch mir verſprichſt du Ruh',
Doch Lebensruhe! D'rum rüſtig zu!
Hinab zu dir;
Wie lockend winkſt du mir,
Als ſprächſt du: „Komm' gar wonnig wohnt ſich's hier!"

„Die laute Freud'
„Iſt flüchtig; nur wo Leid
„Und Freud' ſich paart, iſt echte Freudigkeit!" —
Darum, o Thal,
Mit Wieg' und Trauermal,
Sei mir gegrüßt im gold'nen Morgenſtrahl! —

Der erſte Gang des jungen Barons, deſſen ganze Seele von jener echten, wehmüthigen Freudigkeit erfüllt war, führte ihn über den Kirchhof, am Trauermale ſeines Vaters vorüber. Mit ſanfter Rührung erfüllte ihn jetzt das Andenken an einen Mann, deſſen Tod ihn vor acht Jahren aufs Krankenlager geworfen hatte. Damals verbot ihm der Arzt die Grabſtätte ſeines Vaters zu beſuchen, in der Folge ſuchte ſein Oheim, der in die Art der Gutsverwaltung vielleicht nur zu gut eingeweiht war, jeden

Ausflug seines Mündels zu hintertreiben; endlich kam die Liebe, die ihm den Auhof, den frühern Aufenthalt seiner Luise, als die non plus ultra-Stelle aller seiner Wanderungen und Landfahrten bezeichnete. Zum ersten Male betrat er also nun wirklich den Boden, in dessen Gräsern vielleicht Atome seines Vaters säuselten. Sinnend betrachtete er lange das traurig fahle Metallkreuz, und maß seine Empfindungen an diesem untrüglichen Wärmemesser. Wer weiß, ob die heiße Zähre, die ihm in das Auge trat, nicht auch minder ein Kind des Schmerzes, als vielmehr jener Besorgniß war, welche uns so oft nach dem Uebertritt in die ernstere Lebenszeit erfaßt, nämlich der Besorgniß, daß unser Gefühl stumpf geworden. Aber diese Besorgniß ist ein Unrecht, welches sich das mißtrauische Herz selbst anthut; denn nicht im Rasen äußert sich der tiefe, innige Schmerz, sondern in der stillen, sinnenden Selbstbeschauung.

Der Klang der Orgel rief den Baron in die Kirche. Sie war mit festlich geschmücktem Landvolk angefüllt. Die mit Teppichen behängten Stühle zur Seite des Hochaltars verriethen ihre Bestimmung für das Verwaltungspersonale nebstbei dadurch, weil sie unbesetzt gelassen wurden, ohne daß ein massiver Pedell als Wächter daneben stand. Jetzt verkündete eine Intrade, zu welcher der Dorfhirt den Grundton schmetterte, die Ankunft der interimistischen Gutsbeherrscher. Aber auch heute sollte sich Gold's Traum, dessen Grundmotiv ihm wol schon klar geworden war, fortspinnen, und das Drama: Faust, von einem unbekannten Verfasser, im Leben vollendet werden. Durch die Thüre der Sacristei trat Amtmann Spitzbart. Schnorr von Karolsfeld hat den Mephistopheles nicht wahrer gemalt, als er sich hier in den Zügen des Gutverwalters abspiegelte. Jeder, der einen Begriff von dem hat, was man Mephistonatur zu nennen pflegt, würde beim Eintritte des Kanzleidespoten

Spitzbart eben so zurückgeprallt sein, als der Baron. Zur Seite des unheimlichen Niemandsfreundes schritt die beschriebene Helene, deren Aeußeres dem Bilde vollkommen entsprach, welches der gestrige Traum in Gold's Phantasie hervorgerufen hatte. Hintendrein ging bescheidenen, fast ängstlichen Schrittes, ein junger Mann, in welchem Gretchens Geliebter nicht zu verkennen war. Aber auch die wolbekannte Gestalt des Famulus Wagner, dessen fromme Gemüthlichkeit solch' einen schneidenden Contrast zu Faust's wolkenbestürmenden Prometheussinne bildet, war in dem stillen Amtschreiber sprechend conterfeit.

Während Gold in den Anblick der seltsamen Gestalten versunken stand und sich heimlich etwas darauf zu Gute that, durch das Schicksal zum Director dieses Personales erkoren zu sein, — schellte der Ministrant, und der Priester trat im Festornate zum Altar. Aber es war nicht mehr der weißlockige, würdige Greis, der das Weihwasser der Taufe über Gold ausgegossen; der ihm die ersten kindlichen Gefühle von Dank und Gottvertrauen in die Seele gepflanzt; der ihm noch beim Abschiede aus den Mauern des Schlosses Lehren und Segenswünsche in die Stadt mitgegeben hatte. Wahrscheinlich war die Einsegnung des verstorbenen Vaters auch jenes Priestergreises letztes Geschäft gewesen und er ruhte nun, abgewendet von der Kirche, der er seine treuen Dienste so lange zugewendet hatte.

Als sich nach dem Sanctus alle Kniee beugten, und der Ueberblick dadurch freier wurde, gewahrte der Baron auch die liebe Grete in einen leeren Beichtstuhl gedrängt. Auch der lange Johannes kniete hinter dem Taufsteine, ohne vor Aufmerksamkeit auf den Priester seine Mündel und den Baron zu bemerken.

Nach geendigtem Hochamte begab sich der Baron, der unter dem Gewühle des Landvolkes unbemerkt verschwand, zum

Amtſchreiber, um ihn auszuforſchen und wenn er ihn ſo redlich fände, als er es erwartete, zu ſeinem Vertrauten zu machen. Wagner beſtand in der Prüfung, er hatte ſich aus Dankbarkeit gegen den verſtorbenen Herrn, von dem er als elternloſer Knabe ins Haus genommen und in die Schule geſchickt wurde, acht Jahre lang verſtellt, dem unredlichen Amtmann ſcheinbaren Gehorſam geleiſtet und insgeheim alle Streiche und Kniffe desſelben aufgezeichnet, um zu ſeiner Zeit dem Erben ſeines Wohlthäters giltige Behelfe in die Hände zu geben. Mit Abſcheu erſah der Baron aus einem flüchtigen Blick in Spitzbart's Sündenregiſter, wie übel dieſer eigenmächtige, gewinnſüchtige Betrüger, geſtützt auf die ähnliche Virtuoſität des Vormundes, dem Gold nun eben noch zur rechten Zeit entronnen war, auf dem ſchönen, einträglichen Gute gewirthſchaftet hatte. Der junge Baron überhäufte den treuen, dankbaren Diener mit Lob und Dank, verſprach ihm noch vor dem Abend Vergeltung, und bereitete dem Amtmanne und ſeiner würdigen Herzensdame eine wahrhaft tragi-komiſche Ueberraſchung vor.

7.

„Helenchen, heut gilt's!“ kicherte Meiſter Spitzbart, indem er zu ſeiner Wirthſchafterin in die Küche trat. — „Wir haben heute Mittags einen Gaſt, einen deliciöſen Gaſt! Herab mit dem Braten vom Spieße, mit dem Törtchen zurück in die Speiſe, lege die Silberlöffel bei Seite, heute ſollen die blechernen paradiren! Statt der lieblichen Porzellantellerchen thun es die alten, zerſchnittenen und aufgeſtoßenen Zinnteller! der Gaſt, den wir haben, muß glauben, daß wir uns den Biſſen vom Munde wegſparen, um für das liebe Freiherrlein recht viel zu erwirthſchaften!“

„Ich verſtehe", — fiel das kluge, wolbeleibte Helenchen ein, — „das Freiherrlein, das jetzt großjährig geworden iſt, hat uns gewiß einen Spion herausgeſchickt, um auszukundſchaften, ob es räthlich wäre, das Gut ſelbſt zu übernehmen. Nun, der gute Spion wird gut ſpioniren haben. Er ſoll ſich nach Egypten, während der ſieben magern Jahre verſetzt wähnen! das verwöhnte Freiherrlein wird ob der gräulichen Schilderung ſchaudern, und wenn es gut geht, ſpielt dir der liſtige Herr Vormund, der übrigens auch noch zu überliſten wäre, das ganze Gut um einen ſpottgeringen Pachtſchilling in die Hände!"

„Das hoff' ich auch, Helenchen, der Spion iſt ein köſtliches Kerlchen; er ſieht faſt aus, wie das junge Freiherrlein, als es vor acht Jahren bei unſerer Beileidsviſite, die wir ihm machten, das Köpfchen aus den Polſtern ſtreckte und uns einen weinerlichen Dank zujammerte. Mit dummer Gutmüthigkeit fiel der Spion gleich mit der Thür ins Haus; fragte um die Erträgniſſe, um die Laſten, um die Gehalte der Beamten, um ihre Gebahrung und um dies und jenes, um was die ſtudirten Bauernjungen in den Ferien fragen, um ihren Eltern Reſpect einzuflößen. Der junge Baron dürfte, den Reden ſeines Vormundes nach, nicht lange ausbleiben!"

Solche Vorbereitungen wurden zum Empfange des Gaſtes getroffen und der Abbruch, welcher dadurch nothwendig wurde, in der Ausſicht auf eine baldige, ununterbrochene Feſtzeit verſchmerzt. Das Geſpräch des würdigen Pärchens kam dann auf Tagesneuigkeiten, deren wichtigſte die Zahl der zum heutigen Kirchweihfeſte Zuſammengeſtrömten war. Helenchen hatte das niedliche Gretchen gar wol bemerkt, und auch der lange Johannes hinter dem Taufſteine war ihr nicht entgangen und ſeine Anweſenheit fiel ihr in der That auf. Noch mehr aber beſchäftigte ſie der Wunſch zu erfahren, wer denn das verſchleierte

Frauenzimmer im Oratorium geweſen ſei, das an der Seite einer ältlichen, ſtädtiſch gekleideten Frau erſchienen war und ſich eben ſo geheimnißvoll wieder entfernt hatte. Da Meiſter Spitzbart trotz ſeiner Genauigkeit in Handhabung der Fremdenpolizei, keinen beſſern Aufſchluß wußte, ſo beſchwichtigte er die Neugierde ſeiner Liebſten damit, daß er das verſchleierte Weſen für ein vorüberreiſendes Fräulein und die ältliche Frau für ihre Duenna ausgab. Helenchen ſchüttelte unbefriedigt den Kopf, wendete die Entlegenheit der Pfarrkirche von der Straße und hundert andere Dinge ein, — als die Magd in die Küche trat und meldete, daß der fremde Herr, der vorhin mit dem Amtmanne allein ſprach, einen Brief geſchickt habe mit der Bemerkung, er habe ihn eben durch einen Boten aus Wien erhalten und überſende ihn Herrn von Spitzbart, weil er glaube, der Inhalt würde ihn intereſſiren. Die Adreſſe war weggelöſt. — „Vermuthlich", meinte Spitzbart, „um uns den Namen des klugen Spions nicht zu verrathen!" der Brief lautete, wie folgt:

„Lieber Freund!

„So geheim du es auch anſtellteſt, ſo hab' ich es doch erfahren, daß du mir nach meinem Erbgute vorangeeilt biſt, um mir einen kleinen Empfang vorzubereiten. Mach' meinen Leuten keine Mühe; ſie wäre umſonſt, denn wahrſcheinlich werd' ich, eh' ſie ſich's vermuthen, in ihrer Mitte ſtehen. Ehe der Kirchtag zu Ende geht, umarmt dich gewiß noch dein

Sonntags früh.

Anaſtaſius Gold."

„Nachſchrift.

„Grüße mir einſtweilen den wackern Spitzbart und ſeine thätige Helene. Mein Vormund weiß viel von ihnen zu ſagen,

den Amtſchreiber hole mir indeſſen aus. So viel ich höre, iſt er nicht an ſeinem Platze, ich werd' ihn heben müſſen."

8.

Der Amtſchreiber war von allem unterrichtet, nur noch von der Art ſeiner Belohnung nicht; denn Gretchen vermied aus Beſorgniß, ihrem Rufe zu ſchaden, die Schwelle des Vielgeliebten. Aber auch mit ihr war Gold ſchon zuſammengekommen und wiederholte ihr ſeine geſtrigen Verſprechungen. Mit dem langen Johannes fand ſich der Baron auch zurecht. Die Tanzhütte auf der Wieſe vor dem Dorfe war zum Schauplatze, und der Anfang der Kirchweihbeluſtigungen zur Entwicklung der Tragi-Komödie: Fauſt beſtimmt, als deſſen Verfaſſer mit Recht Leſſing gelten konnte, was meinen Leſern bald eben ſo klar ſein wird, als es ihnen vielleicht jetzt abſurd vorkommt. Nur von einer Scene des Dramas wußte Gold ſelbſt noch nichts, nämlich von dem überraſchenden Erſcheinen jenes verſchleierten Fräuleins und der ältlichen, ſtädtiſch gekleideten Frau, welche durch den Wirth, in deſſen ländlicher Wohnung ſie abgeſtiegen waren, von Scene zu Scene Nachricht erhielten, bis das Auftreten an ſie käme.

Das karge Mittagmahl, das dem vermeintlichen Spion zur Abſchreckung dienen ſollte, war genoſſen. Schon rief ein ſogenannter „Vierfacher" *) das Landvolk zur Tanzhütte. Auch Spitzbart und Helene machten ſich auf und baten den Spion, Theil zu nehmen, indem ſie fortwährend bedauerten, dem

*) Ein Vierfacher, ein Walzer, wozu mit Händen und Füßen, alſo vierfach der Tact geſchlagen wird.

Gutsherrn aus Mangel an allen Mitteln und Behelfen keinen beſſern Empfang bereiten zu können, als die Feſtlichkeit des Tages ſelbſt darböte. Der Zug ging auf die Wieſe. Der Amtſchreiber, Gretchen und der lange Johannes fanden ſich ebenfalls ein und ſtanden auf verſchiedenen Punkten vertheilt. Die Landleute wichen ängſtlich zurück als der gefürchtete Spitzbart den Tanzboden betrat.

Die Muſik ſchwieg.

„Wollen wir mit dem Anfange des Feſts nicht warten, bis der neue Gutsherr ankommt, mein Helenchen?"

„Iſt nicht nöthig!" erwiderte Gold, indem er mit veränderter Miene mitten in den horchenden Kreis trat. — „Der neue Gutsherr iſt eben angekommen!" „„Angekommen?"" ſtammelte Helenchen, und ſah ihren Spitzbart mit eben ſo großen Augen an, als er — ſie. Amtſchreiber Wagner drängte ſich mit wonnefunkelnden Augen zu ſeinem Gretchen, das hoffend und verwundernd, ihn um den Grund ſeiner Freude zu fragen ſchien. Der lange Johannes erheiterte ſein Fauſtgeſicht und trat, ſeines Grolles uneingedenk, zu den Liebenden. Das übrige Landvolk aber war ſo ganz Aug' und Ohr, daß niemand das verſchleierte Fräulein bemerkte, welches mit ſeiner Begleiterin indeß herzugekommen war. „Ja, — der neue Gutsherr ſteht unter Euch", — fuhr Gold nach einer Pauſe fort, — „denn der neue Gutsherr bin ich ſelbſt. Anaſtaſius Gold, der leibliche Sohn des verſtorbenen Beſitzers dieſer Herrſchaft zog es vor, ohne Aufſehen in Eure Mitte zu treten, — und die Worte eines wolbekannten Briefchens ohne Verzug ins Werk zu ſetzen."

Der Eindruck, den dieſe Erklärung allerſeits machte, hätte Stoff für ein Hogart'ſches Gemälde liefern können.

„Wackerer Herr Spitzbart und Sie thätige Helene, laſſen Sie ſich nun von mir mündlich wiederholen, daß mein

Vormund viel von Ihnen zu sagen weiß. Er wird es aber nicht sagen wollen, weil er sonst leicht in dieselbe Gefahr kommen könnte, in der Sie jetzt schweben würden, wenn ich Ihnen nicht vielleicht aus unzeitiger Großmuth eine allgemeine Amnestie verbürgte. Sie werden keine Erträgnisse mehr verleugnen, keine Einkünfte mehr unterschlagen, keine arbeitsamen Landleute mehr drücken, keine Hasen mehr für Ihre Küche zurücklegen, keine braven Diener mehr entlassen!"

„„Herr Baron, das müssen Sie mir beweisen!"" stotterte Spitzbart und verzog sein Gesicht auf echt satanische Art. „Beweisen müssen Sie das!" kreischte Helenchen mit schnarrender Furienstimme.

„Wenn Ihr wollt, Schamlose!" rief Gold in der Hitze der ersten Aufwallung aus, — „wenn Sie wollen, wackerer Herr Spitzbart", — fuhr er dann gelassen fort, — „nun so kann es ja geschehen. Sie dürften sich in manchen Dingen verrechnet haben; ein Mann von Ihrer Thätigkeit irrt ja leicht; — aber einer Ihrer Herren Unterbeamten hat Ihnen den Dienst erwiesen, Sie genau zu controliren. Die Schrift befindet sich in meinen Händen. Wenn Sie Lust haben, so wollen wir seiner Zeit vor der Behörde diese Schrift Punkt für Punkt durchgehen, um ins Reine zu kommen. Indeß aber bitt' ich Sie, sich nicht zu incommodiren. Sie sind, wie ich aus sicherer Quelle weiß, nicht alle Tage so frugal als Sie es beim heutigen Mittagmahle zu sein vorgaben. Zu Hause wartet wol der Nachtisch auf Sie. Sie werden sich meinetwegen doch nichts abbrechen wollen?"

Spitzbart und Helene verstanden den Wink, und zogen sich mit schweigendem Grimme zurück, um sich unbemerkt zu verlieren. Zum Glück verstanden die Landleute nicht viel mehr von des Barons Reden, als daß er ihr neuer Gutsherr sei und daß es ihnen besser gehen solle; sonst dürften sie das lange schon

verwünſchte Paar ſchwerlich ſo unbemerkt haben davonſchleichen laſſen. „Ihnen, lieber Wagner“, begann Gold von neuem, „ließ ich ſagen, daß Sie nicht an Ihrem Platze ſeien und daß ich Sie heben müßte. Ich hebe Sie auch! Seien Sie mein Rathgeber in Wirthſchaftsſachen! Seht, liebe Kinder, dieſem Biedermanne habt ihr künftighin mit gleicher Achtung als mir ſelbſt zu begegnen! — Zum Beweiſe meines Dankes für Ihre Anhänglichkeit an meine Familie, ſchenk' ich Ihnen die Wieſe, auf der wir ſtehen ſammt dem daran ſtehenden Meierhofe. Aber als Haushälterin ſchlag' ich Ihnen Gretchen vor. Wollen Sie ſie aber zum Weibe, ſo halt' ich die Hochzeit aus. Des Mädchens Vormund wird nichts einzuwenden haben, wenn ich ihm ſage, daß er mein Leibjäger iſt und bleibt. Zur Hochzeittafel ſeiner Mündel aber mag er, — trotz einem Wildſchützen, zuſammenſchießen was er findet; zu dieſem Zweck erlaub' ich's ihm!“

Allſeitiger Dank ſtrömte dem jungen Gutsherrn von allen Lippen und Augen entgegen, und ein „Lebehoch!“ ſcholl in den lärmenden Toaſt der Muſikanten. „Und haſt Du denn für mich gar kein Auge, Anaſtaſius?“ rief das verſchleierte Fräulein dem Baron zu, welcher gerührt ſich durch die Menge drängen wollte.

„Seh' ich recht“, ſchrie er freudig auf, — „Du, meine Luiſe?“

„Sie ließ mir keine Ruhe“, fiel die ältliche Frau, Luiſens Tante ein, — „bis ich ihr verſprach, ſie herauszubegleiten. Sie hatte, wie denn die Liebe alles auskundſchaftet, auch von Ihrer Wanderung erfahren und unverzüglich den Entſchluß gefaßt Sie zu überraſchen.“

„Das haſt Du auch, liebe Luiſe!“ — ſprach Gold, ſie feurig umarmend. — „Ach! wenn Du wüßteſt, welche ſeltſamen Träume ich ſeit geſtern gehabt, in welcher ſonderbaren phantaſtiſchen

Verbindung ich Deine Züge bald allein, bald vermiſcht mit den Zügen des Mädchens erblickt habe, das ich eben zur glücklichen Braut machte, — Du würdeſt lächeln und ſtaunen; aber nun hoff' ich, iſt das ſeltſame Drama zu Ende. Nun laſſ' uns ganz der Wirklichkeit freuen. Du ſteheſt auf meinem, das heißt, auf Deinem Boden, Luiſe! Laſſ' auch uns als Bräutigam und Braut das Kirchweihfeſt eröffnen! Spielt luſtig auf, Muſikanten! Tanzt Kinder! Ich will es im Kleinen dem Kaiſer nachthun; er liebt fröhliche Unterthanen in zwanzig Reichen, — ich fröhliche Unterthanen auf meinem Erbgütchen!"

Bis an den ſpäten Abend dauerte die ungezwungene Kirchweihluſt. Dann ging es zurück in das Schloß, wo ſich Gold das Abendmahl in jenem Zimmer herrichten ließ, wo er geboren und gewiegt wurde. In der heiterſten Stimmung ſetzte ſich Alles zu Tiſche.

Eben wollte Gold ſeiner Braut auf die Wand hinweiſen, wo das Bild ſeines Urgroßvaters hing und ſagen: „Sieh, Luiſe, unter dieſem Bilde ſtand vor vierundzwanzig Jahren meine Wiege!" — als er wunderbar ergriffen zurückfuhr und ſtarr auf die Wand hinſah. Wo nämlich die Wiege geſtanden, da ſtand jetzt ein dick beſtaubter Reiſekoffer, um welchen ſich roſtige Eiſenreife ſchlangen.

„Was iſt Dir?" fragte Luiſe beſorgt. „Nichts, nichts Kind!" — entgegnete Gold noch immer bewegt. — „Wem gehört aber der Koffer dort!"

„Da weiß ich Beſcheid", — entgegnete Johannes, der eben als wiederangeſtellter Jäger einen Rehrücken zerlegte, — „ich fand ihn einmal, als ich da unten am Niederberge jagte. Ich ſchoß auf einen Haſen, fehlte ihn aber und ſah, wie die Kugel von etwas Feſtem eine gute Strecke weit zurückprallte. Als ich hinging, fand ich halb in Moos verſunken dieſen Koffer. Am

Eisenreif ist noch die Kugelspur zu sehen! Weil ich nicht wußte, was darin sei, zeigt ich's der Herrschaft an. Da schleppte man denn das Zeug herauf!" — „Und was fand man darin?" fragte Gold hastig.

„Nichts, als altes Papier, wie ich hörte; aber wie natürlich, ganz vermorscht und unlesbar. Wahrscheinlich wurde der Koffer einmal einem Reisenden abgeschnitten, in den Wald geschleppt, dort bis auf das unnütze Papier ausgeleert und stehen gelassen, wo dann das Schloß wieder zurostete."

„Seltsam!" — begann Gold, — „wirklich seltsam und wenn ich Euch die Geschichte meines gestrigen Traumes und aller darauffolgenden Scenen erzähle, so werdet ihr selbst nicht leugnen können, daß es, wie Shakespeare sagt, Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Philosophie — nichts träumen läßt!"

Alle waren begierig auf die Erzählung, deren Verlauf den Lesern schon bekannt ist, und wozu ihnen nur noch der Schlüssel fehlt, den ich ihnen mit denselben Worten geben will, mit denen Gold ihn seiner Tischgesellschaft gab: „Ich las, wie ich Euch erzählte", — das waren Gold's Worte — „während meines Mittagmahls in Purkersdorf in diesem Büchlein". (Er zog das Decemberheft von Dingler's polytechnischem Journale aus der Tasche.) — „Lies nun selbst, liebe Luise, die Stelle, welche Dir meine ganze, aus Traum und Wirklichkeit so wunderbar gemischte Tragi-Komödie vom Faust, von der Helene, von Gretchen, von Wagner und vom Mephistopheles einigermaßen erklären kann und urtheile dann, ob es mir zu verargen sei, wenn es mich seit gestern mehr als einmal bedünkte: es hätten Charaktere aus dem verloren gegangenen Werke eines unserer größten Schriftsteller mich umgaukelt, und in sichtbaren Gestalten geneckt!" — Luise las auf Seite 443,

die ihr Gold aufgeſchlagen hatte: „In der Gegend von Purkersdorf bei Wien wurde Leſſing's Koffer, in welchem ſich ſein Fauſt befand, abgeſchnitten!“

Luiſe las die Stelle noch einmal, Gold erklärte dem ſchlichteren Theile der Geſellſchaft, was es mit Dr. Fauſt und ſeiner Umgebung für ein Bewandtniß gehabt habe, und daß die Geſchichte desſelben in mehreren Theaterſtücken, wie auch von einem gewiſſen Leſſing geſchildert worden ſei, und alle ſahen nun ſelbſt mit faſt ängſtlichen Blicken, auf den dickbeſtaubten Koffer unter dem Ahnenbilde hin.

Wagner, Luiſe und der lange Johannes aber fühlten ſich ſo wunderbar ergriffen, daß es ihnen eine Weile vorkam als wären ihre Namen nur eine Maske, die ſie nach Beendigung der Komödie ablegen ſollten. Es bedurfte einiger Toaſte, um die heitere Stimmung wieder herzuſtellen.

Den Träumen der kommenden Nacht ſahen jedoch alle mit einer Art von Beklemmung entgegen.

Der Vogel Curios.

Was ich auf den nachfolgenden Blättern erzählen werde, ist zwar Erlebtes, aber nicht von mir selbst; ein interessantes Bruchstück aus dem Leben eines meiner Freunde, eines wackern Officiers. Er erzählte es mir so lebhaft, so wahr und warm, daß ich kein anderes Verdienst ansprechen zu dürfen glaube, als das, einen treuen Dolmetsch seines Berichtes abzugeben, und ein Bruchstück aus seinem militärischen Leben, zu dessen schriftlicher Mittheilung er vielleicht nur zu bequem ist, mit seinen eigenen Worten ihm nachzuerzählen. Ich lasse ihn selbst sprechen und bin überzeugt, daß die Leser ihm eben so gespannt zuhören werden, als ich es gethan habe.

— — — Wir waren schon sechs Stunden lang marschirt, das Ziel unseres Weges, eine ansehnliche italienische Stadt, immer im Auge. Endlich stand das ersehnte Ziel vor uns. Der Major, welcher vor unserem Bataillon auf seinem Braun gemächlich einhertrabte, ließ Halt machen. Auf der großen Heide vor einer Osteria, welche rechts von der Straße lag, wurden die Gewehre in Pyramiden gestellt, die Mantelsäcke und Tornister aufgeschnürt und die Paradeuniformen und Gallamonturen herausgenommen. In weniger als einer Viertelstunde stand das ganze Bataillon wie ausgewechselt da und forderte durch seine

edle Haltung und ſein geſchmackvolles Aeußeres kühn ſein Jahrhundert in die Schranken. Zum Glücke war die Oſteria wol fournirt. Wer bei Gelde war, ließ es an Erfriſchungen für ſich und ſeine Kameraden nicht fehlen. Inzwiſchen ward wieder eingepackt und aufgeräumt und Vergatterung geſchlagen; das herrlich adjuſtirte Muſikcorps ſtellte ſich an die Spitze des Bataillons und mit frohem Muthe und unternehmender Miene ging es der Stadt zu, in welcher man ſich übrigens, da ſie als ein Hauptherd aufrühreriſcher Bewegungen verrufen war, eben keine freundſchaftliche Aufnahme verſprach. Wir rückten gegen die erſten Häuſer der Vorſtadt an. Ein kriegeriſcher Marſch wurde von unſeren vierzig Hautboiſten mit gewohnter Energie und Präciſion angeſtimmt, um der Menſchenmaſſe, welche in der Ferne aufgeſtellt war, zu zeigen, daß wir uns vor ihr nicht fürchten, wenn ſie auch feindſelige Demonſtrationen im Schilde führen ſollte. Aber was wir oft anderwärts erfuhren, geſchah auch hier. Statt eines lärmenden „a basso“ ſcholl uns, als wir anrückten, ein freudiges „bravi Tedeschi!“ entgegen; die ganze Menge machte Rechtsum und bildete unſere Avantgarde, und unter fraterniſirendem Zurufe zogen wir in die Stadt ein, deren Hauptſtraße, die wir paſſiren mußten, mit einem bunten Spaliere friedlicher Gaffender beſetzt war. Unſere martialiſchen Geſichter thaten das ihrige bei Männern und Frauen; Erſtere belobten ſo laut, daß wir es im Vorbeidefiliren deutlich vernehmen konnten, unſer kriegeriſches Anſehen, und Letztere wehten uns aus den bunt behängten Fenſtern und von feſtlich geſchmückten Balconen mit flatternden Tüchern und Schleifen einen unerwarteten Willkommsgruß entgegen.

Auf der „Piazza grande“ ſtellten wir uns auf. Es war Mittag. Ein tiefblauer Himmel hing über uns her und die Sonne blitzte, von blanken Bajonetten hundertfach zurückgeſtrahlt.

Jetzt wurde zum Gebete getrommelt; das Musikcorps fiel mit einer erhebenden Preghiera ein; die ganze Bevölkerung feierte den schönen Moment durch ehrerbietiges Schweigen mit. Hierauf wurde bei Fuß gemacht. Mit dienstfertigem Eifer näherte sich der Podestà sammt seinen Gehilfen unserem Major, um der Truppe ihre Quartiere anzuweisen. Die Stimmung schien allgemein die beste, und wir gingen sorglos auseinander.

Auch ich folgte einem kleinen, schwarzbärtigen, lebhaften Manne, welcher mich unter fortwährenden Bücklingen mit einem Strome echt italienischer Artigkeiten übergoß, deren Sinn darauf hinausging, daß er sich's zur größten Ehre anrechne, einen so braven Officier, als ich bin, beherbergen zu dürfen. An Gegencomplimenten nicht zurückbleibend, folgte ich ihm in seine Wohnung.

Ein palastähnliches Haus nahm uns auf. Mein Begleiter präsentirte sich mir an der Schwelle des Gebäudes, zu welcher eine schöne Marmortreppe empor leitete, als den Pächter desselben. Der Eigenthümer, ein Marchese aus altadeligem Geschlechte, war schon seit Jahren über dem Meere abwesend.

„Hier sind Sie zu Hause", begann er mit der seinem Lande und dem Idiome desselben eigenen Geläufigkeit, „die ganze Vorderseite des Hauses sammt allen Zimmern, Sälen, Cabineten, steht zu Ihrer Verfügung. Die Rückseite bewohne ich mit meinen Dienstleuten, seit ich Witwer bin, allein und unvergnüglich, weshalb es mich unendlich freuen würde, wenn Sie sich bisweilen auf die Rückseite verirren wollten. Wir haben hier die braven deutschen Officiere herzlich gern, auch meine Selige war eine große Verehrerin derselben und in diesem Hause ist der militärische Geist, so zu sagen, heimisch geworden."

Ich erwiderte ſein Anerbieten und Zuvorkommen mit jener trockenen Gleichgiltigkeit, welche man auf einem ſechsſtündigen Marſche, während deſſen man das unerreichbar ſcheinende Ziel unverrückt vor Augen hat, unwillkürlich annimmt und ließ mich in der Wohnung umherführen, um das freundlichſte Zimmer für mich und das tauglichſte für meinen Burſchen zu wählen. Ein hoher Saal mit bunten Deckengemälden wurde mir als das ſchönſte Gemach von meinem Hausherrn zugedacht, welcher mir es durch die Bemerkung, daß Grafen, Fürſten, Generale und Biſchöfe ſchon darin ihr Abſteigequartier genommen, am beſten zu empfehlen wähnte. Ich war nie ein Freund großer Gemächer; deutſche Sitte hatte mich an die lieben, lauſchigen Stübchen von Jugend an gewöhnt. Zudem ſah ich durch die hohen Fenſter dieſes Prunkſaales, wenn man ihn nach deutſchem Maßſtabe beurtheilt, ganz unverſchämt mitten in das Herz eines gegenüberſtehenden Hauſes, was mir, aufrichtig geſagt, unlieb war, indem ich nicht belauſchen, aber auch nicht belauſcht ſein will. Auch kam es mir vor, als ob, wegen der Wendung des Hauſes, ein knapp anſtoßendes Stübchen, wenn es ein ſolches gäbe, jenes läſtigen Vis-à-vis entbehren und geradezu ins Freie hinausſehen müßte. Wirklich glaubte ich gegen jene Seite hin eine Tapetenthüre zu bemerken.

„Iſt denn da nicht noch ein Stübchen?“ fragte ich meinen Begleiter, deſſen Antlitz eine ſeltſame Miene annahm, als ich nach dem kleinen Meſſingſchieber an der Wand griff, um zu öffnen.

„O ja“, erwiderte er, wie ausbeugend, „ein kleines, ſchmales Stübchen ohne Ausſicht!“

„Deſto beſſer, ich liebe kleine Stübchen; und wohin ſieht das Fenſter?“

„Ueber die Gärten weg auf den Kirchhof von Santa Croce.“

„Ei, das ist ja gar romantisch! Wir wollen das Territorium uns näher besehen.“

Ein freundliches Stübchen nahm mich auf, als ich die Wandthür öffnete, eben geräumig genug für die Bedürfnisse eines Kriegsmannes. Dem Fenster gegenüber war die Bettstelle, über welcher ein verdecktes Bild hing, das ich Anfangs nicht beachtete, weil ich darunter auch nichts anderes vermuthete, als eine jener in Italien so häufig vorkommenden, mit grellen Deckfarben gemalten Ansichten des Vesuv, des Aetna und anderer Naturwunder. Ein blaßgrünes Rebengeländer umrankte das Fenster, durch welches, vom glühenden Mittage dunstig beleuchtet, eine interessante Fernsicht, mit dem bezeichneten Kirchhof im Mittelgrunde, sich zeigte.

„Da bleibe ich!“ rief ich meinem Hausherrn zu, welcher ein lächerliches Staunen affectirte.

„In diesem Zwinger“, erwiderte er ungläubig, „wo Ihnen fünf fürstliche Gemächer zu Gebote stehen? Der Saal, durch den man hier eintritt . . . . . ?“

„Ist eben passend für meine Bedienung und bei Regenwetter sogar ein passender Exercierplatz für meine Compagnie.“

„Aber — Sie wissen nicht — Herr Officier!“

„Was weiß ich nicht? — Ich weiß, daß es mir da gefällt und damit Punktum!“

„Aber — —“

„Kein aber! Ich bin zufrieden und Sie mögen Ihre Säle getrost an Generale und Bischöfe vermiethen! — Es poltern doch keine Gespenster in diesem Cabinete?“

„Das nicht, aber ich könnte Ihnen Dinge erzählen, die noch viel ärger sind. Und mit einem Worte, es thut mir leid um Sie, junger, braver Herr Officier!“

Das ſprach er mit einer Miene, welche mich in Zweifel ließ, ob ſie mehr Beſorgniß oder Ironie ſpiegle.

Gleichſam um das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand zu lenken, wendete ich mich gegen das Bild über der Bettſtelle und fragte, ehe ich es noch anſah, was es vorſtelle.

„Ach, San Benedetto!“ rief er aus, mich zurückziehend, „ſehen Sie nicht hin, — es iſt der Vogel Curios!“

Mit großen Augen ſah ich den erblaſſenden Cicerone an, deſſen „Vogel Curios“ mir um ſo lächerlicher vorkam, als ich keinen Begriff damit zu verbinden wußte.

Mich ſeinem zurückhaltenden Arme entwindend, trat ich zur Bettſtelle, über welcher das Bild hing, während mein Hausherr mit dem Schrei: „Er hat ihn ſchon!“ ſich das Geſicht verhüllte.

Ich war überraſcht. Ein alter Goldrahmen, deſſen dünne Metalldecke ihren Glanz verloren hatte und ausſah, als ob ſie mit Blutflecken beſprengt wäre, umſchloß das ſeltſamſte Bild, das ich mein ganzes Leben hindurch geſehen. Allgemein bekannt ſind die Höllenfratzen und Hexenſcenen eines Breughel. Dieſes Gemälde überbot ſie insgeſammt an Caprice der Erfindung und Bizarrerie der Zuſammenſtellung. Das ganze etwa zwei Schuh hoch und achtzehn Zoll breit, ſtellte ſeinen Umriſſen nach, den fabelhaften Vogel Greif vor, mit ausgebreiteten Flügeln, krampfhaft gekrümmten Krallen und aufgeſperrtem Schnabel. Aber jedes einzelne Glied war ein Conglomerat der abſcheulichſten Geſtalten. Zuſammengeballtes Gewürme, traubenförmig aneinander gekrallte Teufelsfratzen, Klumpen halb vermoderter Leichen, Kränze aus Todtenſchädeln, kurz, was das Auge Ekelhaftes, Abſchreckendes, Empörendes und Unausſprechliches kennt, war mit ſataniſchem Geſchicke zu einem baroken Ganzen hier vereint und unter ſo wunderbare Beleuchtung gebracht, daß jeder Standpunkt,

welchen man annahm, einen gleichen Eindruck bewirkte. Zudem gestalteten sich die Züge des wunderbar componirten Gesichtes der Fratze zu einer so widrigen Menschenlarve, daß man verleitet war zu glauben, das Ganze sei die beißendste Satyre, die ein Menschenfeind auf die Außenseite seines eigenen Geschlechtes machen konnte.

Anfangs mit Ekel, dann mit steigendem Interesse, hing ich an dem sonderbaren Bilde.

„Ist Ihnen das Stück nicht feil?" fragte ich meinen Hausherrn, der mich schweigend beobachtete.

„Feil?" antwortete er, indem er es versuchte, mich zurück zu ziehen, „ach, wollte Gott! ich dürfte es veräußern; aber ein eigener, klar ausgesprochener Punkt in meinem Pachtcontracte verpflichtet mich, das Teufelswerk zu behalten! — Darum noch einmal, quartieren Sie sich irgend wo anders ein, liebenswürdiger Herr Officier! In diesem Zimmer ist es nun und nimmermehr geheuer! Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, Geschichten . . !"

„Nun, diese auf ein andermal!" erwiderte ich, der Reden und Tollheiten des ängstlichen Warners überdrüssig. „Für jetzt haben Sie die Güte, wenn es Sie im Uebrigen nicht belästigt, dieses Cabinet mir und den Vorsaal meinem Diener einzuräumen!"

Damit war es, trotz aller weitern Einsprüche, abgethan, wiewol ich nicht leugnen kann, daß der Eindruck, den der Vogel Curios auf mich machte, mich ernstlich beschäftigte.

Die Geschichten, welche mir mein Hausherr versprochen hatte, blieben mir nicht geschenkt und ich bin ihm dafür jetzt recht

dankbar. Er gab ſie mir durch einige Zeit, wo ich ſein Gaſt ſein mußte, als Nachtiſch zum Beſten und ſie waren mir in der That die einzige Würze eines Mahles, welches, nach italieniſchen Begriffen von Feinſchmeckerei, recht lecker und gaumenreizend ſein mochte, dem Deutſchen aber in ſeiner fetten Polenta, ſeinen wolburchölten Artiſchoken und ſeinem Confecte von Waſſermelonenkernen wenig Ueppiges darbot.

Die Genealogie des Vogels „Curios“, ſo weit ſelbe zu verfolgen war, wurde mir gleich das erſte Mal ausführlich mitgetheilt.

Zu dem Eigenthümer des Hauſes, dem Marcheſe C**, einem wunderlichen, nicht ſehr menſchenfreundlichen und den braven Deutſchen am allerwenigſten gewogenem Manne, wie ihn Sior Moſcito, mein Hausherr nannte, kam eines Morgens ein Weib mit fliegenden Haaren. Sior Moſcito, damals Haushofmeiſter, war eben im Zimmer, als die Unglückliche, etwas Verhülltes unter dem Arme tragend, ſich dem Marcheſe zu Füßen warf. Dieſer, befremdet, fragte ſie, was ſie wolle, — und ohne ſich zu erheben, rief ſie: „Hört Ihr?“

Tiefe Pauſe.

Die Armenſünderglocke ſcholl durchs offene Fenſter.

„Hört Ihr?“ fuhr das Weib ſchluchzend fort, „das gilt meinem Gatten.“

Der Marcheſe verſprach ihr Beiſtand. Sie erzählte unter Wehklagen, daß ihr Mann Maler ſei, daß er für einen Deutſchen ein weibliches Porträt zu malen hatte, was ihm trefflich gelungen war; dieſer damit unzufrieden, ihn einen elenden Stümper geſcholten, und er, vom Künſtlerſtolz entflammt, dem fremden Tadler das Bild ſammt Rahmen ſo gewaltig vor die Stirne geſchlagen habe, daß dieſer todt zu Boden ſank. Nun werde er zum Tode geführt. Verlaſſen, verſpottet, verhöhnt, habe ſie nichts

um ihr Leben zu friſten, ja nicht einmal ſo viel, um auf die nächſte Inſel überzuſetzen, wo ihre Eltern leben. Das Bild, welches ſie unter dem Arme trage, ſei das einzige Erbe, das ihr unglücklicher Gatte ihr hinterlaſſen, und das ſei ein Höllenſtück, im Kerker gemalt, mit Herzblut und Todesſchweiß.

Das Höllenſtück war der Vogel „Curios", vielleicht eine Allegoriſirung der Schreckensbilder, welche ſich dem unglücklichen Gefangenen in einſamen Mitternächten auf die moderige Wand ſeines Kerkers malten.

Der Marcheſe zahlte der Gattin des Delinquenten für das Gemälde eine anſtändige Summe aus, welche mehr als hinreichend war, um ihr, nach Beſtreitung der Ueberfahrt zu ihren Eltern, noch einen kleinen Vorſchuß für die nächſte Zukunft zu bieten.

Vielleicht trug der Gedanke, daß ein Fremder des Malers Opfer ward, zur Steigerung ſeiner Großmuth das Seinige bei.

Seit jener Zeit nun hing das Gemälde in dem kleinen Cabinete und der Marcheſe ſetzte ein eigenes Vergnügen darein, wenn er einen Deutſchen beherbergen mußte, ihn in jenes Stübchen einzuquartieren.

Aber mit dieſer grauenhaften Entſtehungsgeſchichte des Bildes, die allein hingereicht hätte, mich aus meinem abgelegenen Cabinete, zu verbannen, war es noch nicht abgethan. Mein Hausherr wußte durch geheimnißvolle Mienen, mitleidiges Achſelzucken, hingeworfene Fragen und abgebrochene Zwiſchenreden meine Neugier in Betreff des verhängnißvollen Bildes ſo mächtig zu wecken und allmälig zu einem ſolchen Heißhunger zu ſteigern, daß wirklich nur ſeine Unerſchöpflichkeit dazu gehörte, um ihn zu

erſättigen. Er benützte zu dieſer planmäßigen Beſtürmung meiner wol verbollwerkten Phantaſie vornehmlich die Sonntage, an welchen mich ſeine Gaſtfreundſchaft nie vom Hauſe wegließ.

Ich mußte faſt über ihn lachen, als er mich mit beſorgter Aengſtlichkeit befragte, ob es mir noch in ſeinem Hauſe gefalle, wie ich mit dem Vogel „Curios“ zurecht käme, und ob mir noch nichts Böſes geträumt habe, und auf die Aeußerung meiner vollkommenſten Zufriedenheit, ganz ungläubig den Kopf ſchüttelte.

„Möge der Himmel Sie gnädigſt in ſeinen Schutz nehmen“, ſprach er, „und Sie vor dem Vogel „Curios“ behüten und bewahren, der Keinem hold iſt, auf den er herabſieht. Es iſt nicht Aberglaube; — ich habe Beweiſe dafür.“

Auf meine Verſicherung, daß ich in dieſer Beziehung ziemlich indifferent ſei, erzählte er mir folgende Geſchichte:

„Ich war das erſte Jahr Pächter dieſes Hauſes und hatte faſt alle Gemächer desſelben, bis auf das bewußte Cabinet ſammt dem großen Vorſaale, ſchon an Mann gebracht und zu guten Preiſen vermiethet; da kam eines Tages ein junger blaſſer Mann, mit langen blonden Locken zu mir und fragte mich, ob er im Hauſe hier nicht ein unbelauſchtes, abgelegenes Stübchen haben könne. Seine Beſchäftigung ſei mehr von der Art, daß er andere damit ſtören, als daß er ſelbſt geſtört werden könnte; er ſei nämlich Muſikus und wolle nichts weiter, als ein Obdach, wo er ſich ſeiner Kunſt widmen könne, ohne irgend jemand zu behelligen.

Ich führte den ſeltſamen Gaſt in das Cabinet, ohne ihn auf den Vogel „Curios“ aufmerkſam zu machen, welcher bis dahin ſich dieſen Namen noch nicht verdient hatte. Er fuhr, als er das Bild ſah, entſetzt zuſammen und verſicherte mich, in dem Bilde liege Porträtähnlichkeit und es dünke ihn ein Wink des Schickſals, dieſen Zügen hier begegnet zu ſein. Wie das alles

zuſammenhing, erfuhr ich erſt in der Folge genauer. Umſo unerklärlicher mußte mir daher das Benehmen meines Zinsmannes erſcheinen, da ich anfangs keine Ahnung von dem Leiden hatte, das ſeine Seele mit ganzer Macht beherrſchte.

In unſerer Stadt lebte damals ein Maeſtro, weit berühmt durch ſeine Opern und ſeine Sonderlingslaunen. Der kleine, leidenſchaftliche Mann mit dem mächtigen Backenbarte und den dicken Brauen, hatte eine Tochter, von welcher die Welt behauptete, daß ſie ſchöner und anmuthiger ſei, als alle Andantinos und Larghettos, welche ihr Vater ſein ganzes Leben hindurch zu Tage gefördert.

Das Mädchen ſtand eben in vollſter Blüte, als der junge blonde Mann, der nachher bei mir einzog, in unſere Stadt kam. Was er für ein Amt bekleidete, weiß ich nicht. Er ſchien mir einer jener deutſchen Luſtreiſenden, welche in unſerem Lande ſchon oft etwas anderes fanden, als was ſie ſuchten. So wollte auch er in unſerem milderen Klima wahrſcheinlich die Geneſung finden und ward bei uns erſt recht bedenklich krank, inſofern Herzenskrankheiten die unheilbarſten ſind. Er ward verliebt in des Kapellmeiſters Tochter, ſterblich verliebt und ſuchte alle erdenkliche Mittel hervor, um ſich bei dem Vater bekannt und beliebt zu machen. Aber der alte Maeſtro, ein Erzpedant, kannte nichts als Muſik oder that vielleicht, als ob er nichts anderes kennte, um für einen Erzmuſikus zu gelten. Kurz, er erklärte dem armen deutſchen Blondkopfe rundweg, daß er ſeine Tochter nur einem Virtuoſen zum Weibe geben wolle und daß ihm der Böſe eher über all' ſeine Partituren fahren ſolle, als er ſeinen Schwur bräche.

Der arme Deutſche wußte nun nicht, wo aus wo ein. — Statt ſich über den Verluſt eines Mädchens zu tröſten, deſſen Beſitz an eine für ihn faſt unerfüllbare Bedingung geknüpft war,

gerieth er auf den unglückſeligſten Einfall von der Welt: er faßte nämlich Knall und Fall den feſten Entſchluß, ein Virtuoſe zu werden, kaufte ſich um eine bedeutende Summe eine alte Violine, ſuchte ſich ein abgelegenes Quartier und nahm ſich vor, in Jahresfriſt die Stadt von ſeiner Virtuoſität ſprechen zu machen.

In dieſe Zeit fiel ſein Erſcheinen in meinem Hauſe und ſeine Ueberſiedlung in dieſe Stube. Anfänglich hielt ich den blaſſen Blondkopf für verrückt. Stundenlang ſtand er vor dem ſeltſamen Bilde und ſpielte ihm einen und denſelben Lauf mit widerſpenſtigen, ungelenken Fingern wol hundert Mal vor und ſtarrte dann regungslos auf die Teufelsfratze an der Wand, als ob er ihr ein beifälliges Lächeln abzwingen wollte. Aber die Fratze blieb unbeweglich und grinſte ganz unheimlich auf den ächzenden und ſchweißtriefenden Fiedler herab. Oft guckte ich verſtohlen durch den Spalt der Thüre, denn mir bangte für ſeinen Verſtand, wenn er ſo die Pauſen während ſeiner Studien mit halblauten Monologen ausfüllte. Ich belauſchte ihn mehr aus Sorgfalt als aus Neugier. Halbe Nächte ſaß er im Kamin, wohin er ſich verſchloß, um die Umgebung weniger zu ſtören und quälte ſich mit einer Paſſage ſo unermüdlich ab, daß die Eulen im Schornſtein des widerlich eintönigen Saitengeſchnarres überdrüſſig, mit ſchwirrendem Gekreiſche aufflatterten und andere Wohnſtätten ſuchten. Es war jammervoll zu hören, wie der gute Mann ſich abmühte ohne Frucht und Erfolg. Für jedes geſunde Ohr war, was und wie er ſpielte, gräßlicher Mißton; das ſeinige hingegen, für die Accorde der himmliſchen Muſik taub und unempfänglich, fand Wohlklänge und Troſtmelodien darin, und freudiger von Tag zu Tag lebte er in unbegreiflicher Selbſttäuſchung der ſüßen Hoffnung entgegen, recht bald den Moment herbeizuführen, wo er vor den ſtrengen Vater ſeiner Angebeteten hintreten könnte.

Mit ungläubigem Hohnlächeln empfing der stolze Maestro den armen Geiger, welcher sich ihm nach Jahresfrist wieder vorstellte, um seine Talentprobe zu bestehen und als Preis des Sieges die Hand seiner Geliebten davonzutragen. Ein Kreis enthusiastischer Verehrer des Maestro war versammelt, um über die Ebenbürtigkeit des neuen Virtuosen zu entscheiden, welcher schon seiner ausheimischen Abkunft wegen mitleidiges Achselzucken erregte. Ueberhaupt schien das ganze nur lediglich auf einen Schwank berechnet, welchen der Capellmeister seinen Freunden auf Kosten des armen Deutschen zum Besten geben wollte. Das Mädchen selbst hielt sich dabei ziemlich indifferent, indem es in den Bewerbungen zehn anderer leidenschaftlicher Liebhaber einen baldigen reichlichen Ersatz für den möglichen Verlust ihres blöden, blonden Schäfers sah.

Der arme Virtuose ohne Beruf machte total Fiasco. Ein allgemeines Verdammungsurtheil war die Folge seiner übermenschlichen Anstrengung, welches ihm noch dazu auf die wehthuendste Weise, nämlich im Tone der beißendsten Ironie, mitgetheilt wurde. — „Bravissimo", sagte der Maestro mit satanischem Lächeln zu dem halbohnmächtigen Concertisten, „Ihr habt für einen Nordländer erstaunliche Anlagen. Ich kenne einen alten Schulmeister im nächsten Dorfe, einen tüchtigen Geiger; — wenn Ihr's zufrieden seid, will ich zur Ausbildung ihm Euch anempfehlen. Wenn Ihr in Eurem Eifer fortfahret, möget Ihr's wol in einigen Jahren dahin bringen, daß ich Euch zum Secund in einem Orchester anstellen kann. Uebrigens müßt ihr die verliebten Grillen aufgeben; sie zerstreuen nur und Ihr braucht Euren ganzen Kopf, wenn Ihr Eurer Violine Ehre machen wollt. Eine Braut, wie mein Mädchen, würde Euch der Kunst nur entfremden; Eure Braut sei — Eure Violine!"

Vom Spotte bis ins Innerſte verwundet, mit der vollſten Ueberzeugung von gänzlicher Hoffnungsloſigkeit, ſtürzte der Unglücksvirtuoſe nach Hauſe und warf ſeine Violine ungeſtüm auf ſein Bett hin, über welchem noch jetzt der Vogel „Curios“ hängt.

Der arme Mann war aus dem Geleiſe gerathen. Hätte irgend ein Vater zu ihm geſagt: „Mein Eidam muß Arzt ſein oder Soldat oder Kaufmann!“ der innig Liebende würde gewiß bei ſeinem Eifer es dahin gebracht haben, nach Jahresfriſt ſagen zu können: „Seht, noch bin ich zwar nicht ganz, was Ihr von mir fordert, aber hier ſind die Beweiſe, daß ich den Fond in mir habe, es zu werden!“ Und er wäre es auch geworden, denn er war ein verſtändiger, thätiger, ausdauernder Kopf. Allein ſo ließ ihn das Schickſal auf einen Tollkopf ſtoßen, der etwas von ihm verlangte, was ſich nicht erzwingen läßt, wozu auch nicht ein Keim in ihm lag, und das vergiftete ſein Leben. Weil er ſich verſtändig genug fühlte, um alles zu erlernen, was die Wiſſenſchaft zur Löſung vorlegt, glaubte er ſich auch fähig, etwas zu lernen, was die Kunſt als Aufgabe ſtellt. In dieſem Wahne verlor er den Maßſtab für ſeine Beſtrebungen und deren Erfolge ſo ganz und gar, daß er die Wirkung nach der Mühe beurtheilte und des Elementes mit welchem er rang, unkundig, wie kaum ein Zweiter, weit vorgeſchritten zu ſein vermeinte, weil er im Schweiße ſeines Angeſichtes ſich anſtrengte. Selbſt das traurige Reſultat ſeiner Talentproben, ſo klar es ihn über des Maeſtro Willensmeinung enttäuſchte, ſo wenig überzeugte es ihn von der Fruchtloſigkeit ſeiner Studien. Er hielt es nicht für ein unmittelbares Ergebniß ſeiner eigenen Untüchtigkeit, ſondern für Verkennung, unverdiente Zurückſetzung, böswillige Verkleinerung. Zu dem ſchmerzlichen Gefühle mißglückter Bewerbung um die Hand eines Mädchens, das ſeiner unwerth war, geſellte ſich gekränkter Künſtlerſtolz, Ingrimm über erlittene Ungerechtigkeit.

Er war bis ins Innerste vernichtet, jeder Zoll seiner Seele — Wuth und Gram. Erfaßt von dieser lebenzerstörenden Stimmung ergriff er nochmal die weggeschleuderte Violine und entlockte ihr, mit krampfhaft zitternder Hand, die gräßlichsten Mißtöne, welche vielleicht je die Wände eines italienischen Hauses durchdröhnten.

Mit starren Augen blickte er, wie gewöhnlich, wieder auf das Höllenbild oberhalb seines Bettes; der helle Mondschein fiel darauf und beleuchtete seine Umrisse mit blassem Schimmer. Es war, als ob der Vogel „Curios" mit den Flügeln zusammenschlüge und sein Antlitz, dessen Züge, wie der arme Fiedler sich einbildete, denen des Maestro glichen, zu höhnischem Grinsen verzerrte.

„Lachst du, Unhold?" schrie er wüthend auf, „warte, ich will einen Schirm vor dich hinhängen, damit deine Satanslarve keinen armen Fremdling mehr um sein Lebensglück bringe!"

Und im wilden Ungestüme riß er die Saiten von der Geige, die er mächtig an die Wand schleuderte, daß sie dumpf nachtönend in tausend Splitter sprang, und flocht eine Schlinge aus den Därmen, an welcher am andern Morgen sein Leichnam als gräßlicher Schirm vor dem Bilde hing, das seine Sinne so arg zerrüttet hatte.

Die Geschichte machte, wie natürlich, gewaltiges Aufsehen in der Stadt. Mit Entsetzen schrieb ich meinem Pachtgeber, was sich zugetragen und bat ihn, um meine Wohnungen wieder in Kredit zu bringen, über das verhängnißvolle Bild anderwärts verfügen zu wollen; er erklärte aber ganz trocken, „daß es an seiner Stelle, laut contractmäßiger Bedingung, zu verbleiben habe".

Diese Historie war das Konfect, mit welchem Sior am ersten Sonntage die Tafel beschloß. Sie war mir zu grell, um mich ernstlich zu ergreifen. Ich machte mir zwar meine Gedanken darüber, schlief aber dessen ungeachtet ganz ruhig ein und besorgte von dem Vogel „Curios" kein Unheil.

Am nächsten Sonntage bekam ich eine zweite Geschichte von dem Vogel „Curios“ zu hören.

„Lange blieb mir“, begann Sior Moscito, „die Stube leer stehen, ja selbst meine übrigen Zimmer und Säle, so schön und billig sie waren, fanden nur geringen Anwerth.

Endlich erschien ein ältlicher Mann mit vernachlässigtem, Aeußeren. Seine Kleider waren dürftig, seine Haltung gebückt, sein Blick unstät. Er suchte ebenfalls bei mir eine ruhige Stube, wo er, wie er sich ausdrückte, seine Studien ungestört fortsetzen könnte. Er sprach mich deutsch an und als ich ihm italienisch antwortete, daß ich nur meiner Muttersprache und des Französischen mächtig sei, führte er das Gespräch abwechselnd in beiden mit solcher Fertigkeit, daß ich jene, in der er eben sich ausdrückte, für seine Muttersprache gehalten haben würde.

Ich wies ihm das bewußte Zimmerchen an, mit welchem er vollkommen zufrieden schien. Alles sagte ihm zu, und als ich ihn auf das Bild aufmerksam machte und ihm bemerkte, daß ich mich verpflichtet fühle, des Vorgefallenen zu erwähnen, lächelte er mit zugedrückten Augen leise in sich hinein und sprach: „Das wird mich nicht anfechten! Ich habe meine Liebe einer Braut zugewendet, deren Vater keinen Eidam verschmäht, welcher sich ernstlich bewirbt. Ich bewerbe mich, Gott sei Dank! schon seit dreißig Jahren um ihre Gunst; ich weiß ihr in sieben Zungen zu huldigen und hoffe es bald in mehreren zu können. Ich habe diesfalls, denke ich, nichts zu befürchten.“

Nachdem er das Bild lange mit steigendem Interesse betrachtet hatte, versicherte er mich, daß es ihm ausnehmend gefalle. Es komme ihm wie eine sinnige Allegorie des Sprachthums vor. Mir war zwar, was er sagte, fast unverständlich; dessen ungeachtet behielt ich es ganz genau im Gedächtnisse, weil er sich oft bemühte es mir begreiflich zu machen. „Da im Bilde“, sprach

er, „verſchlingen ſich hundert und abermal hundert wunderliche Züge und Schnörkel abenteuerlich durcheinander und dennoch bilden ſie ein Ganzes, das, wiewol auf den erſten Anblick einem fabelhaften Vogel ähnlich, doch näher betrachtet, faſt menſchlichen Charakter annimmt. Gerade ſo iſt es mit den Runen und Hieroglyphen, deren ſich der Menſch bedient, um ſeine Gedanken in Laute, ſeine Laute in Schriftzüge umzuſetzen. Sie bilden ein wunderbares Gewürme von unerklärbaren Formen und Typen. Und dennoch verſchlingt ſich dieſes räthſelhafte, polypenähnliche Letterngewürme vor dem Blicke des Geweihten zur Rieſengeſtalt jenes Sprachen-Mammuths, deſſen Glieder als Ueberbleibſel einer verſchleierten Urwelt durch die Länder der Erde hin verſtreut ſind. Sieben Knochen dieſes Ungeheuers habe ich erſt betrachtet und durchprüft, und neunhundert wenigſtens bilden ſeinen Körper. Jeder Blick auf dieſes Bild, die erhabenſte Allegorie dieſer Art, die ich noch ſah, wird mich lebhaft an das mahnen, was mir noch zu leiſten übrig blieb!“

Aus allen dieſen phantaſtiſchen Aeußerungen entnahm ich, daß mein Zimmerherr ein Sprachforſcher ſei.

Am früheſten Morgen lehnte er ſchon im Fenſter und blätterte in ſeinen Quartanten. Den Vormittag brachte er in unſeren Buchdruckereien zu, deren eine an zwanzig Alphabete lebender und todter Sprachen zählte; dann vergrub er ſich in die Bibliotheken der Stadt mit ſolchem Eifer, daß ihn gewöhnlich die ungeſtüme Mahnung des Bibliothekars erſt aus ſeiner Verſunkenheit zu wecken im Stande war.

Ungelegenheit machte mir mein ſtiller, zurückgezogener Sprachforſcher durchaus nicht. Im Umgange war er freundlich, ja ſogar nicht einſilbig, was bei Leuten ſeiner Art ſelten der Fall iſt. Eine unerſättliche Wißbegierde nach allem, was Ausdruck und Sprache betrifft, war ein Hauptzug ſeines Charakters

und wiewol in gewiſſer Beziehung höchſt löblich, doch vielleicht im Umgange mit ihm gerade der abſtoßendſte. Man mußte jedes Wort, das der Volksſprache angehörte oder das in der Converſation ſeltener vorkömmt, ſorgfältig meiden, denn er fing jedes ähnliche mit Haſt auf, wiederholte es, fragte nach deſſen Urſprung, drehte es wol zehnmal im Munde herum, bis er einen Haltpunkt für deſſen Ableitung fand und endete das gelehrte Spiel gewöhnlich mit einer lauten, für einen Alltagsmenſchen wie ich, wenig intereſſanten Recapitulation der Ausdrücke, womit derſelbe Begriff in den ſieben ihm bekannten Sprachen bezeichnet wird.

„Sie ſtudiren zu viel", ſagte ich ihm oft warnend; aber er ſprach dann immer lächelnd: „Der Vogel über meinem Bette hat noch viele Federn, die ich nicht kenne. Studium iſt Leben und Leben iſt Studium!" — Und ſo ſaß er denn halbe Nächte beim matten Scheine der Ampel in ſeinen Büchern wühlend oder ſchritt, Wörter und Redensarten aus den verſchiedenen Sprachen wiederkäuend im Zimmer auf und nieder, wobei er gewöhnlich, um ſeine Gedanken zu fixiren, ſein Auge von dem Vogel „Curios" nicht abwendete. Mir bangte in der That um ihn. Oft ſchlich ich vor dem Schlafengehen, aus purer Beſorgniß, noch an ſeine Thüre und legte das Ohr an die Schwelle oder das Auge ans Schlüſſelloch, um zu ſehen wie es ihm gehe. Während ich Oper und Ballet verdaut und im Café noch eine gute Weile Eis genommen und gekannegießert hatte, ſaß er ſchon in ſeine Grammatiken und Lexika vertieft und blieb noch ſitzen, wenn ich lange ſchon im Bette lag.

Nach Verlauf von drei Jahrvierteln erkrankte er, wie ich es vorausgeahnt hatte, in Folge ſeiner übermäßigen Anſtrengungen. Ein heftiges Kopffieber warf ihn auf das Lager. Der Arzt, den ich wider ſeinen Willen rufen ließ, beſorgte eine Zerrüttung des Geiſtes. Er lag in beſtändiger Aufregung der

Nerven bei völliger Abſpannung der übrigen Kräfte dahin, den Blick ſtarr auf das Bild über ſeinem Bette gerichtet, das er durchaus nicht wegnehmen ließ, indem er behauptete, daß es ihm große Erleichterung gewähre und ſprach in einem Gemiſch aus allen Sprachen, deren er kundig war, das wunderlichſte Zeug durcheinander, ſo daß der Arzt, der nichts als Italieniſch und Latein genau verſtand, aus ſeinen Mittheilungen nicht klug werden konnte.

Ich erinnere mich recht wol, was er mir entgegenrief, als ich am fünfzehnten Morgen ſeiner Krankheit zu ihm ins Zimmer trat. Der Arzt hatte dieſen Tag als den Moment der Kriſis bezeichnet. Der Patient richtete ſich krampfhaft von ſeinem Lager auf, ſah mich ſtarr an, ſtreckte mir die abgemagerte Hand feierlich entgegen und ſprach ernſt und abgemeſſen, mit ſo deutlichem Ausdrucke, daß ich mir die einzelnen Worte genau merken konnte: „Ich have honorem, euchesthai á vestra usted un dobro giorno!“ was, wie mir der Arzt verdolmetſchte, in einem aus Deutſchem, Engliſchem, Lateiniſchem, Griechiſchem, Spaniſchem, Franzöſiſchem, Slaviſchem und Italieniſchem zuſammengewürfelten Satze, ſo viel heißt, als: „Ich habe die Ehre, Euch einen guten Tag zu wünſchen!“ — Mit Schaudern erkannte ich ſeinen Zuſtand und willigte, der Nothwendigkeit nachgebend, darein, daß der Arme in das Lazareth gebracht wurde, wo er im Zuſtande des ausgebildeten Wahnſinnes ſtarb.

Er war das zweite Opfer, das der Vogel „Curios“ zur Ruhe geſungen.

Mein Pachtgeber, dem ich den Vorfall mit der wiederholten Bitte, das verhängnißvolle Bild wegnehmen zu dürfen, meldete, erwiderte abermal: „Das Bild bleibe laut Contract hangen, indem es nur einem Fremden gegolten“.

Dieſe Hiſtorie war das Confect am zweiten Sonntage. Ich hörte ſie mit großer Ruhe hinſichtlich meiner an, wiewol mich das Schickſal des armen Gelehrten tief ergriff.

Der dritte Sonntag brachte mir, was ich erwartet hatte, nämlich eine dritte Geſchichte. Nicht ohne Lächeln bemerkte ich, welche weiſe Steigerung mein Erzähler beobachtete, um meine Phantaſie zu beſtechen. Die erſte Geſchichte, die er mir erzählt hatte, betraf einen Phantaſten, mit dem ich wol nichts Aehnliches aufzuweiſen hatte, als daß er ein Deutſcher war. Die zweite zeigte mir einen Menſchen, an welchem nichts Ungewöhnliches war, als ſein übertriebener Eifer. Was aber einem gebildeten, verſtändigen Menſchen begegnet, hält man für weit natürlicher und daher auch für gefährlicher. Dieſer zweite Unglückliche war ein vernünftiger Deutſcher; ich hatte alſo ſchon zwei Berührungspunkte mit ihm gemein. Noch näher betraf mich die dritte Geſchichte, die mich in der That unangenehmer berührte, als ich erwartet hatte. Es war folgende:

„Als vor einem Jahre", begann Sior Moſcito, „die Truppen Ihres Monarchen zum erſten Male in unſere Stadt einrückten, um die Ruheſtörer, die uns von allen Seiten bedrohten, zurecht zu weiſen, erhielt auch unſer Haus Einquartierung."

„Mann! Der iſt für einen Menſchenfreſſer zu ſchön", ſagte meine Selige, als ſie den ſchmucken Adjutanten unter dem Fenſter vom Pferde ſteigen ſah. — Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Officier, daß man, ohne Ihnen damit zu nahe treten zu wollen, die Deutſchen ehe man ſie kannte bei uns allgemein für Menſchenfreſſer hielt, gegen welche nicht aufzukommen wäre, weil

ſie feſt zuſammenhalten und Einer will, was Alle wollen, und Alle was Einer will. Allein die Erfahrung brachte uns bald auf eine günſtigere Meinung von den fremden Truppen. Das muſterhafte Benehmen der Mannſchaft, eine unmittelbare Wirkung des humanen Betragens der Commandanten, die ſtrenge Mannszucht, die Friedlichkeit nach außen und die brüderliche Eintracht unter einander, ließen bald alle Gutgeſinnten in Segenswünſche für das Wol derſelben ausbrechen."

Ich dankte meinem Hausherrn flüchtig für ein Compliment, das vielleicht wahrer ausfiel, als er es ſelbſt gemeint haben mochte.

„Der beſagte Adjutant", fuhr Moſcito fort, „wählte ſich ebenfalls das Cabinet, welches Sie bewohnen. Als ich ihn auf das Bild aufmerkſam machte und ihm die bedauernswerthen Ereigniſſe meldete, welche ſich daran knüpften, würdigte er beides kaum einer flüchtigen Aufmerkſamkeit. Er ſchien nur in den Beſchäftigungen ſeines Standes zu leben, brachte den Vormittag außer dem Hauſe, in der Kaſerne oder auf dem Exercierplatze, den Nachmittag am Schreibtiſche mit ſeinen Rechnungen und Ausweiſen zu, dagegen war er aber auch außer Dienſte ganz — Soldat, d. h. feiner Lebemann, liebenswürdiger Geſellſchafter, galanter Ritter. Ich hatte es bald weg, daß er meiner Seligen den Hof machte oder vielmehr ſie ihm. Doch kam mir die ganze Geſchichte nicht gefährlich vor; trotz aller Galanterie gegen ſie, ſchien mein Gaſt nicht im Geringſten geſonnen, ein förmliches Cicisbeat übernehmen zu wollen.

Meine Frau war aber damit nicht ſehr zufrieden, wiewol ſie ihm durchaus nicht zürnen konnte. Allein etwas Anderes nahm ſie ihm bald höchſt krumm. Wie denn die Weiber alles erfahren, was ſie nichts angeht, ſo kam auch ſie dahinter, daß der Adjutant vielleicht nur darum gegen ſie ſo ſpröde ſei, weil er zwei Miglien außer der Stadt ein Mädchen fand, gegen welches

er minder ſpröde thue. Sie wußte mir ſogar zu ſagen, daß der Adjutant ernſtliche Abſichten habe und nur abwarten wolle, bis die Ruhe im Lande hergeſtellt und eine gegründete Ausſicht auf geordnetere Verhältniſſe wäre. Sie kleidete zwar ihre Bemerkungen in den Ton ängſtlicher Bedenklichkeiten; allein ich erkannte gar wol, was eigentlich dahinter ſtecke und konnte meine heimliche, boshafte Freude kaum verbergen.

Faſt alle Tage ritt der Officier hinaus zu ſeiner lieben Natalie, denn ſelbſt den Namen wußte mir meine Frau zu ſagen, und die Zerſtreuung der Ruheſtörer in die nahen Gebirge war ſeinen Liebesabenteuern lange Zeit hindurch günſtig.

Plötzlich hieß es aber, daß die Ruheſtörer ſich zuſammengerottet hätten und in Maſſe einen Angriff auf die Beſatzung unſerer Stadt beabſichtigten. So wenig man auch dieſem Gerüchte Glauben beimaß, ſo glaubte der Commandant unſerer Truppen dennoch die ſtrengſten Maßregeln handhaben zu müſſen. Schon ſeit dem Einrücken der fremden Macht war es den deutſchen Officieren unterſagt, öffentlich in Civilkleidern zu erſcheinen. Dieſer Befehl wurde diesmal in ſo weit verſchärft, daß auf die Uebertretung desſelben Caſſation ſtand. Um die Stadt aber war ein ſtrenger Cordon gezogen, den bei Strafe des Niederſchießens Niemand von auswärts überſchreiten durfte, welcher ſich über ſein Vorhaben nicht bündig auszuweiſen im Stande war.

Es war an einem Sonntage. Mein Gaſt, meine Selige und ich ſaßen guter Dinge beiſammen. Ich wollte über die neue Maßregel ſprechen, aber der Herr Adjutant hielt mir nicht Stich. Etwa um die fünfzehnte Stunde des Tages entfernte er ſich, begab ſich auf ſein Zimmer und huſchte bald darauf in Civilkleidern aus dem Hauſe hinaus. Ich hatte nichts bemerkt, aber meine Selige, der nichts entging, theilte es mir mit einem Gemiſche von Mitleid und Schadenfreude mit. „Gewiß“, fügte ſie

hinzu, „zog es ihn wieder zu seiner Natalie; dies kann ihm theuer zu stehen kommen!“

Ich achtete ihrer Rede eben nicht sehr; denn sie pflegte viel umsonst zu sprechen und ging gemächlich ins Kaffeehaus, wo viel politisirt und debattirt wurde. Etwa durch zwei Stündchen war ich dort mit einer interessanten Dominopartie beschäftigt, als ein ungewöhnlicher Auflauf auf der Straße alle Gäste vor die Thüre des zahlreich besetzten Saales zog.

Soldaten des deutschen Regiments trugen auf einer, aus Baumästen und Laubwerk zusammengefügten Tragbahre einen Mann daher, in welchem ich auf den ersten Blick meinen Gast, den Adjutanten erkannte. Sein Gesicht hatte die Farbe der Wand, seine Augen waren geschlossen, seine Hand krampfhaft auf die Brust gepreßt und durch das Laub rieselte Blut und zog eine kennbare Spur die ganze Straße entlang. Entsetzt eilte ich nach bis zu meinem Hause, an dessen Treppe meine Frau mit lautem Weinen dem Zug entgegeneilte.

Die Soldaten trugen ihn hinauf, meine Frau folgte, und ich, ohne eigentlich noch zu wissen was vorgefallen war, hatte Mühe, die neugierige, ungestüme Menschenmasse zurück zu drängen, unter welcher sich die verschiedenartigsten Aeußerungen kund gaben.

Sie hatte sich noch kaum verlaufen, als bereits der Regimentsarzt kam und zu dem Verwundeten hinauf eilte. Endlich ward Ruhe vor dem Hause und in der bänglichsten Erwartung, begab ich mich in das Zimmer des Verwundeten. Er war bei vollkommenem Bewußtsein; der Arzt war unabläßig damit beschäftigt, Eisumschläge auf seine Brust zu machen, welche von einer Flintenkugel durchbohrt war. Nur wenige Stunden wurden ihm noch Frist gegeben. Er benützte sie dazu, um seine Familiensachen in Ordnung zu bringen, von seinen Kameraden Abschied

zu nehmen und uns ein Detail des unglücklichen Vorfalls mitzutheilen, welcher ihm so früh das Leben kostete.

Sein männliches Ehrenwort war die Ursache seines Unglückes. Er hatte nämlich in der Voraussetzung, daß die politischen und militärischen Verhältnisse sich so bald nicht ändern dürften, seiner Natalie das Wort gegeben, am nächsten Freitage förmlich um sie werben und die diesfälligen Bedingungen in Ordnung zu bringen. In der Zwischenzeit ward jener strenge Tagesbefehl gegeben, welcher Keinem, wer es auch immer wäre, gestattete, unter irgend einem Vorwande, den gegen die Umgebung der Stadt gezogenen Cordon von außen her zu überschreiten.

Mein Gast wußte wol, welcher Gefahr er sich aussetzte; aber sein gegebenes Ehrenwort erlaubte es ihm nicht, hinter seinem feierlichen Versprechen zurück zu bleiben. Im Kleide seines Standes durfte er über die bestimmte Abgrenzungslinie nicht hinausschreiten. Er wählte daher das einzig mögliche aber gefährlichste Mittel, sein gegebenes Wort einzulösen und nahm Civilkleider.

Beim Ueberschreiten des Cordons auf dem Hinwege hielt ihn, wie natürlich, niemand an. Glücklich gelangte er zu seiner Geliebten, welche von der Größe der Gefahr, der sich ihr Bräutigam unterzog, nichts ahnte, und brachte bei ihrer Familie alles in Richtigkeit. Fest vertrauend auf seinen Glücksstern und den Schutzgeist der Liebe, begab sich der junge Bräutigam auf den Rückweg und erreichte ohne Anstand den Cordon. Er hatte sich zum Uebergange einen Punkt ausgewählt, welcher durch kleine Baumgruppen verstellt war, hinter denen er ungestört durchzuschlüpfen hoffte. Auch wollte er absichtlich nicht auf den Anbruch der Dämmerung warten, indem, wie er wol wußte, die Vorposten es bei Tage sich bequem machten, um Abends, wo die

Dunkelheit mehr befürchten ließ, ihre Wachſamkeit zu verdoppeln. Unbemerkt war er bereits hinter die Walllinie gelangt und ſchickte ſich eben an ſeinen Fuß wieder vorwärts zu wenden, um die Poſten glauben zu machen, er ſei von der Stadt aus gekommen, als ihn ein Soldat von weitem anſchrie und ſtill zu ſtehen befahl.

Erſt in dieſem entſcheidenden Augenblicke erkannte er die ganze Tollkühnheit ſeines Wagſtückes, und ſah zugleich ein, daß er verloren ſei. Entdecken durfte er ſich nicht, denn ſchon auf ſeine Verkleidung ſtand Caſſation. Ohne Angabe ſeines Charakters aber würde er als ein verdächtiges Individuum ergriffen, vor ein ſtrenges Gericht geſtellt, und zuletzt doch erkannt worden ſein. Er griff daher zu dem letzten, verzweifelten Mittel, zur Flucht; bog im Fluge durch die Bäume, und wollte eben einen Sprung in den Graben zur Seite der Straße hinabthun, als ihm eine Kugel nachpfiff und eben in dem Augenblicke, als er ſich nach ſeinem Verfolger nochmals umſah, ihm die Bruſt durchbohrte.

Nun hatte er ſein Vergehen ſtreng genug gebüßt; er fühlte, daß er ſterben müſſe, und nahm alſo weiter keinen Anſtand, ſich dem herbeieilenden Kriegsgefährten, welcher dieſe Cordonlinie commandirte, ohne Rückhalt zu entdecken. Mit innigem Bedauern ließ ihn dieſer auf einer Tragbahre ſchnell in die Stadt zurücktragen, weil der Verwundete die kurze Friſt, die ihm der herbeigeeilte Feldarzt noch anberaumte, zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten zu benützen wünſchte.

Dem Officiere, der ihn fortbringen ließ, vermachte er ſeinen Degen, dem Soldaten, deſſen Blei ihn tödtlich getroffen, ſeine volle Börſe, ſeiner Braut ſein wol getroffenes Porträt, mir ſchenkte er ſeinen goldenen Siegelring und meiner Frau — ſeine Kaffeemaſchine. Was ſonſt noch vorfindig war, ſollte verkauft, und der Ertrag unter die Mannſchaft ſeiner Compagnie vertheilt werden.

Seine Kameraden übernahmen es, seine Familie von dem traurigen Ereignisse zu benachrichtigen.

Vier Stunden lebte der arme Mann noch ohne, trotz der unsäglichsten Schmerzen, Besinnung und Ruhe zu verlieren.

Nie werde ich des schauerlichen Eindrucks vergessen, den es auf mich machte, als er die halbverschlossenen Augen noch einmal krampfhaft aufriß, zu dem Vogel „Curios" mit schmerzverzehrter Miene lang emporstarrte, unter tiefem Stöhnen zurücksank und verschied.

Auf Fürbitte der Kameraden des Verblichenen und in Anbetracht der bisher immer tadellosen Aufführung und eifrigen Verwendung desselben, ertheilte der General die Erlaubniß, ihn bei Nacht unter militärischer Bedeckung begraben zu dürfen.

Es war eben eine rabenschwarze, stürmische Nacht. Ein schwüler Sirocco jagte die Wolken am Himmel wild durcheinander. Nur manchmal blickte der Mond durch zerreißendes Gewölke, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Im Süden stieg ein Gewitter auf, und kündigte durch einzelne grelle Blitze und wachsendes Rollen sein Näherrücken an. Es mochte schon auf Mitternacht zugehen, als in aller Stille ein Detachement deutscher Soldaten vor meinem Hause aufzog. Das ganze Officierscorps des Bataillons, welchem mein Gast angehörte, folgte demselben. Die Officiere seiner Compagnie stiegen die Treppe empor und begaben sich mit zwölf Mann, welche zu Leichenträgern bestimmt waren, in das Zimmer, wo der Todte, bewacht von einer Ordonnanz und zwei Gemeinen, beim flackernden Scheine der Trauerkerzen aufgebahrt war. Sie hoben den Sarg herab, nagelten ihn zu und trugen ihn über den langen Vorsaal, durch welchen ihr Fußtritt schauerlich hallte, auf die Straße. Zwölf andere Soldaten, welche rothstrahlende Fackeln in den Händen hatten, umgaben den Sarg, welchem eine halbe Compagnie ohne Trommel-

ſchlag und Trauermuſik, nur von einem Manne mit dem Todtenkreuze angeführt, voranſchritt. Hinter ihnen ging der Feldcaplan. Dem Sarge folgte das Officierscorps in Mäntel gehüllt, die dem immer heftigeren Winde, welcher auch bald einzelne Fackeln ausblies, zum willkommenen Spiele dienten. Die andere halbe Compagnie beſchloß den Zug. Nur wenige Menſchen begegneten uns, denn auch ich folgte dem Verblichenen zur letzten Ruheſtätte.

Tiefes Schweigen herrſchte auf dem Kirchhofe von Santa Croce, welchen wir etwa in einer halben Stunde, langſam und feierlich einherſchreitend, erreichten. Der Wind hielt plötzlich inne, die Soldaten zündeten ihre Fackeln wieder an, der Prieſter trat in den Kreis und ſprach ſein Gebet, dumpf rollte der Sarg in das Grab, und mit unheimlichem Gepolter kollerten die erſten Schollen darauf. Statt der üblichen Salven, welche das ſtrenge Geſetz dem Geſchiedenen verweigern mußte, feuerte ihm der Himmel einige Blitze mit dumpfen Donnerſchlägen nach, in welchen ſich das ferne Gewitter erſchöpft zu haben ſchien, denn kaum war das Grab zugeworfen, als der Mond aus den Wolken hervortrat, und es mit ſeinen Strahlen beleuchtete. Wir kehrten bei freundlichem Mondlichte zurück.

Als ich wieder in das Stübchen trat, in welchem der wackere junge Mann geſtorben, konnte ich den Vogel „Curios“ nicht ohne Grauen betrachten und dennoch ließ es mein Pachtgeber auf meine abermalige Anfrage beim Alten.“

Mit dieſer dritten Geſchichte, welche — ich kann's nicht läugnen — meinen Kopf mit ſonderbaren Bildern erfüllte, glaubte ich den Novellenvorrath meines Wirthes erſchöpft, allein er hatte mir auch für den vierten Sonntag noch eine Gabe aufgeſpart,

welche, meines Erachtens, beſſer zur Einleitung als zum Schluſſe getaugt hätte.

„Denken Sie ſich“, ſprach er, „wie die undankbare Beſtie, die ich ſo lange an der Wand meines Zimmers hangen ließ, auch mir ſelbſt mitgeſpielt hat. Als im vergangenen Herbſt auf der Ebene vor unſerer Stadt die große Truppencontraction ſtatt fand, zu welcher einige tauſend Mann hermarſchirten, waren unſere Häuſer faſt zu eng, um die Maſſe von Generalen, Stabsofficieren und aller Art Fremden und Einheimiſchen zu beherbergen. Mein Haus fand, ſeines ſchönen Aeußeren und ſeiner bequemen Lage wegen, vorzüglichen Anwerth und ich wollte die Gelegenheit zu ſo ſchönem Gewinn nicht unbenützt laſſen.

So gut es in der Eile ging, ließ ich alle Zimmer und Säle des Hauſes für Gäſte herrichten und beſchränkte mich mit den Meinigen auf die bewußte Stube und den daran ſtoßenden Vorſaal. Von letzterem nahm ich Beſitz mit unſerer Dienerſchaft, erſteres räumte ich meiner Seligen ein. Vor ihr, dachte ich, würde ſelbſt der Vogel „Curios“ gehörigen Reſpect haben. Aber zu meinem nicht geringen Erſtaunen unterlag ſogar meine ſonſt ſo feſte Frau dem verderblichen Zauber dieſer Höllenfratze. Wie angeflogen kam ein bösartiges Fieber über ſie, welches ſchon am zweiten Tage einen gefährlichen Charakter annahm. Ehe ich noch Anſtalten machen konnte, ſie aus dem Bereiche des unheilvollen Wunderthieres wegzubringen, war ſie ſchon intransportabel geworden, und hatte bereits alle Kraft ihres krankhaft entzündeten Gehirns auf das leidige Satansbild concentrirt, welches in ihren Fieberträumen und Kriſen eine ſtereotype Rolle ſpielte. Manchmal that ſie mir ſogar das Unrecht an, meine Züge mit denen des abſcheulichen Todtenvogels zu verwechſeln, bis wieder eine Erinnerung an ihren Vorgänger auf dieſer Leidensſtelle dieſe fixe Idee in den Hintergrund drängte und ein ſanftes Lächeln über

ihr verändertes Antlitz hauchte. Eben dieſe gänzliche Umſtimmung ihres Weſens überzeugte mich von der Bedenklichkeit ihres Zuſtandes und als ſie mich eines Tages mit ſanfter, faſt rührender Stimme zum Bette rief und mir zärtlich die Hand drückte, da wußte ich, daß es um ſie geſchehen ſei, indem ſie das ſeit unſerm Hochzeitstage nicht gethan hatte.

Am zehnten Tage ſah der Vogel „Curios“ auf ihr Leichenbett herab.“

„Und Sie warfen das Teufelsbild noch nicht zum Fenſter hinaus?“ unterbrach ich ihn, faſt unwillig über die Narrheit, ſich von einem dummen Gemälde, wenn auch nur in der Phantaſie, ſo lange necken zu laſſen.

„Ach, Sie wiſſen ja, der Marcheſe“, fuhr er fort, — „und jetzt knüpft ſich ja für mich ſelbſt ein intereſſantes, wenn auch trauriges Andenken an dieſes Bild.“

„Nun ſo will ich denn“, verſetzte ich, „jedes üble Anzeichen dieſes Bildes in Zukunft zu Schanden machen, und für dieſes Stübchen eine neue Aera herbeiführen.“

„Ach, nur nicht gefrevelt, Herr Officier!“ bat der fatale Warner mit zweideutiger Beſorgniß. Ich bemerkte ihm jedoch ganz kurz, daß ich weniger zu fürchten hätte, als irgend Jemand, indem ich weder ein Phantaſt, noch ein Gelehrter, noch überhaupt ein Verliebter, am allerwenigſten aber ein Weib wäre, und die feſte Ueberzeugung hegte, daß ſein Vogel „Curios“ über Jeden vielleicht mehr vermöge, als über einen luſtigen Vogel!

Mein Hausherr würde die Geſchichte von dem Vogel „Curios“ noch um einige Capitel verlängert, und mir das Meſſer noch drohender an die Kehle geſetzt haben, wenn nicht

plötzlich ein Tagsbefehl eine Aenderung in allen Verhältniſſen hervorgebracht hätte.

Wir mußten nämlich mit einem Male aufbrechen und eine förmliche Campagne gegen die Ruheſtörer eröffnen, welche unter Anführung eines Ueberläufers die Offenſive ergriffen. Mit Vorbehalt unſerer bisherigen Standquartiere rückten wir aus, und hatten in der That leichte Arbeit. Die Rebellen, welche uns als wahre Poltrons mit den drohendſten Demonſtrationen entgegenrannten, kehrten uns überall, wo wir ernſtlich auftraten, den Rücken, und warfen ſich von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken. Gewöhnlich brauchte es nicht mehr als das Auffahren einer Feldbatterie, um uns alle Thore zu öffnen, und ſelbſt da, wo man ſich ſtellen zu wollen ſchien, genügte ein drohendes Manöver um uns freien Weg zu bahnen. Wir hatten nicht ein einziges Mal einen namhaften Verluſt und in wenigen Wochen war die ganze Gegend gereinigt. Was Zeit zur Flucht gewann, floh in Maſſe aufs Meer, wo es bald von uns eingeholt und zu Gefangenen gemacht wurde, und was die Gelegenheit dazu verſäumte, ergab ſich ohne Widerſtand. In einem Monate war an keinen Feind mehr zu denken. Mit leicht errungenen Lorbeeren geſchmückt, den Ruf der Unwiderſtehbarkeit zu unſerm Vorläufer, zogen wir zurück und rückten unter den freudigſten Acclamationen der Bevölkerung wieder in unſere alten Stationen wolbehalten ein.

Mein Wirth empfing mich mit Freuden. Er war von ſeiner fixen Idee noch nicht geheilt, und begrüßte mich mit dem Zurufe: „Seien Sie mir willkommen! Nun, der Vogel „Curios“ hat Ihnen doch nichts angehabt“.

Am erſten Sonntage nach unſerer Rückkunft gab unſer Brigadier ein glänzendes Mittagmahl, zu welchem das ganze Officierscorps nebſt den Autoritäten der Stadt beigezogen wurden. Die anfängliche Steifheit wurde bald von deutſcher Herzlichkeit verdrängt und ſchon gegen die Mitte der Tafel, als kaum der Champagner das zweite Mal gekreiſt hatte, fraterniſirte faſt Alles. Den Schluß der Tafel machte ein allgemeiner Jubelchor auf das Wohl unſeres Monarchen, den keine Kehle mitzuſingen vergaß. Fröhlichen Muthes ſchritten wir auseinander und ich freute mich herzlich, den ſchönen Tag mit einer ſanften, ruhigen Nacht gemächlich und gemüthlich beſchließen zu können. Mit etwas duſeligem Kopfe, in welchem das deutſche Lied mit wälſchem Geplauder und franzöſiſchem Weine ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte, kam ich nach Hauſe, warf mich, vom Schlaf übermannt, angekleidet aufs Bett, und ſank, meinem garſtigen Wächter muthwillig eine gute Nacht zunickend, in ſüßen Schlummer.

Ich weiß nicht, wie lange ich etwa geſchlafen haben mochte, als mich ein heftiges Unwohlſein weckte. Mir war zu Muthe, als ob mich der Schlag rühren ſollte: kalter Schauer rieſelte mir den Rücken hinab; das Blut ſtieg mir gegen den Kopf und preßte mir Schweißtropfen auf die Stirne und der tiefe Schlaf, welcher mich anfangs mit unwiderſtehlicher Macht gefaßt hatte, war einer höchſt beängſtigenden Unvermögenheit wieder einzuſchlafen gewichen. Ich ſchrieb mein Mißbehagen dem Umſtande zu, daß ich mich unmittelbar nach einer ſo ſchwelgeriſchen Tafel, ohne mich auszukleiden, hingeworfen hatte und wollte eben aufſpringen, um es zu thun, als es mich, wie ein gewaltiger Schwindel übermannte. Der Mond ſchien hell durchs Fenſter und beleuchtete den abſcheulichen Todtenvogel über meinem Bette ſo grell und überſchwenglich, daß er mir zum erſten Male widerlich auffiel. Den Blick auf ihn geheftet, hielt ich mich halb aufrecht; da war

mir's als ob er ſich leiſe bewege, und zugleich ertönte ein dumpfes Brauſen unter mir, ein hagelartiges Rieſeln an den Wänden, als ob etwas aus ſeinen Fugen gehen wollte. Ich ſprang auf, um meinen Diener zu wecken, aber der Ruf erſtarb mir im Munde; drei plötzliche Riſſe, deren erſchütterndes Gepolter dem Raſſeln eines, über das Straßenpflaſter ſchwer hinrollenden Wagens glich, warfen mich faſt auf das Lager zurück. Zu gleicher Zeit ſchienen ſich die Wände zu biegen und zu winden, als ob ſie durch Streckwalzen gezogen würden; der Vogel „Curios" hüpfte an der Wand ſchauderhaft ſpaßig hin und wider; die Fenſterſcheiben klirrten, als ob ein mächtiger Südhauch ſie eindrücken wollte, mein Bett ſchwankte wie eine Wiege, und das ganze ſchreckliche Treiben währte ſo lange, daß ich die vollkommenſte, klarſte Ueberzeugung gewann: es ſei ein gewaltiges Erdbeben. Das Treiben auf der Gaſſe beſtätigte mich darin. Während ich mich unter die Thürſchwelle flüchtete, wo ich für den erſten Anfall noch am geſichertſten zu ſein hoffte, ertönte von der Straße herauf Geheul und Gebet, durchdröhnt von dem dumpfem, fernem Kanonendonner ähnlichen Schlägen einſtürzender Bauten, durchſauſt von unterirdiſchem Brauſen und Murren, durchwimmert von dem Sturmgeläute anſchlagender Glocken und berſtender Glasfenſter.

Ich erinnere mich aus meinem ganzen Leben keiner ſchauerlicheren Scene, wo ich ſo bis ins innerſte Mark erſchüttert geweſen wäre als damals. Ich ſtand in die Höhlung der Thüre, die in den Vorſaal führte, regungslos gepreßt, unvermögend nur ein Glied zu bewegen, faſt erdrückt von bangem Herzklopfen, das Auge unwillkürlich auf das garſtige Gemälde geheftet, welches in dieſem Augenblicke meine ſonſt ziemlich zahme Phantaſie ſo mächtig aufregte, daß ich nichts anderes erwartete, als der Vogel „Curios" würde ſich beim nächſten Stoße aus ſeinem Rahmen losreißen und wie ein Aasgeier auf mein klopfendes Herz

herſtoßen. Die ganze Natur ſchien in Aufruhr, nur der Mond beleuchtete mit großer Ruhe und Klarheit dieſen Kampf ſeiner wankenden Planetenſchweſter.

Uebrigens gewöhnt ſich der Menſch an Alles, und ſo hatte ich mich denn auch in wenigen Minuten an das Entſetzliche meiner Lage gewöhnt, blickte hinter mich, und ſah, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, meinen Burſchen, den ich im tiefen Schlafe wähnte, dicht hinter mir, in die andere Ecke der Thürſchwelle gedrängt, wo er, mit der Blendlaterne, die er in der Eile angezündet, blaß und zitternd, Poſto gefaßt hatte. Ich mußte trotz meiner eigenen Gefahr über ihn lächeln, und hatte damit dem Schrecken das Recht abgetrotzt. Es iſt in der That wunderbar, wie der Menſch plötzlich an Kraft gewinnt, wenn er nur einen zweiten Menſchen, und wär's auch der unbehilflichſte, ſich zur Seite weiß. Trotz der fortdauernden Schwankungen des Bodens machte ich mich mit meinem Diener in vollſter Haſt über die Treppe hinab und fand vor dem Hauſe mitten in der Straße, umgeben von einer Schaar heulender Männer und Weiber, meinen Hausherrn, welcher im weißen Nachthemde, von gleich coſtümirten Nachbarn umringt, einem wahrhaft lächerlichen Geſpenſte glich. Nun war's gewonnen: der Anblick ſo vieler Entgeiſterter rief all' meinen Muth zurück, und ich, der ich vor kurzem, ich kann es nicht läugnen, ſelbſt zitterte wie Eſpenlaub, hatte nun auf einmal alle Faſſung gefunden, und ſtand als tröſtender Halbgott unter den Verzweifelnden.

Die Erdſtöße wiederholten ſich bis zum Grauen des Tages noch einige Male, ohne jedoch bedeutenden Schaden anzurichten. Wie ein Retter in der dringendſten Noth erglänzte im Oſten der erſte morgenröthliche Streif des anbrechenden Tages und brachte, von mir mit freudiger Stimme begrüßt, eine energiſche Wirkung auf die ganze Umgebung hervor. Indeſſen durchzogen bereits

Proceſſionen die Stadt in allen Richtungen, die Heiligthümer aller Kirchen wurden in feierlichen Aufzügen umhergetragen. Die Allarm-Trommel ertönte und die ganze Beſatzung trat unter Waffen. Da ich ſeit dem Vortage meine Uniform nicht abgelegt, war ich einer der erſten am Platze und das Zuſammentreffen mit allen meinen Kameraden, von denen auch nicht einer Schaden genommen, entfernte die letzte Beſorgniß aus meiner Bruſt. Die allgemeine Furcht ging nun ſchon in allgemeine wechſelſeitige Mittheilung des Erlebten über und unter Geſpräch und Erzählung brach der Tag an.

Die Natur ſchien endlich wieder ihre Ruhe gewonnen zu haben und Alles dankte dafür mit inniger Freude, wenn auch noch nicht mit ganz feſtem Vertrauen. Erſt gegen Mittag, als die Erdſtöße gänzlich aufgehört hatten und die Sonne hell und friedlich wie immer, vom klaren, wolkenloſen Himmel herablächelte, glaubte man ſich vollkommen geborgen und ſchritt wieder an das gewöhnliche Tagwerk.

Mein Hausherr war entzückt durch mein Anerbieten, Mittags ſein Gaſt zu ſein, welches ich ihm blos zu ſeiner eigenen Beruhigung machte.

„Sehen Sie", ſprach er zu mir, „daß meine Landsleute doch noch etwas verſtehen!" Mit dieſen Worten zog er ein kleines, ſchlecht gedrucktes Büchlein hervor und reichte es mir zur Einſicht. — „Leider ſind wir aber noch nicht außer aller Gefahr! Leſen Sie da, was uns in acht Tagen bevorſteht."

Ich nahm das Büchlein, und beſah es mit lebhafter Neugierde. Es war ein ſogenannter „Caſamia". — Unter dieſer Firma erſcheint nämlich in der Stadt Faenza jährlich ein Volkskalender, betitelt: „Il giro astronomico e pronostico" oder: „Tesoro nascosto", welcher gemeinhin nur mit dem obigen Namen des Verfaſſers bezeichnet wird. Er gibt die Erklärung

der venti quattro segni dell' anno; zu dem iſt jedem Monatstage eine Anmerkung beigefügt, welche entweder eine Witterungsregel, oder eine ökonomiſche Andeutung oder die Ankündigung einer merkwürdigen Naturerſcheinung enthält. So ſtand denn bei dem Tage, welcher uns ein ſolches Entſetzen einjagte, die Bemerkung: „un gran miracolo!“ Das große Wunder war denn wirklich eingetroffen, und noch verſpürten wir am Zittern unſerer Glieder ſeine überzeugende Nachwirkung. Damit war es aber noch nicht abgethan. Mit dem Ausdrucke der entſetzlichſten Gewißheit wies mir mein Hausherr auf das Datum desſelben Wochentages in der nächſtfolgenden Settimana und zeigte mir mit zitterndem Finger auf die beigefügte Bemerkung: „ancor un gran miracolo!“ — „Wir wiſſen nun“, begann er, „worin das angekündete Wunder beſtehe, wir wiſſen, was wir in acht Tagen wieder zu erwarten haben. Uns ſteht das Aergſte bevor! Unſer Caſamia iſt ein Mann, auf welchen man bauen kann!“

So neu und lebhaft auch noch der Eindruck des Wunders war, das der gute Caſamia auf den kaum überſtandenen Tag angekündigt hatte, ſo konnte ich mich von ſeiner Sehergabe doch nicht überreden, ſondern machte meinem Hausherrn, der feſt darauf zu glauben ſchien, die unbegründetſten Einwürfe. Allein er blieb taub gegen alle, und beharrte darauf, daß man von der nächſten Woche ein Gleiches zu fürchten habe.

Wie er waren Tauſende in der Stadt geſtimmt; denn Caſamia's Kalender iſt allgemein verbreitet, und in manchem Hauſe das einzige Buch, welches mit Aufmerkſamkeit geleſen wird. Allgemein war daher auch die Aufregung, welche jenes traurige Prognoſtikon in den Gemüthern der leicht entzündbaren Italiener verbreitete. Die anberaumte Friſt war zu kurz, um den Eindruck durch Beſonnenheit oder Leichtſinn zu verwiſchen, welchen das Eintreffen der erſten Prophezeihung des populären Aſtronomen

und Phyſikers gemacht hatte. Man betrachtete ſich faſt als völlig exponirt und verſetzte ſich, durch wechſelſeitiges Hineinreden in die Gefahr, in einen proviſoriſchen Zuſtand, welcher mit jedem Tage peinlicher zu werden begann. Eine düſtere Stimmung, gegen welche ſich nichts thun ließ, bemächtigte ſich aller Gemüther. Entmuthigende Vorkehrungen wurden getroffen: Leute, die nie auf etwas Ernſteres dachten, ſchloſſen ihre zeitliche Rechnung ab; Teſtamente wurden gemacht, Zwiſte ausgeglichen, Sicherheitsmaßregeln getroffen, Schutzmittel in Vorſchlag gebracht und mit fanatiſchem Eifer Alle verfolgt und angefeindet, welche etwas dagegen einwenden wollten.

So durfte ich denn auch meinem Hausherrn nicht widerſprechen, ſo ſehr ich auch bei wiedergewonnener Faſſung dazu geneigt war. Selbſt der Umſtand, daß der Vogel „Curios“ bei dem letzten Erdſtoß von der Wand gefallen war und ſein ſcheußliches Antlitz an der Ecke meines Bettes bedeutenden Schaden genommen hatte, machte keinen Eindruck auf ihn.

Der verhängnißvolle Tag, welcher das fürchterliche Wunder wiederholen ſollte, rückte immer näher. Die Vorbereitungen in der Stadt grenzten faſt ans Unausſprechliche und trotz dem, daß ich ſelbſt an die mögliche Erfüllung des geſtellten Prognoſtikons glaubte, konnte ich nicht umhin, über die Tollheit zu lachen, durch welche man ſich ſo eigentlich in die Furcht hinein zu verſetzen bemüht war. Da man in jedem Falle Unordnungen beſorgte, indem kein Ereigniß zu ſchauerlich iſt, um Gauner, Beutelſchneider und böswillige Unruheſtifter von ihren Verſuchen abzuhalten, ſo erachtete es auch unſer Commandant für nöthig, die deutſchen Truppen an dem beſtimmten Tage für mögliche Fälle bereit zu halten. Der Tagsbefehl lautete folgendermaßen: „In der Nacht von morgen auf übermorgen haben ſämmtliche Truppen im Hofe ihrer Kaſernen, wie zum Ausmarſche gerüſtet,

aufgeſtellt zu ſein. An jeder Straßenecke ſtehen zwei Cavallerie-poſten aufgeſtellt, um nöthigen Falls die Truppen in möglichſter Eile dahin zu beordern, wo man ihrer bedürfen ſollte. Ein Offi-cier von jeder Truppenabtheilung hat ſich, um den Schein jeder Beſorgniß unſererſeits zu verſcheuchen, unter das Publicum zu miſchen, während die übrigen bei ihrer Truppe bleiben. Ueber alle dieſe Maßregeln ſoll das tiefſte Schweigen beobachtet werden".

Endlich war die Schreckensnacht angebrochen, von deren Ende man den Beginn der entſetzlichen Erſcheinung erwartete. Die Straßen waren von Fackeln erhellt; in den Häuſern ſelbſt ging Niemand zu Bette; Alles ſtand gerüſtet, um bei der erſten Anmeldung ins Freie zu fliehen. Wer Gelegenheit dazu hatte, war ſchon früher aufs Land geeilt, wo derlei Ereigniſſe wegen Iſolirung der Gebäude weniger Gefahr drohen. Aengſtliche Fragen, ſcheue Blicke, blaſſe Geſichter, ſtummes bei dem ſprach-luſtigen Italiener um ſo auffallenderes Umherrennen, lautes Gebet auf öffentlichen Plätzen ſah und hörte man auf allen Ecken und die bekannteſten Züge waren ſo ſeltſam entſtellt, daß man ſich in eine Carnevalsnacht verſetzt wähnte, wo Alles maskirt in planloſer Geſchäftigkeit durcheinander läuft.

Der ungeſtüm erwartete Tag brach an und mit ihm kehrte einiges Vertrauen in die Herzen der Geängſtigten zurück. Ein wolkenloſer, blauer Himmel, von der freundlichſten Sonne be-ſtrahlt, ſpannte ſich über die Stadt aus; ſanfte Morgenlüftchen fächelten, alle Barometer, welche man zu Rathe zog, ſprachen uns Troſt ein; aber Caſamia prophezeihte ein gran miracolo und Caſamia hatte vor acht Tagen Recht gehabt. Man unterſtand ſich daher ja nicht an ſeiner Unfehlbarkeit zu zweifeln. Daß

übrigens die Straßen ein anderes Geſicht gewannen, als ſie bei Nacht hatten, iſt leicht erklärbar. Aus dem qualvollen unſinnigen Hin- und Widerrennen wurde ein förmlicher Corſo, eine ununterbrochene Promenade und Spazierfahrt, welche ſich vom Teatro nuovo durch die ganze Stadt bis hinaus auf den Prato dei fiori ausdehnte, welcher mit ſeiner ſchönen Ebene den Vereinigungspunkt der Maſſen bildete. Mit dem reifenden Tage reifte das Vertrauen; die Blicke erheiterten ſich; die Lippen fanden die Sprache wieder; man wagte bereits zu hoffen, und Gründe gegen ſeine Furcht aufzubringen.

Als einer jener Officiere, welche beordert waren, ſich unter das Publikum zu miſchen, hatte ich eben auf dem genannten Prato Poſto gefaßt und lehnte, an das angeſagte miracolo kaum mehr denkend, ruhig an einem Baum, als mich ein gewaltiger Lärm aus meinen Betrachtungen weckte. Die Leute ſtoben wie Spreu auseinander und ein dumpfes Gepolter quer über das Steinpflaſter, welches den Prato im Kreuze durchſchnitt, machte mich im erſten Augenblicke faſt glauben, das verkündete Erdbeben ſei wirklich im Anzuge. Raſch umgewendet, überzeugte ich mich zu meinem Schrecken von der Urſache der plötzlichen Bewegung. Eine Equipage wurde von vier ſcheuen Roſſen in Sturmeseile fortgeriſſen, der Kutſcher taumelte eben, als ich hinblickte, von ſeinem Sitze und wand ſich ſchreiend zwiſchen den Rädern, die neben ihm weggingen, ohne ihn, wie es ſchien, berührt zu haben. Ein weibliches Weſen rang unter durchdringendem Hilfgeſchrei im Wagen die Hände; während ein ſtaubbedeckter Mann mit blutigem Geſichte hinten nachrannte. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt; ich riß den Degen aus der Scheide, ſtellte mich zum Entſetzen der Umgebung dem herantobenden Viergeſpann in den Weg, und führte auf die Köpfe der vorderſten Pferde, welche mich faſt ſchon mit ihren ſchnaubenden Nüſtern berührten, einen

ſo gewaltigen Querhieb, daß meine Klinge in Splitter ſprang. Die ſchwer getroffenen Roſſe fuhren wild aufwiehernd zurück, und ſtießen ſo kräftig an die nachfolgenden, daß dieſe auf die Hinterbeine zuſammenknickten und alle vier plötzlich in einem verworrenen Knäuel durcheinander ſtürzten. Ein paar nahe befindliche Cavalleriſten ſprengten im Fluge herzu und hieben, ehe die betäubten Thiere ſich aufrichten konnten, die Stränge entzwei. Die Rettung war wie durch ein Wunder gelungen, und unter dem allgemeinen Rufe: „Bravi Tedeschi!“ hob ich die ohnmächtig gewordene Dame aus dem Wagen.

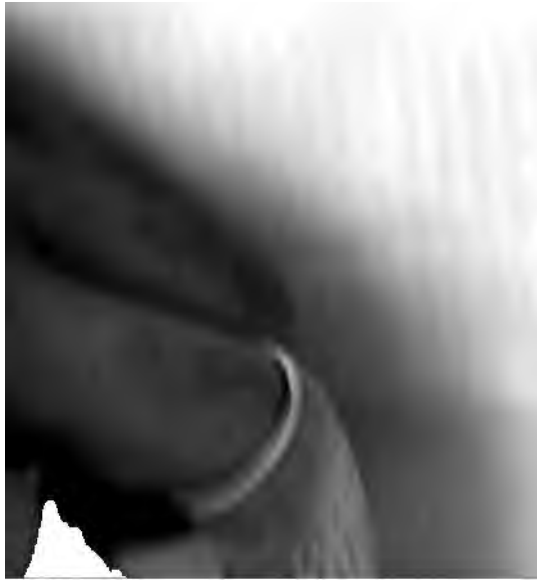
Sie war blaß wie der Tod, aber ſchön wie ein Engel. Jetzt kam der Mann herbei, welcher dem Wagen nachgerannt war. Er war beim erſten Stoße aus dem Wagen geſchleudert worden und hatte ſich im Sturze leicht verletzt. Auch der Kutſcher fand ſich ohne bedeutende Verletzungen wieder ein.

Tief in die Seele drang mir der herzliche Dank der Wiedererwachten. Mit Freudenthränen fiel ſie dem jungen Mann, welcher ſie Schweſter nannte, um den Hals und pries mich ihm als ihren Retter. Er drückte mir innig gerührt die Hand und bat mich um meinen Namen. Ich bedeutete ihm, mein Name ſei „Officier der deutſchen Truppen, und es gereiche mir zur Freude, ihnen gedient zu haben,“ und verlor mich unter der Maſſe der Neugierigen, welche ſich, auf Caſamia und Erdbeben vergeſſend, zu den Geretteten hinzudrängte.

Der Eindruck, den die Dame auf mich gemacht hatte, war zu groß, als daß ich mich hätte ſeiner entſchlagen können. Ich wendete mich daher nach einer Weile, während welcher die Menge ſich verlaufen, an einen jener dienſtfertigen Menſchen, deren Italien ſo viele zählt, welche einem Fremden ſogleich die ganze Biographie eines bezeichneten Individuums mitzutheilen wiſſen. Das Mädchen war, wie ich hörte, die Tochter eines angeſehenen Bankiers,

Das Uhrmacherhaus.

STANFORD LIBRARIES



Das Uhrmacherhaus.

Einige Jahre meines Lebens, vielleicht die schönsten, brachte ich in einem Landstädtchen zu, in welchem man eben nicht viel Poesie gesucht hätte. Allein die Poesie hat ihre Laune wie jedes Frauenzimmer und stattet oft dort am eifrigsten Besuche ab, wo man sie am wenigsten erwartet, während sie anderwärts, wo Alles zu ihrem Empfange geschmückt und erleuchtet ist, zu kommen zögert. So wandelte sie denn auch in dem schlichten Landstädtchen gar oft incognito herum, und ließ sich freundlich von mir finden. Ich bewahre manche Erinnerungen aus jener Zeit; folgendes Geschichtchen ist eine davon.

Neben dem stattlichen Hause, dessen erstes Stockwerk ich bewohnte, stand ein kleines armseliges Häuschen. Erdgeschoß, Dachboden und Keller waren die gesammten Bestandtheile desselben; das erstere theilte die Eigenthümerin, eine alte gebrechliche Witwe, mit einer bescheidenen Zinspartei, welche an Zimmer und Kammer genug hatte, und sich dazu bequemte, ihr mäßiges Mahl in gemeinschaftlicher Küche zu kochen. Es mochte wol mancherlei Volk schon aus- und eingezogen sein seit ich nebenan wohnte, ohne daß es mir auffiel, denn ich hatte bisher keine Veranlassung gefunden, mich um meine Nachbarschaft zu kümmern. Sie beunruhigte mich nicht; was wollte ich mehr?

Ein besonders schwüler Sommer zwang mich einmal die Nacht zum Tage zu machen. Erst wenn die Sonne untergegangen war, ging das wahre Leben mit Luft und Kühlung auf; erst wenn

die Sterne emporgeſtiegen waren, fühlte ſich der erquickte Leib aufgelegt, dem denk- und arbeitſeligen Geiſte die gebührenden Dienſte zu leiſten. Da ſaß ich denn oft bis Mitternacht, ließ durch weit geöffnete Fenſter die balſamiſche, duftdurchathmete Nachtluft in vollen Zügen hereinſtrömen und verbrachte vor meinem Pult in halbbewußtem Sinnen und Brüten manches Stündchen, bis mich der öfter wiederholte Ruf des Nachtwächters mahnte, daß es Schlafenszeit ſein müſſe.

Der größte Lärm ſtört mich nicht in meinem Denken und Dichten, ſobald ich nur weiß, woher er kommt und meine beiden Kinder mögen nebenan tollen und poltern, als ob ſie das Oberſte nach unten kehren wollten, ſo wird's mich wenig aus der Faſſung bringen. Hingegen beunruhigt mich das geringſte Geräuſch, wenn ich ſeine Entſtehungsurſache nicht weiß, wenn es mir neu, ungewohnt iſt, wenn ich in der Eile nichts finde, woraus ich es mir erklären könnte, zumal wenn es etwas Eintöniges, Tonloſes an ſich hat. Das Picken eines Holzwurmes, wenn ich ſeiner geheimnißvollen Werkſtätte nicht auf die Spur kommen kann; der Fall eines Tropfens, wenn ich nicht ergründe, woher und wohin er fällt; ein undeutliches Murmeln, das Alles kann mich ſo gewaltig behelligen und erregen, daß ich ſchon öfter als einmal unwillig dem neckenden Tone wich, meinen Platz am Pulte räumte, und auf mich ſelbſt erboſt, unter die Decke kroch.

So ging es auch in jenem ſchwülen Sommer, wo ich bei offenem Fenſter ſchrieb und las. So lange Leute die Straße auf und niedergingen, bemerkte ich nichts Ungewöhnliches. Sobald aber das Leben ſich in Stuben und Betten geflüchtet hatte, ſobald der Wachtpoſten vor dem Gerichtsgebäude, und der patrouillirende Nachtwächter die einzigen menſchlichen Weſen wurden, die ſich noch im Freien bewegten, ſobald bei Vollmondſchein und Sterngeflimmer jene lautloſe Stille einbrach, bei welcher

man hören zu können wähnt, was ſich im Kerne der Erde, was ſich bei den Antipoden regt, — da ſcholl es immer von Außen an mein Ohr: „Tick—tack“ und wieder „Tick—tack“ und ſo fort in gleichmäßigen Pauſen, wie der Pendelſchlag einer Wanduhr, einförmig, klanglos, gleich dem Pochen eines Fingerknöchels an eine moderige Bretterthür. Der geſpenſtige Knöchel hatte nicht umſonſt gepocht; meine Phantaſie öffnete alsbald Fenſter und Pforten, und ſetzte die beiden Pendelnoten, ſo zu ſagen, unverzüglich in Text. Bald klang es mir, wie: „Komm, — komm“! — bald wie: „Mir — Dir!“ bald wie: „Roth — todt!“ Und bald noch trübſeliger. Manchmal war's, als ob ein zweiter, ähnlicher Kobold mit dem erſten einen Wettſtreit begönne, und ſich überholend und nacheilend, klang es in contrapunctoriſchem Vierſchlage. Manchmal ging's: „Tick“ und das „Tack“ blieb aus, wie der unterbrochene Abſchiedsſeufzer eines Sterbenden, der nur das „Lebt —“ mehr ſtöhnen kann, während ihm das gedachte „wol!“ ſchon vom Tode erſtickt wird.

„Eine Pendeluhr muß es ſein“! ſprach ich zu mir ſelber — aber: „Wo?“ — Das mußt' ich herausbaben, ſonſt war an keine Ruhe zu denken. — „Vielleicht zu ebener Erde im Hauſe?“ Ich nahm gleich am anderen Morgen einen Vorwand, und ſtattete meinem Hausherrn, welcher ſich mehr aus Oekonomie als aus Beſcheidenheit den unterſten Platz im Hauſe zum Wohnſitze vorbehalten hatte, einen ganz überraſchenden Beſuch ab; beſah ſeine Wohnung, belobte ſeine alte, unter dem mächtigen Glasſturze, wie unter einer Luftpumpe, kaum hörbar ſchlagende Stockuhr; fragte ihn, ob er kein Liebhaber von Wanduhren ſei, und forſchte ſo lang und ſo genau, bis ich mich vollkommen überzeugt hatte, daß jener Pendelſchlag aus dieſen Wänden nicht kommen könne. Das Stockwerk über mir ſtand unbewohnt und unmöblirt. Auf dem Dachboden, welcher mir zur Benützung ganz überlaſſen war,

ſtellte ich an einem regneriſchen Nachmittage ſelbſt eigene Unterſuchung an. Er enthielt nichts, was gehen konnte, als einige Mäuſe; und nichts was einer Maſchine glich, als einen maſſiven, dichtbeſtaubten Garnhaſpel, ein Erbſtück von der Urgroßmutter meines ſechzigjährigen Hauspatrons. Im eigenen Hauſe erhielt ich alſo keinen Aufſchluß.

Ich beſchloß in der nächſten Nacht außer dem Hauſe die Ronde zu machen. Es ging auf Mitternacht zu. Schon über eine Stunde hatte ich dem folternden „Ticktack" vom Fenſter aus zugehorcht. Ich ſtahl mich zum Thor hinaus ſo vorſichtig, als ob ich verhindern wollte, daß der unbekannte Kobold, der mich forttrieb, von meinem Spähergange etwas merke. Jetzt ſtand ich mitten in der Straße. Kreideweiß wie große Grabſteine, ragten die Häuſer im hellſten Vollmondlichte; man hörte den Fluß herüberrauſchen, der wol eine Viertelſtunde weit vom Städtchen am Gebirge hinabrinnt; man hörte noch weiter her das Quacken und Quarren der Fröſche am Föhrenteiche, von ferne ſchallend, wie Klirren verhallender Schellenkränze. Ich ſammelte in meinen Ohren alle Kraft, die mir das Schickſal zum Spion verliehen. Wahrhaftig: „Tick — tack!" — dorther — in gerader Richtung; denn ich ſtand mit dem Geſichte meiner Wohnung zugekehrt. — Ja — dorther, wie aus meinem Fenſter. Es überrieſelte mich faſt kalt. — Gibt's Irrtöne, wie's Irrlichter gibt, die uns täuſchen, die immer dort ſind, wo wir nicht ſind? — Nein, nein! — Es iſt nur die Richtung, nicht das Haus. Vielleicht alſo nebenan? — Ich ſchreite auf das armſelige, unbeachtete Nachbarhaus zu, der Schall verſtärkt ſich. — Durchs Fenſter im Winkel ſchimmert Licht; ich ſchleiche hinzu; ein Kleidungsſtück deckt die Scheiben ſo gut als möglich, ſtatt eines Vorhanges. Das Fenſter nebenan ſteht offen, und das Räthſel iſt gelöſt; denn in der Fenſterbrüſtung ſelbſt, hängt eine Schwarzwälder Uhr, deren

Pendelſchlag mich ſo lange geneckt hatte: andere Uhren — ſo viel mich der Mondſchein entnehmen läßt, liegen und ſtehen umher. Meine Neugier hinſichtlich des Pendelſchlages war befriedigt, und ich konnte nun hoffen, an einem Tone, welcher bisher mich gequält hatte, in Zukunft eine recht freundliche Begleitung zu meinen Gedanken zu finden.

Allein Neugierde iſt eine Wucherpflanze, die, kaum beſchnitten, weiter treibt. So reizte mich jetzt ſchon wieder das erleuchtete Fenſter und der discrete Vorhang, der einem Späher nicht viel Mühe machte. Ich trat auf den Zehen hin, und legte das Auge an die trüben Scheiben. Da gab's eine recht mitternächtliche Scene. Im Hintergrunde der Stube, die ein tief herabgebranntes, hinter dem Ofen ſtehendes Kerzenlicht ſpärlich erleuchtete, lag auf dem Bette eine alte abgezehrte, Habitus und Farbe des Todes tragende Frau. Mit ihr beſchäftiget war ein junges, wie es ſchien, nicht unſauberes Weibchen, das ſich ein um das andere Mal die Thränen trocknete. Etwas abſeit gegen das Licht hin ſaß ein junger Mann, ein echtes Werktagsgeſicht, ein Ideal deſſen, was der Franzoſe „bon ouvrier" nennt, aus einem großen Gebetbuche mit fingerlangen Lettern (faſt in ſolcher Entfernung einzeln unterſcheidbar) Troſtformeln und Herzerleichterungen murmelnd. Daneben am offenen Fenſter ſchnarrte das Gewicht der Schwarzwälderin ab, das Schlagwerk ſchlug Eins; der Ouvrier ſchloß das Buch; das junge Weib verhüllte das Geſicht mit den Händen; was die Alte that, weiß ich nicht, — denn tiefergriffen eilte ich fort, öffnete ungeſtüm das Hausthor, ſtolperte die Treppe hinan, warf mich halbentkleidet aufs Bett und verfiel in einen unruhigen Schlaf.

Am andern Morgen in früheſter Frühe klang das Sterbeglöcklein, am Morgen des nächſten Tages gab's einen Leichenzug im Nachbarhäuschen, ein ärmlich Grabgeläute, ein bäuriſch

bemalter Sarg, gefolgt von einem Prieſter, dem Ouvrier an der Seite des jungen Weibchens und einem Dutzend gebrechlicher Pfründner und Straßenbettler.

Ich erkundigte mich bei meinem Hauspatron um das Nähere. Die Hausbeſitzerin war geſtorben. Der junge Mann mit dem Werktagsgeſichte war ein eingewanderter Uhrmacher aus Württemberg, welcher an der Seite ſeines fleißigen, erſt hier im Lande geheirateten Weibchens ſeit kurzer Zeit das Erdgeſchoß mit der Witwe theilte, und mit ſeinen Schwarzwälder Uhren reichlichen Abſatz fand.

„Ein betriebſamer Schwabe!“ — äußerte ſich mein Hauspatron (der als echter Spießbürger auf „Eingeſchwärzte“, wie er Angeſiedelte nannte, eben nicht am beſten zu ſprechen war) — „der wird ſich behelfen! Wahrſcheinlich wird er jetzt die Hütte an ſich kaufen; freilich mit Schulden. Nu, — wenn Glück will, iſt er in Jahr und Tag mit dem Kaufſchilling im Reinen!“

So war's auch. Die Witwe hatte einen liederlichen Sohn in der Fremde, dem die paar hundert Thaler lieber waren, als vier baufällige Wände. In wenigen Monden war der Uhrmacher Hausbeſitzer, und mein Nachbarhaus hieß von nun an allgemein — das Uhrmacherhaus.

Fleißige Menſchen im Bau ihres Glückes zu ſehen, machte mir von jeher Freude. Ich fing an mich im Stillen für das junge Ehepaar zu intereſſiren. Ohne es zu ahnen, hatte es an mir die ſtrengſte Controle. Es gewährte mir ein inniges Vergnügen, es in ſeinem Thun und Treiben, in ſeiner Ameiſenſorgfalt und ſeinem Biberfleiße zu belauſchen. Bald waren Spuren des beſſeren Fortkommens bemerkbar. Das alte, ſchmutzige Häuschen gewann ein nettes, freundlicheres Anſehen. Neue Tünche, ein einfaches, paſſendes Aushängeſchild, Blumen vor den Fenſtern, ein

wohlbeſtelltes Gärtchen auf der Rückſeite, kurz Alles verkündete Ordnungsliebe und Betriebſamkeit. In ſtiller Nacht hämmerte und pickte es um die Wette, und wenn eine Stunde um war, ſo gab es immer ein wahres Pelotonfeuer von Schnarrwerk und Glockenſchlag. An jedem Markttage hatte der Schwabe ſeinen Kram ausgelegt, und die kleinen, wohlfeilen Uehrchen fanden allgemeinen Anwert bei Bauer und Bürger. Schon wurde hin und wider der Neid laut, ein ſicheres Zeichen, daß es dem emſigen Arbeiter gut ging.

Im Herbſte ſah ich das Weibchen mit einem Kinde an der Bruſt. Nach vierzehn Monden hatte ein Mädchen die Stelle am Mutterherzen erſetzt, während das erſte, ein Knabe, bereits umherkroch und die erſten kindlichen Schritte wagte. Trotz dieſer Vergrößerung der Familie ſchien der Wohlſtand keinen Eintrag erlitten zu haben. An Sonn- und Feſttagen, wenn die Glocke zur Meſſe rief, erſchien der Uhrmacher recht anſtändig ſchwarz gekleidet, und die Frau Meiſterin war ſo nett und ſauber herausſtaffirt, daß die übrigen Bürgersfrauen mit ſcheelen Blicken auf ſie hingafften. Auch den Kindern ward mehr Sorgfalt gewidmet, als man es gewöhnlich in ſolchen Familien zu finden pflegt. So verging ein Jahr.

„Jetzt werden Sie's in Ihrem Studierzimmer auch bald finſterer haben!" bemerkte eines Tages mein Hauspatron, als ich ihm den Miethzins entrichtete.

„Wie ſo?"

„Aufs Uhrmacherhaus wird ein Stockwerk geſetzt; dadurch wird Ihnen ein Fenſter verbaut!"

„Iſt's dem Meiſter zu eng geworden im Erdgeſchoße?"

„Zu enge nicht; aber du lieber Gott! Jeder hat lieber ein Haus als eine Hütte. So will denn auch er das Seinige thun, — und mit den Nachbarn gleichen Schritt halten!"

„Hat er denn ſo viel ſchon zurückgelegt, um den Bau zu beſtreiten, und wird er auch ſeine Rechnung dabei finden?“

„Die Bürgerſchaft ſtreckt ihm, was er braucht, um billige Procente vor. Was das „Rechnung finden“ betrifft, ſo ſieht nichts heraus dabei. Die Wohnungen vermehren ſich; die Bevölkerung bleibt ſich gleich; die Miethzinſe fallen. Ich fürchte, er wird ſich verbluten und ſtatt einer Hütte zuletzt weder Haus noch Hütte haben!“

„Da ſoll man ihm ja abrathen! Vielleicht verſteht er's nicht, Uhren und Häuſer bauen iſt zweierlei.“

„Iſt Alles geſchehen; hab' als Nachbar ſelbſt mein Redliches gethan. Aber er iſt nun einmal in der Bauwuth; der Kamm iſt ihm gewachſen. Das will höher hinaus, rechnet und rechnet, ſchlägt Alles zu gering an und findet in Jedem einen Neider, der zum Klügern räth!“

Die Sache gieng mir zu Herzen. Ich intereſſirte mich nun einmal für das Ehepaar, und ſo war es eine Pflicht, die ich gegen mich ſelbſt übernommen hatte, es vor Fehlgriffen möglichſt zu ſchützen. Das Glück iſt argliſtig. Es folgt dem Menſchen aus Laune oft plötzlich und eine gute Weile. Mit einem Male iſt es ſeiner überdrüßig geworden und will ſich von ihm losſagen. Allein inconſequent will es doch nicht ſcheinen; der aufgegebene Günſtling ſelbſt ſoll Veranlaſſung zum Bruche geben; es lockt, es verſucht, es reizt ihn, wo es nur kann. Ein unbewachter Augenblick, — er iſt überliſtet, und — farewell, happiness! das Glück iſt verſchwunden — für immer!“

„Vielleicht ſteht der arme, verblendete Ouvrier auf einem ſolchen Wendepunkt!“ ſprach ich zu mir ſelbſt und ging ungeſäumt am nächſten Morgen zu ihm hinüber, ließ mich unter dem Vorwande, als ob ich auf die projectirte Wohnung mein Auge geworfen, mit ihm in ein Geſpräch ein. Mein Hauspatron hatte

Recht gehabt, es war mit dem Manne nichts mehr zu machen. Er zeigte mit lachendem Herzen den zierlich colorirten Plan; rechnete vor mir den Kostenüberschlag nach, den er in Allem aufs Höchste angesetzt fand; deckte nach seinem Calcul das entliehene Capital sammt Zinsen in wenigen Jahren, und malte die Ehre und den Gewinn und die Freude, die er durch diesen Umbau finden würde, in seinem breiten, schwäbischen Dialekte so laut und überschwänglich aus, daß ich mich wehmüthig zurückzog und mir dachte: „Das Rad ist im Rollen; aufzuhalten ist es nicht mehr; nun frägt sich's nur, auf welche Seite es läuft!"

Schon war das bescheidene Häuschen mit einem mächtigen Baugerüste umzäunt. Im Hofe qualmte die Kalkgrube; vor dem Thore lagen Sandhaufen und ganze Berge von Bruchsteinen und Ziegeln umher. In aller Frühe knarrten schon die Schiebkarren, schallten die Hammerschläge, rieselte der Schutt, und dazwischen ertönte manchmal der singende und schleifende Commandoruf des Bauführers und seines ebenso geschäftigen Weibchens.

Dritthalb Jahre mochten indeß eben vergangen sein, seit der Schwabe das ursprüngliche Häuschen an sich gebracht hatte.

Eines Tages gab's einen gewaltigen Zusammenlauf an der Baustätte. Das murmelnde Gebrause, das, wie Bienengesumme zu meinem Fenster emporragte, hatte mich aufmerksam gemacht. Ich sprang auf, zu sehen, was es gäbe? — Entsetzlicher Anblick! — Theilnehmende, schaudernde und gaffende Zuschauer umher; die Arbeiter müßig von allen Gerüsten herabstarrend; mitten ein enger Kreis; darin schreiend und händeringend die Eltern, vor ihnen regungslos am Boden, mit einer Kalkkruste bedeckt, ihr zweijähriges Söhnlein. Im Gewühle der Arbeit dem Mutteraug' entronnen, war es in die dampfende Kalkgrube gefallen. Der herbeieilende Arzt sprach beim ersten

flüchtigen Hinblick auf das Kind: „Verloren!“ — Als er es anfaßte, blieb ihm das Fleisch wie Zunder in der Hand.

Mich schauderte. — „Arme Leute!“ rief ich vor mich hin, — „ihr habt die Grenze überschritten! des Unglücks erster Gruß! — aber ach! es wird noch ärger kommen!“

Geschäfte riefen mich aufs Land und gleich darauf eine leichte Unpäßlichkeit in ein nahe gelegenes Heilbad. Ich kam in der Zwischenzeit kaum ein paar Male ins Städtchen. Fast ängstlich warf ich jedesmal meine Blicke hinüber auf die rüstig emporstrebende Baute, welcher man, wie dem Baume die Jahrringe, ihren vierteljährigen Anwuchs deutlich abmerkte. Der Schwabe commandirte wie vor und ehe. Sein blaues Auge, seine blutrünstige Nase ließen ahnen, daß es abermal ein Malheur gegeben habe; ich hörte, daß er vom Gerüste gefallen, ohne sich jedoch bedeutend zu beschädigen. Nun — immerhin eine kleine Mahnung an das nie schlummernde Unglück! Uebrigens hatten drei Monate und der fortschreitende Bau das Ihrige gethan, um ihn über den erlittenen schmerzlichen Verlust zu trösten. Es ist wunderbar, wie zauberkräftig die Zeit und ein Steckenpferd wirkt. Auch der Meisterin merkte man nicht viel mehr an, zudem schien Mutter Natur, fürsorgend, die in der Familie entstandene Lücke bald durch ein neues Pfand der Liebe ersetzen zu wollen.

Vorsichtiger, mit unbeholfeneren Schritten, trippelte das emsige Weibchen zwischen den Arbeitern umher. Das kleine Mädchen, welches indeß in die Fußstapfen des verunglückten Brüderchens zu treten begann, klammerte sich, wie von bewußtloser Aengstlichkeit getrieben, fest an Hemd und Kleid der Mutter an, die es nicht aus den Augen ließ.

So fand ich es die wenigen Male, wo ich mein Zimmer betrat. Kräftiger aus dem Heilbade zurückgekehrt, hatte ich die Freude, von einem alten Schulfreunde besucht zu werden, welcher

auf der Durchreise in unserm Städtchen Mittagsstation hielt. Sein Weg führte ihn nach der Hauptstadt der Nachbarprovinz; er reiste allein, mit eigenem Fuhrwerke. — „Begleite mich, wenn Du Zeit hast", sprach er, „in drei Wochen setz' ich Dich hier wieder ab!" — Ich hatte eben nichts Wichtiges zu schaffen. Reisen, wozu man sich schnell entschließt, fallen gewöhnlich am vergnüglichsten aus. — „Warte ein Stündchen zu", — entgegnete ich, „so bin ich Patron!" Um drei Uhr Nachmittags rollte ich mit meinem Freunde wohlgemuth zum westlichen Stadtthor hinaus.

Die drei Wochen waren wie weggeflogen. Was man doch Alles sehen und genießen kann in kurzer Frist! Was sich doch in wenigen Wochen ändert!

Als ich zurück kam, fiel mein erster Blick auf das neue Nachbarhaus. Es stand fast vollendet, am Dachfirste prangte ein buntbebänderter Tannenschößling.

„Schönen Gruß!" rief ich meinem Hauspatron zu, der mir freudig an der Thorschwelle entgegentrat. — „Wie ist's gegangen? Was gibt's Neues?"

„So Manches, so Manches", entgegnete er ernster.

„Doch nichts Schlimmes?"

„Für uns zwei eben nicht! — Aber für unsern armen Nachbar! Hat kein Glück mit seinem Hause; wäre besser gewesen, wenn er die Hütte Hütte gelassen hätte!"

„Hat er beim Bau schon wieder ein Unglück gehabt?"

„Unglück über Unglück! Fürs Erste geht's mit dem Gelde schlecht. Der Trödel kostet mehr als das Doppelte dessen, was der Ueberschlag auswies. Doch Geld ist nicht das Höchste. Seit Sie fort sind, ist der arme Mann Witwer geworden."

„Witwer? starb seine Frau vielleicht im Wochenbette? Oder gebar sie zu früh?"

„Ja und nein, wie man's nimmt."

„Wenn Einer etwas recht Trauriges erdichten wollte, so könnte er's nicht beſſer. Hören Sie nur! Vierzehn Tage mögen's ſein, da ſteht die Meiſterin eines Morgens im Hofe ihr Mädchen an der Hand, um zuzuſehen, wie die Maurer mächtige, zu den Kanten gehörige Bruchſteine abladen. Der Meiſter war eben auf dem Stadthauſe beim Bürgermeiſter wegen eines neuen Geldvorſchuſſes. Ein Steinklotz, wol einige Centner ſchwer, lag noch auf einem Wagen, und viele Hebel waren den Taglöhnern ſchon unter den Händen gebrochen, ehe der Satansklumpen ſich regte. — „Auf, auf!" ſchrie jetzt der Polier, die Leute ermunternd, und auch die Meiſterin trat näher hinzu, und warf etwas von einem guten Trinkgelde hin. Da ging's; der Stein wendet ſich und rollt auf den untergeſetzten Bock. — „Zurück!" ſchrie der Polier. Aber ſchon war's zu ſpät; der morſche Bock krachte unter der Laſt zuſammen, und das Felsſtück, wie eine Bombe, ſprang auf und ſchmetterte das Mädchen aus der Mutterhand weg zu Brei zuſammen. Das war auch der Mutter Tod; augenblicklich ſtürzte ſie nieder; in einer Viertelſtunde kam das Würmlein, das ſie unterm Herzen trug, todt zur Welt; ehe die Stunde um war, lag auch ſie — eine Leiche! Seh'n Sie, das hat jener ſchwarze Stein dort in der Ecke gethan!"

„Furchtbar, furchtbar!" rief ich fröſtelnd aus, „zwei Schaudergrüße des Unglücks auf einmal. Und wie ertrug denn der Mann das Entſetzlichſte?"

„Er verfiel vor Schrecken und Schmerz in ein hitziges Fieber, in welchem er noch darniederliegt!"

Da ſcholl Jubel und Gläſerklirren vom Nachbarhaus herüber. „Was ſoll das bedeuten!"

„Sie ſehen ja den Feſtbaum auf dem Firſte! Die Bauleute halten ihren Ehrentrunk!"

Nach einigen Wochen erſchien der Meiſter wieder unter den Arbeitern, blaß, abgemagert, hüſtelnd, kaum erkennbar. — „Der wird ſein neues Haus nicht lang bewohnen“, dacht' ich mir.

Das Haus ſtand blank und freundlich von Außen, mit lächelnder Stirnſeite zu friedlicher Einkehr einladend. Man ſah es ihm nicht an, daß der Mörtel, der die Steine verkittete, mit Thränen und Blut verdünnt war. Mit höhniſchem Lächeln betrachtete mancher Neidhart das wohnliche Gebäude. — „Wird ſchlechte Zinſen tragen!“ hieß es. — „Gehört ja ſchon jetzt kein Stein mehr dem Erbauer!“ — „Auf dem Hauſe liegt der Fluch, ich möchte nicht drinnen wohnen!“ — So hörte man ſie ſchmälen und flüſtern.

Dem armen Meiſter ging es indeſſen übler. Gram über ſeinen Verluſt, Geldnoth, verſäumte Arbeit, Krankheit, alles arbeitete an ſeinem Geiſt und Körper mit zehrender Gewalt. Jetzt, wiewol zu ſpät, ſah er ein, daß er etwas über ſeine Kräfte gethan; daß jene falſche Freunde waren, die ihm riethen und aushalfen; daß es am Ende nur geſchah, um auf mittelbare Weiſe eines Eingewanderten los zu werden. Alles Unglück, was ihn ſeit dem Bau betroffen der Verluſt ſeiner Kinder, ſeines braven Weibes, ſeines ganzen häuslichen Glückes, das Stocken ſeines Geſchäftes, ward nun zum quälenden Vorwurf, der noch tödtlicher als das ſchleichende Fieber, an ſeinem Leben nagte. Peinliches Heimweh nach dem ſtillen Schwarzwalde, nach dem friedlichen Murgthale faßte ihn. In wenig Wochen erlag er ſeinem doppelten Leiden. An dem nämlichen Tage, wo der letzte Nagel in die Wand des ſchönen, vollkommen bewohnbaren Hauſes geſchlagen wurde, ſchlug auch der Todtengräber den letzten Nagel in den Sarg des Unglücklichen.

Der Verlaß des Verſtorbenen war leicht abgehandelt. Das Haus gehörte ſchon bei ſeinen Lebzeiten der Bürgerſchaft, die ihm das Geld zum Baue vorgeſtreckt.

Der arme Uhrmacher ruht nun bei Weib und Kindern unter einem einfachen Holzkreuze, und das freundliche, mit ſeinem Lebensglücke gemauerte Gebäude heißt noch immer das Uhrmacherhaus.

Der Leiermann.

Es pflegt sich nun einmal Manches schon
So seltsam zu gestalten;
Und wären wir nicht so prosaisch kalt,
Wir müßten's für Märchen halten.

Wer die sogenannte Trinkcur-Anstalt auf dem Wasserglacis in Wien gleich bei ihrem Entstehen besucht hat, dürfte sich wol eines Leiermannes erinnern, welcher da, wo sich die Alleen kreuzen, seinen Leierkasten aufgestellt hatte und in den Nachmittagsstunden nicht ohne Zuspruch blieb. Um diese Zeit nämlich, wo sich ein großer Theil der Kinder Wiens mit ihren Ammen, Kindsweibern, Gouvernanten, Hofmeistern und Eltern einfindet, um bei sinkendem Abend der vornehmen Welt den Platz zu räumen, pflegte sich auch damals ein ziemlich belebter Kreis um den Spielmann zu bilden, der dem stillen Beobachter keine uninteressante Gruppe darbot.

In der Mitte stand der Spielmann, ein bärtiger Invalide mit buschigen Augenbrauen, unter welchen ein widerlich lächelndes Auge hervorblitzte; mit einem dichten Schnurrbarte, der halb schwarz halb grau über die aufgeworfenen Lippen hing; in grauer Jacke, dunkelfarbiger Reithose mit weißen Seitenknöpfen und mit einem Stelzbeine, das er gewöhnlich weggeschnallt, und dem Stumpfe seines Schenkels nur leicht als Stütze untergeschoben hatte. Neben ihm auf einem kleinen Feldsessel saß ein Junge mit halbverbundenem Gesichte, in einer Hand ein Tamburin, worauf er mit der andern, ebenfalls verbundenen Hand, ganz dumpf und taktlos die Melodie der Drehorgel begleitete. Diese Melodie selbst bestand aus einem alten, mühseligen Deutschen, welche das Ohr um so mehr beleidigte, da einige Pfeifchen ganz fehlten, andere verstimmt waren, andere aber nachpfiffen, und der

Baß durchgehends um einen ſo unbedeutenden Theil eines Tones zu hoch war, daß man glaubte, man müſſe ihn um eine Haarbreite hinabdrücken. — „Hollah! meine großen und kleinen Herrchen und Frauchen! Belieben ſie meine kleine Tanzgeſellſchaft zu betrachten. Der Eintritt koſtet einen kleinen Kupferkreuzer, auf einem Groſchen liegt keine Strafe!“ — Mit dieſer Einladung pflegte er das Kinderpublicum, in deſſen Seele noch jeder Mißton zur Harmonie wird, herbeizulocken und zur Betrachtung ſeines mechaniſchen Theaterchens, welches den obern Theil ſeiner Drehorgel einnahm, aufzumuntern. Schaarenweiſe liefen dann die Kleinen hinzu; und ſo kam es dann auch, daß ich ſelber mehr als einmal, wenn ich mit den Kindern meiner Freunde ſpazieren ging, was ich nicht ungern that, hinzutrat und die verwunſchene Tanzgeſellſchaft, wie er es nannte, mit anſah. Meine größere Luſt fand ich da wol an dem Kindergetümmel, welches rings umher lebte und webte. Hier ſah ein blondlockiger Knabe mit ernſteren Mienen dem kleinen Schauſpiele zu, als mancher Hochgebildete, der ein Shakſpeare'ſches Stück eben langweilig genug findet, um die Hälfte des Dialogs zu überhören. Dort ſpiegelte ein kleines Pärchen, das gerade ſeine erſte Bekanntſchaft angeknüpft hatte, eine hochromantiſche Scene ſeiner künftigen Lebenszeit im Kleinen; dort äußerte ſich der Trieb der Ehrſucht in einem Kinde, das am Stelzfuße des Leiermannes der Orgel noch nicht nahe genug zu ſein wähnte; dort ſpielte ein kleiner Phlegmatiker mit einem Hunde, der den kleinen krüppelhaften Tamburinſchläger beſchnupperte, — kurz, wohin mein Auge fiel, ſah es eine belebte Moſaik; ſah es, wie durch ein verkehrtes Perſpectiv, das Menſchenleben in ſeinen ſchärfſten Umriſſen, wenn gleich winzig und zwerghaft.

Deſſenungeachtet hielt mich die Beobachtung dieſer großen kleinen Geſellſchaft nicht ab, auch manchmal der kleinern kleinen Geſellſchaft meine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, welche ſich im

Obertheile des Leierkaſtens ſelbſt, nach dem Takte der tactloſen Melodie bewegte. Dieſer Obertheil ſtellte nämlich das Innere einer Schenke dar, die eben nicht nach dem Originale eines Gaſthofes erſter Größe entworfen ſchien.

Knapp an der Thüre war ein kleiner Verſchlag, in welchem der Wirth ſtand, das Getränk ausſchenkend, und den Gäſten auflauernd, um jeden neuen Trunk mit einem Kreideſtrich zu bezeichnen. In der andern Ecke hing ein altes Bild, mit grellem Roth und Blau auf Silbergrund gemalt. Darunter ſtand ein eichener Schiebtiſch, über welchem, mit Blumen bekränzt, das Zeichen einer Handwerkszunft hing. Seitwärts in der Vertiefung des hoch oben angebrachten Fenſters ſaßen zwei Muſikanten, der eine die Clarinette, der andere den Brummbaß ſpielend. Im Vordergrunde aber drehten ſich nach dem Takte der Orgelmelodie, welche für eine rege Kinderphantaſie deutlich genug von den beiden Muſikanten auszugehen ſchien, zwei Tänzerpaare ziemlich langſam. Erſt in der Wendung, wo der Draht ſich an der Fuge des Bodens fing, kamen ſie durch einen gewaltſamen Riß in regere Bewegung. Das eine dieſer Tänzerpaare beſtand aus einer wolbeleibten Frau, der Wirthin und einem winddürren Grundwächter, welcher ſelbſt im Tanze ſich nicht herabließ, die Inſignien ſeiner Würde, den Stock und den Treſſenhut abzulegen. Das andere Paar bildeten ein junger Burſche ohne Rock, das Halstuch ganz ſymboliſch locker um den Hals geſchlungen und eine alte Krämerin mit ſpitzem Kinn und behaglich zugedrückten Augen. Unter den Muſikanten aber ſtand eine erhitzte Dirne, wahrſcheinlich ausruhend vom Tanze, jedoch ſo aufgeregt, daß ſie mit offenem Munde die Tanzweiſe mitzulallen ſchien. Ein Holzkreuz, welches mit zwei Kerzen beſteckt über die Tanzenden herabhing, erleuchtete die Scene.

Sämmtliche Figuren waren ſo charakteriſtiſch und bis in die kleinſten Nüancen ausgearbeitet, daß man ſie wirklich Meiſterſtücke

nennen und ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, wirkliche Weſen in der Vogelperſpective zu erblicken. Wenn dann noch die Stimme des Spielmannes: „Sehen Sie meine verwunſchene Tanzgeſellſchaft!“ dareinklang, ſo glaubte man die belebte Darſtellung eines Hofmann'ſchen Märchens zu ſehen und potenzirte den Eindruck ſich ſelber zum Humor.

Längſt hatte ich des Spielmannes ſchon vergeſſen. Die Veränderung eines einzigen Verhältniſſes bewirkt oft in einer großen Stadt, daß man Plätze, worauf man ſich durch geraume Zeit täglich, ja ſtündlich herumtummelte, durch Monate wieder gar nicht berührt; ſo ging es auch mir. Ein Lichtpunkt meines Lebens, der mich ſonſt aufs Waſſerglacis in Begleitung einiger Kinder, heraustrieb, hatte nun ſeinen Stand verändert und mich in die Nothwendigkeit verſetzt, faſt allabendlich den Weg nach einer weiten Vorſtadt und allnächtlich ihn von dort zurückzunehmen.

So geſchah es, daß ich oft, wenn ich mich länger verhielt, um den Weg abzukürzen, durch eine etwas abgelegene Gaſſe, die eine Diagonale bildete, der Stadt zuſchritt, unbekümmert um die Warnungen, die man mir in Betreff einer dort befindlichen Schenke wiederholte. Nicht nur verdächtiges Geſindel ſollte ſich in jener Schenke umhertreiben, ſondern man ſprach eine Zeit lang auch ſogar von der Nothwendigkeit, einen eigenen Wachtpoſten der Thüre des Wirthshauſes gerade über aufzuſtellen, indem allnächtlich faſt bei entſtandenen Schlägereien der beſiegte Theil auf die Straße hinausflöge und dann leicht durch Carambolage mit einem Vorübergehenden eine Fortſetzung des Tumultes entſtände. Jedoch das Alles ſchreckte mich nicht. Theils dachte ich nicht daran, theils hatte ich auf meine Gewandtheit und Gefaßtheit

zu viel Vertrauen, um mich nicht nur zur Gegenwehr oder Flucht gleich gerüstet zu fühlen.

Später als je vorher (es mochte gegen Mitternacht sein), schritt ich einmal im Spätherbste wieder durch jene Straße. Musik in jenem Wirthshause zu hören war ich gewohnt, aber diesmal fiel mir die Melodie so unwillkürlich auf, daß ich stehen blieb und horchte. Lange konnte ich mich, so bekannt mir auch die Töne waren, nicht deutlich entsinnen. Endlich fiel mir der Leiermann am Wasserglacis ein und jeder Takt gab mir mehr Ueberzeugung. Derselbe alte mühselige Deutsche klang recht ohrenzerreißend mir entgegen, indem die Clarinette einzelne Töne fallen ließ, der Baß ganz taktwidrig pizzikirte und eine quiekende Stimme, um Haarbreite zu hoch, die Tanzweise nachsang. Seltsam überrascht näherte ich mich der Schenke und blickte auf gestreckten Zehen durch einen Spalt des Fensterladens in das schwach erleuchtete Innere. Wie unheimlich ward mir aber zu Muthe als folgendes Bild wie eine lebhaftere Erinnerung, gleichsam durch ein Seelenmikroskop vergrößert, vor meinen Augen sich zeigte. Ein Holzkreuz, welches mit zwei dampfenden Unschlittkerzen besteckt war, verbreitete ein unheimliches Halbdunkel. Hart an der Thüre stand innerhalb eines räucherigen Gegitters der schlaftrunkene Wirth und summirte mit versagender Kreide uneinbringliche Schulden. In der Ecke, unter einem grellen Bilde, saß am Eichentische der wolbekannte Leiermann mit seinem schlafenden Krüppel, vor sich ein Deckelglas mit schillerndem Wein und dem geschlossenen Orgelkasten. Seitwärts aber in der Fensterhöhlung saßen die beiden Musikanten, der Clarinettist und der Brummbaßspieler und zu ihren Füßen stand eine mattgetanzte Dirne, nachsingend die Melodie des Tanzes. Im Vordergrunde walzten taktlos, wolbekannte Gestalten, die beleibte kugelförmige Wirthin mit dem winddürren Grundwächter und der junge Bursche mit dem strickartigen

Halstuch am Arme des Mütterchens, das, um nicht Schwindel zu bekommen, die Augen behaglich geſchloſſen hatte. Kurzum, die ſämmtlichen Figuren, die ich im Spielkaſten des Leiermannes ſo oft betrachtet hatte, bewegten ſich, als ob ſie der Drehorgel entſchlüpft und in das Leben zurückgekehrt wären, vor mir; und glaubt' ich damals wirkliche Weſen in der Vogelperſpective zu ſehen, ſo kam es mir jetzt vor, als ob ſich die Geſtalten eines grandiöſen Orgelkaſtens vor meinen Augen umhertummelten. Lange ſtand ich wie angewurzelt, nie empfand ich das Wunderbare, Myſtiſche des Lebens ſo lebhaft, nie, kann ich ſagen, hatte ich ein Märchen ſo ganz ſelber durchlebt. Da ſchlug vom nahen Thurme der Pfarrkirche ein mächtiger Hammerſtreich; Eins tönte wie ein Geiſterruf ins ſtille Meer der Nacht; ich ſprang zurück, zog den Mantel ſtraffer übers Ohr; die Muſik war verſtummt und fröſtelnd eilt' ich, von Bildern meiner erhitzten Phantaſie verfolgt, der Stadt zu.

Als ich am nächſten Nachmittage zufällig über das Waſſerglacis ſchritt und der Leiermann nicht mehr auf ſeinem gewöhnlichen Platze ſtand, da rundete ſich erſt das Märchen das ich durchlebt hatte zum Ganzen und ich dachte mir: wie wär' es, wenn jene verwunſchene Tanzgeſellſchaft, wie ſie der Leiermann ſelbſt nannte, wirklich das geweſen wäre; wenn er die armen Geſtalten in ſeinen Kaſten gebannt hätte; wenn um Mitternacht der Zauber immer aufhörte, die Geſellſchaft wieder ins Leben träte, der Kaſten ſich ſchlöſſe, die Figuren, wie eine Uhr abſchnarrt, ſich noch eine Weile forttummelten und beim Schlage Eins zur Ruhe legten, um am nächſten Tage ihr geſpenſtiges Treiben im Orgelkaſten geſtärkt zu beginnen! Mit der Zeit würden dann die braven Weſen, wie Alles abnimmt, abnehmen an Kraft und Beweglichkeit, immer mehr Orgelpfeifchen würden ausbleiben, der Tanz immer langſamer, immer taktloſer werden, die Lichter am

Holzkreuze würden erlöschen, die Schenke in der abgelegenen Gasse würde aussterben und der Leierkasten für immer sich schließen.

Zwei Jahre nach dieser seltsamen Scene sprach mich ein Mann mit einem Stelzbeine um ein Almosen an. Ich erkannte den alten Leiermann und fragte ihn: „Ihr bettelt jetzt so? Was macht denn Eure verwunschene Tanzgesellschaft?“

„Sie ist vom Athem gekommen“, antwortete er mit grinsender Miene und humpelte ohne Dank für meine Gabe, weiter.

Der Kampf um die Braut.

Bei Allem frägt ſich, wer es thut:
Den Erſten ziert das Spaßen,
Und wenn ein Löwe zu ſpielen geruht,
So mag es recht ſtattlich laſſen.

In der Pfarrkirche zu Petronell, einem in Niederösterreich unfern dem Eintritte der Donau nach Ungarn gelegenen Dorfe, befindet sich ein marmorner Grabstein, der gewiß die Aufmerksamkeit jedes Wanderers auf sich zieht. Längs der Wand herablaufend, stellt er Wappen und Conterfei des darunter Begrabenen dar. Das Wappen zu Häupten der Figur gehört einer alten freiherrlichen Familie in Krain. Die Figur selbst aber stellt einen riesigen Mann vor in ehrwürdiger Rathsherrntracht mit pelzverbrämtem Ueberkleide; die linke Hand am Schwertgriffe; die Lederhandschuhe in der Rechten; auf der Brust eine vierfache Kette mit einem Kreuzlein; auf dem Haupte eine Mütze mit Goldsaum und Reiger. Das Seltsamste an dem riesigen Manne aber ist der Bart, welcher unter dem Kinne getheilt und in zwei Zöpfe geflochten, bis zu den Zehen herabläuft, wo er abgeschnitten zu sein scheint. Die Inschrift nennt das Sterbejahr 1575 und die Würde des Mannes, der damals Schloßherr von Petronell und Herr von Thalberg und Reineck war. Das Bild stellt nämlich den bekannten Ritter und Hofkriegsrath Kaisers Maximilian des Zweiten, Herrn Andreas Eberhard Rauber, dar.

Die Chronik sagt von diesem treuen Diener seines Kaisers, dem er von Jugend auf anhing und ersprießliche Dienste leistete, daß er über drei Ellen hoch war und einen Bart hatte, welcher nicht nur bis zu den Zehen hinabhing, sondern vom Fuße wieder zurück bis zur Leibesmitte reichte, wo er um einen daselbst befindlichen Stock gewickelt werden mußte. Denn damals, bemerkt die

Chronik weiter, waren die langen Bärte noch in großen Ehren und nicht so für altfränkisch und bäurisch gehalten wie heutigen Tages, da man oft unter glatten Mäulern rauhe Herzen verbirgt und eine solche Art von Bärten einführt, die den Augen unserer Vorfahren wie gemähte Wiesen vorgekommen wären. Weswegen auch König David die Beschimpfung seiner Abgesandten um so übler aufnahm, weil man ihnen nicht nur ihre Kleider, sondern auch ihre Bärte halb abgeschnitten hatte. Zu unseren Zeiten ist zwar dieses Zeichen männlichen Ernstes, der Bart nämlich, gewaltig subtil und die Breitbärtigkeit von den feinen Leuten in Deutschland ganz ausgemustert worden, hingegen aber pflegt das ehrwürdige deutsche Alterthum damit zu prangen. Weshalb auch der edle Ritter Andreas Eberhard Rauber sich nicht minder damit geschmückt glaubte als mit einem Schmucke, den ihm die Natur selbst, wie einem guten Felde langes Gras, einer herrlichen Linde breites Laub, dem tapfern Löwen oder Roß eine prächtige Mähne und dem zierlichen Pfau einen langen Spiegelschweif verliehen hatte. Darum fuhr oder ritt er auch selten nach Hof, sondern ging meistens zu Fuße dahin, weil es ihm mächtig wolgefiel, wenn ihm die Leute in großer Menge nachsahen, indem er alsdann den Bart gemeiniglich ganz fliegen ließ, wie ein ausgebreitetes Fähnlein seiner Streng- und Ehrbarkeit.

Und wirklich war dieses Fähnlein bei ihm zugleich ein Aushängschild seiner Leibeskraft und eine Warnung für Jeden, dem es gelüsten mochte sich mit ihm zu messen. Wiewol aber seine Hand so stark war, daß sie jedes Hufeisen zerbrechen konnte, so wäre dem riesigen Rauber ein Wettstreit, in welchem er sich mit einem getauften Juden einließ, der am Hofe Karls des Zweiten, Herzogs von Steiermark lebte, dennoch bald übel bekommen. Der Jude nämlich, welcher sich das Vorrecht des ersten Streiches zu erringen wußte, gab seinem Gegner einen so derben Schlag,

daß er, wie von einem Zyklopenhammer getroffen, niederſank und drei Tage zu Graz das Bett hüten, noch viel länger aber zu Hauſe bleiben mußte, welches Haus noch jetzt von ihm der Rauberhof genannt wird.

Dem Sieger blieb aber die Strafe nicht aus; denn kaum war der Beſiegte geneſen, ſo begann er den Wettkampf aufs Neue; wand ſich den Bart des Juden, der ſeinem Herrn ebenfalls keine Schande machte, zweimal um die Linke und ſchlug mit der Rechten ſo hart darauf los, daß nicht nur der Bart, ſondern ſogar die Kinnlade des armen Siegers in ſeiner Hand verblieb.

Aber Rauber ſollte dieſer Kraft nicht nur ſeinen Ruhm, ſondern auch ſeine Braut verdanken.

„Von ſolchen Raubern wie mein getreuer Andreas", ſprach Kaiſer Maximilian der Zweite zu ihm, „laſſe ich meine Lande gern heimſuchen; darum mög' er darauf bedacht ſein, eine kleine Rauberfamilie zu begründen, auf daß es mir an Bärten nicht fehle, an denen ich mich im Nothfalle halten kann!"

Am Willen, meinte Rauber, fehl' es ihm eben nicht, aber ſo ſtark er an Kräften ſei, ſo ſchwach ſei er in den Künſten eines Brautwerbers, und wenn er nicht eine Chriemhildis fände, die er im wahren Sinne des Wortes in den Sack ſtecken könnte, ſo dürfte er ſich wol ſchwerlich eine Braut erringen.

„Eine Braut in den Sack zu ſtecken gibt es nicht!" erwiderte der lebensfrohe Kaiſer, „aber wol einen Nebenbuhler und dabei ſoll's auch bleiben. Als ich noch unvermählt war, verlebt' ich eine ſchöne Zeit in der Nähe einer Gräfin aus Oſtfriesland, einer — weiß Gott — ſchönen Frau, das beweiſt Euch ihre Tochter Helena, die Ihr an meinem Hofe wol oft bemerkt habt. Mir liegt die gute Helena von Scharfeg längſt am Herzen; — warum? — das wird Euch jeder meiner Höflinge ſagen, weil es kein Geheimniß iſt. Ich wünſchte ſie gerne an

eines mächtigen Gatten Hand erblühen zu ſehen. Der Bewerber gibt es zwar viele, doch da ſie wiſſen, wie nahe ſie mir geht, und Helenens Hand ein Preis iſt, den der Kaiſer nur vergibt, ſo wagen ſie nicht, ihre Wünſche laut werden zu laſſen. Ein Einziger, ein edler Spanier, aus altcaſtiliſchem Geblüte, bewirbt vor Aller Augen ſich um ihre Hand; jedoch Helenen, weiß ich, ſtach Euer würdevoller Bart ſchon lange mehr in die Augen, als des Caſtiliers dunkler Lockenkopf. Darum, wenn Ihr Euch entſchließen wollet, der Gatte einer Jungfrau zu werden, die Euer Herr wie ſeine Tochter liebt, ſo weigert Euch nicht, den ſeltſamen Kampf um ſie zu beſtehen, den ich zur Kurzweil für meinen Hof mir längſt erſonnen, und dem ſich auch der ſtolze Spanier, wofern es ihm Ernſt iſt mit ſeiner Bewerbung, nicht entziehen kann. Ihr verſprecht es mir alſo (der Spanier ſteht an Stärke Wenigen nach), auch den ſtärkſten Gegner in den Sack zu ſtecken?“

„Wenn er ſich nicht, wie der Jude von Euerem kaiſerlichen Bruder, das Vorrecht des erſten Streichs erſchleichen darf, will ich's für eine ſo holde, edle Braut mit dem Stärkſten aufnehmen!“ — verſetzte Rauber, eingedenk des Kampfes mit dem Juden.

„Wohlan, mein getreuer Rauber!“ ſprach Maximilian und klopfte den kampfbereiten Brautwerber huldreich auf die Schulter, „am nächſten Faſtnachttage ſoll Euer ſeltſam kräftiger Kampf um die Braut meinem ganzen Hofe ein heiteres Schauſpiel geben, wobei wol Niemand um ſeine Kinnlade, wol aber Jemand um ſein Herz kommen wird.“

Die Faſtnachtzeit erſchien und ängſtlich harrte der Spanier, zu deſſen Ohren das Gerücht von dem bevorſtehenden Wettkampfe um die Braut gelangt war, welchen ernſten Scherz der erlauchte Vormund ſeiner Dame mit ihm vorhabe.

Der ganze Hof war auf dem Tummelplatze zu Graz ſo recht zu einem traulichen Carnevalſpiele verſammelt. Der Kaiſer, ſeine kaiſerliche Gemahlin Maria mit der eilfjährigen Prinzeſſin Anna, den edlen Prinzen und einer Anzahl vornehmer Herren und ſchöner Frauen, unter denen Helena von Scharfeg und die liebliche Waiſe Urſula von Tſchillack, wie zwei holde Sterne vorſchimmerten, beſtiegen nun die mit Blumen beſtreute Gallerie und ſelbſt die kleine ſechsjährige Prinzeſſin Eliſabeth war nicht zurückgeblieben; und nahm ſo gut ſie konnte, an Allem, was da vorging, Antheil. Verſchiedene Luſtbarkeiten wurden begonnen; Schwänke, Wettſpiele und Mummereien aller Art durchgeführt und überhaupt Alles aufgeboten, um den Kaiſer, der wol der Türken und der Evangeliſchen wegen den Kopf bisweilen recht ſchwer haben mochte, einen vergnügten Tag zu verſchaffen. Endlich eröffnete der Kaiſer vor Allen, daß er an dieſem Tage beſchloſſen habe, dem Hoffräulein Helena von Scharfeg einen würdigen Gatten zu verſchaffen, und da er zwei Freier bemerkt habe, welche ſich beide ihres Vorhabens, um ſie zu werben, lauter zu rühmen gewagt hätten, und er ſie jedem gönne, nur Einem aber geben könne, ſo habe er beſchloſſen, durch einen Wettkampf den Knoten zu löſen und ſie jenem von Beiden zu geben, welcher als der Stärkſte im Stande wäre, ſeinen Gegner, wie man zu ſagen pflegt, in den Sack zu ſtecken, weshalb die beiden Nebenbuhler, Herr Andreas Eberhard Rauber und Don Ramiro, jener der neuere, dieſer der ältere Brautwerber, falls ſie ſich zu jedem Wettkampfe herbeiließen, vortreten und ſich ernſtlich dazu verpflichten möchten.

Und ohne Säumen traten die Beiden vor; Rauber, der rieſige, mit zierlich aufgeflochtenem Barte, ſchlicht und derb, ohne ſonderliche Befangenheit; Don Ramiro, mit flatternden Locken, in nettem Sammetwamſe, fein, ſittig und ſichtbar beklommen,

wiewol er als kräftig bekannt war und manche Probe davon schon abgelegt hatte. Der Preis des Siegers aber, Fräulein Helena, saß verschleiert in banger Erwartung auf der Gallerie, und man sah es jeder ihrer Bewegungen an, daß sie trotz aller seiner Zierlichkeiten dem glatten Spanier doch minder hold sei, als dem biedern, bärtigen Rauber.

Als endlich die beiden Kämpfer, um die Art des Kampfes noch eben so wenig wissend, als die ganze Gesellschaft, den Kaiser baten, er möchte die Waffengattung oder die Weise bestimmen, womit und wie sie sich um den Preis des Sieges bewerben sollten, begann Maximilian lächelnd: „Hab' ich's Euch nicht schon gesagt? — Nehmt mein Wort, wie ich's gegeben. Ein blutiger Kampf taugt weder für ein Fastnachtspiel, noch für eine heitere Runde wie diese. Wer seinen Gegner in den Sack steckt, hab' ich gesagt, der ist Bräutigam. Die Waffen bringt da mein lustiger Rath, Ihr mögt nun den Kampf beginnen!"

Neugierig blickten die Kämpfer nach den Waffen, die man indeß herbeigebracht hatte — und verwundert standen sie da, als sie statt der Schwerter, Kolben oder Schlagriemen, ein Paar Säcke am Boden liegen sahen und nun erst begriffen, wie die Worte: „Wer seinen Gegner in den Sack steckt, ist Bräutigam!" zu nehmen seien.

Rauber hob sich einen Sack ganz gemüthlich auf; entfaltete ihn und setzte sich, nachdem er sein Bartgeflecht etwas straffer angezogen hatte, in die Stellung, welche dem Sinne der Kampfart vollkommen entsprach, so daß Alle über die Ruhe und den Ernst, womit er sich dem spaßigen Kampfgebote fügte, in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Seltsamer geberdete sich der Spanier, bei dem es in der That eines so hohen Kampfrichters bedurfte, um ihn nur zur Aufnahme der absonderen Waffengattung zu vermögen. Er versuchte alle

Stellungen und Wendungen, um ſelbſt auf die Weiſe gerüſtet, ſeinen Anſtand geltend zu machen; aber Sack bleibt Sack, und ein ſolcher Harniſch würde wol einen Cäſar eben ſo dem Gelächter preisgegeben haben, als den armen, im voraus ſchon überwundenen Ramiro.

Nach dem gewöhnlichen Ceremoniel, das ſo ſtreng befolgt wurde, als wenn es ein Stechen auf Tod und Leben gälte, machten die beiden Kämpfer die Runde und, hätte der Preis den Kampf nicht geadelt, gewiß — ſie hätten vor dem ſtreng waltenden Kampfrichter lachend einander gegenüber ſtehen bleiben, und ſich, wenn ſie die erbittertſten Feinde geweſen wären, durch dieſen Schwank verſöhnt, in die Arme ſtürzen müſſen.

So aber gewann der lächerlichſte Kampf, der je gekämpft wurde, das ernſte Anſehen eines Gottesgerichtes. In großen, weitausgreifenden Schritten umſchlichen ſich die Wettbuhler; holten, vom ſteigenden Gelächter der Menge begleitet, mit den Säcken aus; warfen fehl; zielten wieder und ſtreiften ſich mit ihren tragbaren Gefängniſſen um die Wette. — Die Gewandtheit des Spaniers ſchien über die Gelaſſenheit des rieſigen Gegners einige Male den Sieg davon zu tragen, aber Rauber überragte unverſehrt den zu niedrig geworfenen Sack. Jetzt aber nahm dieſer all' ſeine Beweglichkeit zuſammen; hob den Sack wie eine gigantiſche Schlafmütze empor; verfolgte den Spanier; fing ihn, eh' er ſich's verſah, auf und trug den Gefangenen, der im Sacke ſeines Anſtandes vergaß und unter den grimmigſten Verwünſchungen um ſich ſchlug, zu den Füßen ſeiner Schönen, die ſich auf Befehl des Hofes entſchleierte und dem biederen Sieger recht willig die Hand reichte, während der Spanier langſam aus dem Sacke kroch, und während der allgemeinen Bewegung, ſich der Gegenwart des Hofes entzog, dem er nachher nie wieder vor Augen kam.

Rauber dankte dem Kaiſer für den heiteren Faſtnachtſchwank, der ihm ein ſo liebes Weib verſchafft hatte, von der er ſich wirklich eine kleine Rauberfamilie verſprach, wozu ſie ihm der Kaiſer vorgeſchlagen hatte. Aber der Tod raubte ſie ihm, ohne daß er für dieſen Raub auch nur durch ein einziges liebliches Söhnchen vertröſtet worden wäre. Lange trauerte der biedere Gatte um ſeine gute Scharfegin. Aber der huldreiche Herr Maximilian wußte ſeinem getreuen Rauber ſelbſt dieſen herben Verluſt zu erſetzen. Den zweiten Stern, der bei jenem Faſtnachtſpiele neben Helenen geglänzt hatte, die holde Waiſe Urſula von Tſchillack, eine Ungarin, welche bei der Einnahme von Niemtſchitz auf der Flucht als Kind noch in einem verborgenen Ausgange verloren, von einem Hauptmanne gefunden und dann dem Kaiſer anvertraut worden war, gab er ihm zur zweiten Gemahlin. Mit dieſer treuen Hausfrau, auf die Rauber, als er mit dem Sack um ſeine erſte warb, wol nicht gedacht hätte, war er glücklicher, und erhielt von derſelben viermal Zwillinge, welche die erwünſchte Rauberfamilie herſtellten und den Namen eines Mannes auf die Nachwelt brachten, der bis zum Tode ſeinem Kaiſer treu, nur darum eben wie es ſchien, im Jahre 1575 in das ewige Leben einging, um ſeinem kaiſerlichen Herrn und Gönner, der im folgenden Jahre ſchied, den Weg zu bereiten.

Der tödtliche Knopf.

Gib, — und will dein Rock sich sperren,
Reiß ihn auf mit Ungestüm!
Dem du gibst, der ist dein Bruder, —
Mensch! — was ist dein Rock vor ihm!?

Zierlich eingeknöpft in einen weißen mit rauschender Seide gefütterten Ueberrock, den ich eben das erstemal zur Schau trug, die Hände in den Seitentaschen, schritt ich an einem Herbsttage die Jägerzeile auf und nieder, um die Equipagen, welche dem Prater in langem Zuge zurollten, oder vielmehr ihren Inhalt, zu mustern. Wolbehaglich eine neue Opernmelodie vor mich hinsummend, in Gedanken verloren, kann ich nicht sagen (denn in diesem meinem Feiertags-Wolbehagen pfleg' ich mehr zu schauen als zu denken), war ich wol das drittemal auf und nieder gewandelt, ohne daß mir einer meiner Bekannten begegnet wäre. Zum viertenmale also begann ich die Tour und wendete mich eben um die Ecke, wo auf dem Marmorestrich des Wirthshauses zum grünen Jäger die Fiaker ihre Netze nach fahrlustigen Stutzern auswerfen, als mich eine Benefizannonce an der Ecke des Theatergebäudes fesselte und mich eine kleine Pause auf meiner Promenade zu machen zwang. Mit Neugier musterte ich Titel, Personenverzeichniß und Krankheitsbülletin, als mich eine gepreßte Stimme um ein Almosen ansprach. Gott weiß es, ich pflege nicht ungern zu geben, und was ich mir an Scheidemünze vom Hause mitnehme, wird tagüber zuverlässig eine Beute der Straßenbettler. Auch hatte die Gestalt, die mich ansprach und deren Züge sich mir nachher so deutlich einprägten, etwas Mitleid Erregendes nicht ohne einen Anflug von unheimlicher Ironie.

Ich las aber die Benefizannonce; ich hatte die Hände in den Taſchen und den zierlichen weißen Ueberrock mit dem rauſchenden Seidenfutter bis hinab zugeknöpft; — ich hätte alſo einen Knopf öffnen müſſen — und dieſe Mühe iſt denn doch weit größer, als der Gewinn des armſeligen: „Gott lohn' es!“ aus dem Munde eines Straßenbettlers.

Ich hatte aber dieſen Gewinn diesmal umſonſt. Denn als ich ihn abwies, wandte er mir den Rücken, murmelte ein widriges: „Gott vergelt' es!“ und entfernte ſich raſchen Schrittes.

Das Ereigniß machte weiter keinen Eindruck auf mich; nur für das ironiſche: „Gott vergelt' es!“ hätte ich dem unberufenen Moraliſten gerne von der Wache danken laſſen. Uebrigens war mir das viel zu umſtändlich; guter Dinge kehrte ich meine Aufmerkſamkeit wieder den Equipagen zu und ſchlenderte ruhig weiter.

Das Glück hatte mich heute wirklich zum Alleinwandern verdammt, und ohne Begleiter, wie ich die Runde dreimal gemacht hatte, kam ich auch von der vierten zurück. Bei einem der Kaffeehäuſer zu Anfange der Straße, wo die vornehme Welt die Revue paſſirt, ließ ich mich auf eine Bank nieder; ſtopfte mir meinen Meerſchaumkopf, und ſuchte mir durch ein paar Züge eine geſegnete Eßluſt herbeizulocken oder doch vielleicht irgend einen Tiſchgenoſſen zu werben. Plötzlich ſah ich mehrere Gäſte von ihren Stühlen aufſpringen und der Donau zueilen. Begierig zu wiſſen, was es denn gäbe, ſprang ich ebenfalls auf und lief zum Ufer hin. Da ſah ich mitten im Strome einen Mann mit dem Waſſer ringen, aber eher, als ob er untertauchen als gerettet ſein wollte, und hinter ihm mehrere Schiffer in kleinen Nachen, mit Seilen und Haken verſehen, und eifrig bemüht, den Unglücklichen einzuholen und zu retten. Schon glaubte ich den Armen verloren; denn kaum zwanzig Fuß weit mocht' er mehr von einem Schiffe

ſein, an dem er ſich, wenn ihn die Strömung angeſchwemmt hätte, gewiß den Kopf zerſchellt haben würde. Ein eiſiger Schauer überlief mich, der Schrei ſtarb mir im krampfhaft offenen Munde, meine Knie ſchlotterten; noch nie hatte ich einen Menſchen ſo nahe an der Scheidelinie geſehen, welche das Sein vom Nichtſein trennt. Unwillkürlich lief ich bis hinab an den Rand des Waſſers und fühlte recht lebhaft die Möglichkeit, wie ein Menſch, im glühendſten Triebe zu retten, ſeiner eigenen Ohnmacht vergeſſen könne. Die rüſtigen Schiffer hatten ihn aber indeß ſchon erreicht, ohne weitere Beſchädigung am Hemde mit dem Haken erfaßt und zum Schiffchen herangezogen, in das ſie nun den Halbtodten legten, um ihn zur ſchleunigſten Hilfeleiſtung ans Ufer zu bringen. Es gelang. Schon waren auch Träger mit einer Bahre dazugekommen. Man prüfte, als ſie die nöthigſten Vorſichtsmaßregeln in Eile getroffen hatten, ſeinen Puls. Der Mann war nicht todt. Die Leute drängten ſich ungeſtüm hinzu; ich unter ihnen. Ein Blick auf den leiſe Athmenden, der langſam die Augen aufſchlug — und, wie vom Blitze gerührt, fuhr ich zurück, um ja ſeinen Augen nicht zu begegnen. Man denke ſich mein ſeltſam ſchauriges Gefühl; — der Bettler mit dem Mitleid erregenden Zuge, mit dem Anflug unheimlicher Ironie, der mir an der Ecke des Theatergebäudes ſein widriges: „Gott vergelt' es!" auf meine Abweiſung zugemurmelt, lag vor mir; durchnäßt von den Wellen, denen er den Tod, welchen er vielleicht ſuchte, nicht abgewinnen konnte; mit blaſſen Zügen, halbgebrochenen Augen, offenem Munde, klebenden Haaren, ſchwer aufathmend, unfroh, wie es ſchien, ſeiner Rettung. Von den ſeltſamſten Gedanken durchkreuzt, von manchem halblauten Vorwurfe gefoltert, zog ich mich zurück und wartete von fern, um zu ſehen, wo ſie den Unglücklichen hinbrächten.

Das Haus, in welches man die Menſchen zu bringen pflegt, deren Unglück man Verſuchen auf ihr eigenes Leben zuſchreiben

zu müſſen glaubt, iſt nicht weit abgelegen. Dahin brachte man auch ihn.

In einer Stimmung, die mir ſelbſt nicht recht klar werden wollte, ging ich zurück und begab mich zu Tiſche. Die Speiſen aber wollten mir nicht munden; bei jedem Biſſen fiel mir das ironiſche: „Vergelt' es Gott!“ des Bettlers ein; Spielleute kamen und tummelten die Finger nach Lanner's und Strauß' Tanzweiſen, in den luſtigſten und herzlichſten Sprüngen und Wendungen über die Saiten hin, aber die einförmigen Anſchlagenoten des Baſſes murrten mir allemal das widrige: „Vergelt' es Gott!“ ins Ohr. Schon faſt an meiner Individualität verzweifelnd, welche ſo reizbar wäre, daß ihr der nächſtbeſte Zigeunerfluch zur Schickſalsgeißel werden könnte, ſprang ich auf, ging gerade dem Hauſe zu, nach welchem man den Geretteten gebracht hatte und beſchloß, mich um ſeine Lebensumſtände zu erkundigen und durch meine fromme Beiſteuer nach Kräften den laſtenden Fluch des widrigen: „Vergelt' es Gott!“ von mir abzuwälzen. Zum Glücke war der Vorſteher jener Anſtalt mir nicht unbekannt. Unter dem Vorwande, daß mir der Ueberbrachte aus gewiſſen Gründen nicht unintereſſant ſei, erkundigte ich mich, ob er wirklich einen Selbſtmordverſuch gewagt und was ihn dazu veranlaßt habe. Das Erſtere hörte ich beſtätigen, für das Zweite folgenden Grund angeben: „Der Arme“, begann nämlich der genannte Vorſteher, „iſt, ſo viel aus ſeinem Geſtändniſſe erhellt, zu bedauern! — Aus einem guten Hauſe, früher in angenehmen Verhältniſſen, durch falſche Freunde, verunglückte Verſuche, ſeinem wankenden Hausſtande wieder aufzuhelfen, zuletzt durch gänzliche Muthloſigkeit bis an den Bettelſtab herabgekommen, friſtete er lange Zeit ſein Leben dadurch, daß er gewiſſe Kopfarbeiten um geringen Lohn verrichtete. Aber die Zeiten wurden genauer; die Menſchen ſchränkten ſich mehr und mehr ein, — und ſo kam denn auch

jener Arme um die letzte Quelle seines Verdienstes. Graben kann nicht jeder, und selbst zum Holzhauer muß man erzogen sein. Sein letzter Dreier ging endlich drauf; borgen wollte, konnte er nicht; er hatte ja keine Hoffnung, irgend einmal zurückzahlen zu können, und so geschah es denn, daß er den verzweifelten Entschluß faßte, zu betteln. Als ein Mensch von feinerem Gefühle, sah er nur zwei Wege vor sich: zu betteln — oder das zu thun was ihm mißlang. Die Grenze zwischen beiden Versuchen war bei ihm so schmal gezogen, daß er beim ersten Mißlingen des einen nothwendig zum andern greifen mußte. Und so beschloß er es denn auch. „Versuch' es", sprach er, „bettle; — weist dich aber der Erste, den du ansprichst ab, so nimm es für ein Zeichen, daß dir dein Schicksal selbst diesen Trost, den du mit Landstreichern und Gaunern theilst, versage und thue das Aeußerste: verlass' eine Welt, die dich verlassen hat. Findest du aber bei dem Ersten, den du ansprichst, Erbarmen, so knüpfe an das Mitleid dieses wahren Bruders den Faden deines Glaubens wieder an, und klammere dich daran fest, so lange es Gott dir gönnt." — Er blieb bei diesem Entschlusse. Drei Schritte von dem Thore des Hauses, dessen Dachzimmer ihm Tags vorher aufgekündet worden, fand er einen wolgekleideten jungen Mann mit guten Zügen. Der Mann war jung, also lebenslustig; war wol gekleidet, also für einen Bettler nicht zu arm; er las den Theaterzettel, also konnte er auf Unterhaltung denken; er hatte gute Züge, also konnte er auch wollen, was er thun konnte; der Arme trat leise zu ihm hin, bat ihn mit der mitleidflehenden ironischen Stimme eines Menschen, der sein Leben an die Laune eines Fremden knüpft —".

„Und ward abgewiesen, weil der junge Mann mit dem weißen, seidengefütterten Ueberrocke, mit den Händen in der Tasche, einen Knopf hätte öffnen müssen", fiel ich dem Vorsteher, tief ergriffen ins Wort. „Nehmen Sie diese Brieftasche; was

darin iſt weiß ich nicht, aber für einen Bettler genug; die geben Sie ihm und ſagen Sie ihm, wenn er fragen ſollte, warum ihn jener junge Mann wol abgewieſen habe? — weil er einen Knopf hätte öffnen müſſen; ſagen Sie ihm, wenn er fragen ſollte: „Was wäre denn eigentlich der Grund meines Todes geweſen?“ — „Der Knopf am Rock eines Gecken!“

Ein Tag auf der Glashütte.

Auf Alphöh'n blüht, bei Schnee und Eis,
In stiller Kluft das Edelweiß;
So kommt uns, auf verborg'nen Wegen,
Oft edle Menschlichkeit entgegen.

O über uns kleinliche, engbrüstige, verwöhnte Großstädter, deren Blicke nicht hinausreichen über die bequem hingelehnten Hügel und die bescheiden hinansteigenden Berge, welche unsern Gesichtskreis begrenzen! Da glauben wir immer innerhalb unserer Basteien sei allein alles Leben, Denken und Fühlen festgebannt, und hinter jenen blauen, duftigen Höhen wohnen keine Menschen, sondern Alles sei dort öde und geistlos und kleinlich; der gewaltige Schneerieſe der im tiefſten Südgrunde herübernickt, stehe wie ein Beistrich hinter der bedeutenden Ziffernreihe des Residenzlebens, und hinter demselben folge weiter nichts, als eine unendliche Kette bedeutungsloser Decimalstellen, welche alle zusammen genommen keine Einheit geben! — O schüttelt sie doch ab die Ketten des Vorurtheiles, ihr Großstädter! Tretet hervor aus eueren Mauern, durchstreift die blühenden Thäler im Rücken der ragenden Berge, überschreitet die gastlichen Schwellen ländlicher Hütten, und lernet einsehen, daß die Herrschaft des Herzens weiter reicht als ihr wähnt und weidet euch dort, wo ihr es am wenigsten vermuthet haben würdet, an den segensreichsten Wirkungen ihres mächtigen Zaubers!

So rief ich, als ich in mein Schlafzimmerchen trat, unwillkürlich aus. Ich befand mich aber in dem traulichen Stübchen des sogenannten Herrnhauses einer im hohen Gebirge gelegenen Glashütte, die ich auf einer einsamen Fußreise vor Einbruch der

Nacht eben noch erreicht hatte. Der Director, bei dem ich einsprach, nahm mich gastfreundlich im Kreise seiner Familie auf, und in einem kurzen Stündchen war ich bei den herzlichen biedern Bewohnern dieser Bergkolonie heimischer, als ich es anderswo vielleicht in Monden geworden wäre. So einladend auch das reinliche Bett mir entgegen winkte und so sehr mich auch meine ermüdeten Füße, die mich heute so treu und sicher über mehrere Schwindelstege hinüber und an manchem Abgrund vorbeigetragen, an Ruhe mahnten, so war doch mein Geist noch wach und wollte von keinem Schlummer wissen. Ich öffnete das kleine Fensterchen und sah sinnend in die heitere Herbstnacht hinaus. Mir gegenüber stand der Mond in seiner vollsten Klarheit. Unter dem Fenster lief ein schmaler Holzweg, und jenseits desselben zog sich eine sanft abhängige Bergwiese längs eines Bergeinschnittes bis zum Rande der Kuppe hin, die hier schroff abfiel und einen Fernblick in die Niederung gewährte. Ein feiner, kaum wahrnehmbarer Flor spann sich aus den Strahlen des Vollmondes über die Gegend. Der Thaleinschnitt, aus dessen Grunde der waldige Bergrücken aufsteigt, der mich beherbergte, war nur durch einen weißlichen Nebelstreif angedeutet.

Kreideweiß, wie Massen gediegenen Silbers, ragten auf der andern Seite die mächtigen Kalkfelsen empor, hinter denen die Grenzen eines andern Bezirkes laufen und eine andere Mundart tönt. Die Unzahl der Sterne schien mit jedem Blicke, den ich ihnen zusendete, vor meinen Augen zu wachsen und die Ströme des Lichtes, welche leise hinfloſſen über die geisterartigen Scheitel der Berge, über die säuselnden Wipfel des Urwaldes und über den dampfenden Kessel des Thales, schwollen immer klarer, immer verklärender an und blendeten fast das Auge, das sie lange nicht in solcher Fülle eingesogen. Seitwärts erhob sich auf einem Vorhügel die berußte Glashütte, über deren Dach flockige Funken

emporflogen, während das Pochwerk der Kiesstampfe mit dumpfen Hammerschlägen die nächtliche Stille eintönig unterbrach und ein ferner Knall aus der Büchse eines Wildschützen ein hundertfaches, weithin verhallendes Echo weckte. Ich fühlte mich wieder einmal in jene wehmüthige, poetische Stimmung versetzt, wo man nichts Bestimmtes fühlt, denkt noch dichtet, sondern ausströmen möchte in das All und verschwimmen in das unendliche Fluidum.

Zu schwach, dem Gedränge zu widerstehen, in welchem alle Erinnerungen an die Vergangenheit und alle Traumbilder meiner Zukunft bunt und bunter, wie Gruppen aus einem Ammenmärchen an mir vorüber gaukelten, schloß ich das Fenster und knüpfte an den wachen Traum der Wirklichkeit die Zauberfäden des Schlummers an.

„Du hast auf unserm Berg' uns nicht
Vergessen, Herr der Welt!
Schon ist von Deinem Morgenlicht
Die höchste Tann' erhellt;
Und bald auch uns'res Häuschens Dach,
Bald Alles allzumal,
Und also geht es allgemach
Bis nieder in das Thal!

Und so wie Du auf uns, o Herr,
Vergissest keinen Tag,
Gib, daß von uns auch Keiner mehr
Auf Dich vergessen mag!
Und wie Dein Licht hinuntersteigt,
Steig' unser Fleh'n hinan!
Das Auge spricht, die Lippe schweigt; —
Herr! Blick' uns gnädig an!"

Dieſes einfache Gebet, von vier rührenden Kinderſtimmen nach einer anſprechenden ungekünſtelten Melodie geſungen, weckte mich aus meinem überaus erquicklichen Schlafe.

Ich erhob mich, kleidete mich, umweht von der Morgenluft, die durchs geöffnete Fenſter ſtrömte, raſch an und eilte den kindlichen Sängern zu. Es waren ihrer vier, zwei Knaben und zwei Mädchen; liebe, kräftige, lebhafte Kinder, in einem Alter von zehn bis vierzehn Jahren, einander ſtufenweiſe folgend wie Orgelpfeifen (um mit dem gemeinen Manne zu ſprechen), in der That die erbaulichſte Orgel, mit der ein Elternpaar den Himmel preiſen kann. Ich hatte ſie geſtern nicht mehr geſehen; ſie waren ſchon zu Bette, als ich mit dem Hausherrn und ſeiner ſchlichten liebenswürdigen Frau das in aller Eile für mich eigens bereitete Mahl einnahm. Sie kamen ohne Scheu auf mich zu, ſahen mich mit forſchenden, treuherzigen Augen an und hatten es in Kürze weg, daß ich ihres Gleichen nicht abhold ſein könne. Ich ließ ſie nach Herzensluſt gewähren und weidete Herz und Aug' an ihrer unbefangenen Fröhlichkeit, welche mir wieder einmal unwillkürlich den Gedanken aufdrang, als könnte der bloße Anblick derſelben um einige Jahre mich verjüngen. Aus Allem jedoch, was vorging und geſprochen wurde, entnahm ich, daß heute mehr als nur Sonntag für die Familie ſei.

Unter einer Katalpe, welche am Ende eines zierlichen, in nette Blumenbeetchen vertheilten Gartens ſtand und die breiten, noch ziemlich friſchen Blätter über einen einfachen, von ländlichen Buchenbänken umgebenen Steintiſch breitete, war das Frühſtück bereitet, zu welchen mich der Director freundlich einlud. Nur auf mein ausdrückliches Verlangen wurden auch die vier lieben Kleinen herbeigerufen, um ihre Aepfel und ihr Brot in unſerer Geſellſchaft zu verzehren. Sie bewieſen durch ihr ruhiges, einträchtiges Benehmen, wie ſehr ſie dieſe Begünſtigung zu ſchätzen wußten. Trotz

aller Freundlichkeit jedoch, welche ſich auf dem Geſichte meiner Wirthe ausſprach, entging mir nicht, daß man mir etwas hinter dem Berge halte, was, wenn ich nicht zugegen wäre, ſchon längſt zur Sprache gekommen ſein dürfte. Dieſes Bewußtſein, in welchem mich das verlegen blickende Auge der Hausfrau beſtärkte, welches wie fragend und forſchend auf den Gatten gerichtet blieb, ſtörte mich anfänglich in meiner Heiterkeit ſo ſehr, daß ich mich entſchloß, mich zu äußern. Mir kam nämlich vor, als ob der guten Frau, welcher nebſt den unverkennbaren Spuren vormaliger Schönheit, insbeſondere das Feuer und die Lebhaftigkeit des Auges geblieben war, etwas Beengendes auf dem Herzen liege; wenigſtens ſprach das aus ihren Mienen und Blicken und nur ungern ſchien ſie ſich zu entfernen, ohne dem Herzen Luft gemacht zu haben. Auch ihr Gatte bemerkte es, wie ich wahrzunehmen glaubte; aber ſeine Beſcheidenheit geſtattete es nicht, vor einem Gaſte von etwas zu ſprechen, was nur für ihn und die Seinigen Intereſſe haben mochte.

„Mir thut es faſt leid“, begann ich, als wir allein waren, „Sie in Ihrem ſtillen Sorgenfrei geſtört zu haben. Es will mich beinahe bedünken, daß ich Ihnen zu jeder andern Zeit gelegener gekommen wäre!“

Er verſicherte das Gegentheil und wollte mich beſchwichtigen.

„Verhehlen Sie es nicht“, fuhr ich fort, „wenn auch Sie als Mann ſich verläugnen können, ſo kann es doch das ſprechende Auge Ihrer achtbaren Hausfrau nicht ſo ganz verbergen, als ſie es aus zarter Rückſicht für ihren Gaſt zu thun bemüht iſt. Was es gebe, kann ich wol nicht entziffern, daß ich mich aber nicht täuſche, dafür bürgt mir meine Menſchenkenntniß. Gott verhüte, daß ich einer Familie, die mich ſo freundlich aufnahm, durch meine Gegenwart auch nur ein Stündchen verkümmern oder wenigſtens um irgend eine höhere Bedeutung bringen ſollte!

Wenn ich das befürchten müßte, ſo nähm' ich lieber gleich mein Ränzchen wieder auf den Rücken und pilgerte weiter in die Welt hinaus. Wenn Sie mir daher in Ihrer Mitte noch ein paar recht heitere Stunden gönnen wollen, Stunden, wie ich ſie lange nicht erlebt habe, ſo verhehlen Sie mir, wenn Sie's können und wenn's für mich taugt, nichts. Was man einem Menſchen mittheilen kann, das findet bei mir, darauf geb' ich Ihnen mein Wort, gewiß Anklang; — iſt ja doch jeder Schritt den ich thue, nur ein Theil meiner Wanderung — nach Menſchen!"

Der Director ſah mich groß an, drückte mir die Hand und entgegnete nicht ohne Rührung: „Wahrhaftig Herr, ein Gaſt wie Sie, ſtört uns nicht! Wollte Gott! wir fänden an Tagen wie der heutige iſt, alljährlich eine ſo theilnehmende Seele; aber leider! ſind die Menſchen in der Tiefe drunten ſo ſpärlich geſäet, daß ſich zu uns, Nachbarn der Schneelinie, nur gar ſelten einer verliert. Nun denn, weil Sie's errathen haben, ja, lieber Herr! meinem kindiſchen Weibe liegt etwas am Herzen; aber wenn ſie merken wird, daß Sie's heraus haben und dran theilnehmen, ſo wird ſie ſich Ihrer Anweſenheit nur doppelt freuen. Wir feiern heute ein kleines Familienfeſt: — den fünfzehnten Jahrestag unſerer Vermählung. Wollen Sie Mittags unſer Gaſt ſein und ſich die herzlichen Anſpielungen, die ich meiner guten Hausmutter wol ſchuldig bin, gefallen laſſen, ſo ſind Sie freundſchaftlichſt eingeladen. Sie ſehen, — das allein drückte mein Weib; ſie fürchtete aus Rückſicht für einen Fremden, der an uns weiter kein Intereſſe nehmen kann, ſich Zwang anthun und den für uns merkwürdigen Tag unbeachtet vorüberlaſſen zu müſſen, und das beunruhigte ſie vielleicht. Wenn ſie aber merkt, daß Sie's wiſſen, daß Sie's uns nicht übel nehmen, ja, daß Sie gar ſo gütig ſein wollen, unſer Familienfeſt als ſolches mit Ihrer Gegenwart zu beehren, da wird dieſer verlegene Blick, der Ihnen Alles, wie Sie ſagen,

verrathen hat, ſich alsbald erheitern, und Ihnen beweiſen, welche innige Freude Ihre Theilnahme auch meinem Weibe gewähre."

Und ſo war es auch. Als nach einer kleinen Weile die treffliche Hausfrau zurückkam, um mich auf Mittag zu Gaſte zu bitten, konnte ich nicht umhin, ihre mehr höfliche als herzliche Einladung mit der Bitte zu erwidern: ſie möchte mich nicht ſowol als Gaſt betrachten, als vielmehr einen aufrichtigen Verehrer ihres Hauſes und ihrer Familie in mir erblicken, der ſich glücklich ſchätze, den heutigen ſchönen Feſttag mitfeiern zu dürfen. — Da fiel ihr augenſcheinlich eine Laſt vom Herzen und mit den Worten: „Haſt du das Plaudern nicht laſſen können?" drückte ſie ihrem Gatten die Hand und verbarg nur mit Mühe die Thränen der Rührung, die ſich ihr ins Auge drängten. Nun ſah ich es ihr eben ſo deutlich an, daß ihr meine Gegenwart Freude machte, als vorher, daß ſie ihr ſtörend war. Es mag wol auch meinem Herzen, welches einzig und allein auf die Freuden der Natur und der Gemüthswelt beſchränkt iſt, nichts ſchwerer fallen, als ſich durch die kalte, theilnahmsloſe Miene eines Fremden um die ſchöne Freudenausbeute eines im Jahre nur einmal wiederkehrenden Feſttages betrogen zu ſehen, welchem man ſo lange ſchon in ſüßer Hoffnung entgegenlebte. Wie froh war ich daher, daß mich mein Blick, der vielleicht in Herzen ſchärfer und richtiger lieſt als in Büchern, auch diesmal nicht irre führte.

Der Nebel hatte ſich indeß vollkommen zu Thale geſenkt und der heiterſte Herbſttag lächelte aus blauem wolkenloſen Himmel auf uns hernieder. Ein helltönendes Glöcklein überraſchte mich jetzt durch ſeinen weithin ſchallenden, allſeits zurückhallenden Silberklang. Es war das Zeichen zur Meſſe. Eine einfache Bretterhütte mit wenigen Stühlen ſtellt hier das Gotteshaus vor. So klein dieſe Bergkolonie iſt, ſo bleibt doch immer ein großer Theil der herumwandelnden Arbeiter und Holzknechte auf die Halle

angewiesen, die Gott für Fromme und Böse wölbt und die er bei Tage mit seiner Sonne beleuchtet und bei Nacht mit seinem Monde. Mit wenigen Anderen, denen die Aufsicht über den untergeordneten Troß anvertraut schien, besetzten wir die Stühle des Kirchleins, dessen Hauptwand ein kleiner, mit einem schön gemalten Madonnenbilde geschmückter Altar einnimmt. Der Priester, welchem, wie ich hörte, an Sonntagen, wenn das Wetter nicht allzu stürmisch ist, bis in sein Pfarrdorf ein Saumpferd entgegengesendet wird, braucht drei gemessene Stunden bis auf die Höhe, wo er den Gläubigen die Messe liest und das Wort des Herrn verkündet. Ein einfaches Lied von dem Lehrer, der die Kinder der kleinen Gemeinde unterrichtet, auf einer Stubenorgel begleitet, klang weit in die feiernde Bergwelt hinaus.

Nach der Messe forderte mich der Director auf, die Fabriksgebäude zu besuchen. Wiewol eben nicht gearbeitet wurde, so erhielt ich doch einen ziemlich lebhaften Begriff von dem ganzen Verfahren. Er führte mich zuerst in den Kiespocher, wo der Kies, nachdem er ausgeglüht und geschränkt (im Wasser mürbe gemacht) worden, zermahlen wird, um dann in der Zurichtkammer mit den nöthigen Beigaben vermengt zu werden. Dann gingen wir in die eigentliche Glashütte mit ihren fünf Oefen; dem Bratofen wo das vorgerichtete Holz getrocknet wird; dem Damperofen, wo die thönernen Schmelztiegel (Häfen) ausgeglüht (gedampert) werden; dem Schmelzofen, wo das Gemenge in den Häfen eingesetzt ist; dem Kühlofen, wo das angefertigte Glas gleichsam auszeitiget; und dem Streckofen, wo man Fenstertafeln biegelt. Ein Glasmachergeselle, mit seinen beiden Eintragbuben, fuhr, um mir einen näheren Begriff von seiner mühevollen, schweißkostenden Arbeit beizubringen, mit seiner Pfeife in das Gemenge, wiewol es noch nicht lauter war, faßte mit dem glühenden Kölbchen, das sich am Ende bildete, so viel Materie

auf, als zu einem Trinkglase nöthig ist; blies sie breit, und stellte sie dann in den wolgenäßten hölzernen Model, daß die Funken wegstoben. In wenigen Secunden wanderte das fertige Glas in den Kühlofen. In der Einbindkammer waren einige Dirnen damit beschäftiget, Glaswaaren mit gewandten Händen in Stroh einzuflechten. Zum Schlusse besichtigten wir noch die Schleifmühle auf vier Zeug (Werkstätten) und brachten so den Rest des Vormittags angenehm hin.

Das Mittagsmahl war im geräumigen Mittelzimmer des Herrnhauses hergerichtet. Man wollte mir den Vorsitz einräumen, welchen ich jedoch an den würdigen, schon ziemlich betagten Priester abtrat, der das Meßopfer verrichtet hatte. Es war wieder eine Tafel aus der guten alten Zeit, eine Tafel, hinter welcher alle Diners und Soupers, wo man mit eng zugeknöpften Staatsröcken, oder mit zierlichen Ballhandschuhen sitzt und Schaugerichte zählt und Bordeaux nippt und dann hungrig, durstig und geistesleer aufsteht, um dem nächsten Restaurateur zuzueilen, weit, weit zurückstehen. Zwar prangten an den Wänden keine riesigen Pfeilerspiegel, um den wichtigen Act des Essens in zwanzig Strahlenbrechungen wiederzugeben, aber durch die kleinen Stubenfensterchen sah der Blick über thürmende Berggipfel hinweg bis auf die ferne duftige Ebene, an deren Saume, wie ein weißes Pünktchen, das Bergschloß der Hauptstadt schimmert; zwar tönte, das muntere Gespräch überlärmend, kein Meyerbeer'scher Höllenmarsch von schmetternden Trompeten und schrillenden Hoboen herabgetobt, dafür aber erdröhnten plötzlich lustige Böllerschüsse vom Gärtchen herauf und weckten den Widerhall in wechselnden Abstufungen. Verwundert sahen die beiden Hauptpersonen des Festes einander an und neugierig streckten die Kinder ihre Köpfe. Der Priester lächelte; ich glaubte ihn zu verstehen, ergriff das Glas und brachte seinem Wunsche begegnend, dem würdigen Ehepaar ein herzliches

Lebehoch aus. Die Pöller donnerten munter fort. Jetzt, als sie schwiegen, erklang vor dem Thore des Hauses ein fröhlicher Alpenchor, nach dessen erster Strophe die Thüre aufging und von jeder Klasse der Fabriksarbeiter ein Abgesandter eintrat. Der Wortführer sprach im Namen Aller einen ländlichen Glückwunsch aus und überreichte auf einer Tasse dem Hausherrn, der Hausfrau und jedem der Kinder ein Glas mit dem eingeschliffenen Namenszuge des Beschenkten, der Jahrzahl und dem Monatstage und mit nett eingeschmolzenen Verzierungen im Eise des Bodens. Ungekünstelte Rührung und warmer Dank belohnte die redlichen Leute für ihre zarte Aufmerksamkeit. Diese wolgemeinte Ueberraschung war das Werk des Priesters, welcher das Festpaar vor fünfzehn Jahren in seinem damaligen Aufenthaltsorte getraut hatte, und vor einigen Monden, in Folge einer Beförderung, hier mit ihm zufällig wieder zusammengekommen war. Er machte die Arbeiter, die ihrem Director herzlich zugethan waren und lange schon eine Gelegenheit suchten, ihm ihre Achtung zu bezeigen, auf diesen Tag aufmerksam, welcher ihm besonderer Umstände wegen, fest im Gedächtnisse geblieben war.

Für den Nachmittag wurde ein Spaziergang vorgeschlagen. Das Kirchlein, welches eine halbe Stunde von der Fabrik aufwärts auf dem höchsten Punkt des Bergrückens steht, sollte das Ziel sein. Man versprach mir dort eine herrliche, über die Marken dreier Länder hineinreichende Fernsicht. Auch blieb dann noch Zeit genug, mit dem Priester den Rückweg zu seinem Pfarrdorfe anzutreten und dort zu übernachten und am nächsten Morgen meine Wanderung weiter fortzusetzen.

Ich ging mit dem Director voraus; die Frau sollte in Gesellschaft des Priesters nachfolgen. Das halbe Stündchen, welches

ich da im Gespräche mit meinem treuherzigen Wirthe zubrachte, zähle ich zu den genußreichsten Augenblicken auf meiner Fußreise. Ich konnte es wahrlich nicht über mich gewinnen, mir einige Fragen zu versagen, welche mir über das Leben und Treiben einer Familie Aufschluß geben konnten, deren idyllisches Stillleben meine Theilnahme in so hohem Grade erweckt hatte. Der Director begegnete meinen Wünschen und Anspielungen auf das offenste. Ich äußerte mich, für welch' ein unschätzbares Glück ich es erachte, solch' einen glücklichen Hausstand zu begründen; wie Wenigen das hienieden gegönnt sei und wie das oft nicht so einzig von dem Charakter der Personen, die sich zusammenfinden, als vielmehr von vorbereitenden und nachwirkenden Umständen abhange, die man in einer Lebensepoche, wo man sich selbst zum Mittelpunkte seiner Welt hinstellt, weniger beachtet als sie es verdienen. Ueber diese meine Aeußerung stutzte mein Wirth und lächelte, als ob er nicht damit einverstanden wäre. Als ich ihn fragte, ob ich nicht recht habe und ob man bei der Wahl einer Lebensgefährtin nicht eben so abhängig, als von ihr und von sich selbst, auch von den Verhältnissen, von der Umgebung, von den Beispielen und Eindrücken sei, die sich ihr darstellen? — da schüttelte er den Kopf nnd meinte: das Alles sei wol höchst wichtig, entscheiden aber könne doch nur der eigene Gehalt und die innere Selbstkraft. — „Ich kann gewiß," fuhr er fort, „mich rühmen, durch Gottes gnädigen Beistand in meiner Ehe recht glücklich geworden zu sein und doch, wenn ich Ihnen sagte, unter welchen Vorzeichen und Umständen ich sie geschlossen habe, so würden Sie sehen, wie ungünstig diese waren und wie wenig sie doch auf unser Glück nachwirkten. Ich will diese Erfahrung zwar nicht als Anlaß betrachtet wissen, jedesmal über Aehnliches hinauszugehen, aber nur beweisen könnte ich damit, daß es, wenn man seiner selbst gewiß und versichert ist, auch bei den abschreckendsten Verhältnissen

möglich ſei, glücklich zu werden, wenigſtens ſo glücklich, als ich es geworden zu ſein meinem lieben Herrgott danke!"

Ich bat ihn zu erzählen; er verſicherte mir, daß es ihm ſchwer ankäme, indem es Wunden aufriſſe, welche zu heilen ihn viel Mühe koſtete. Um mir aber einen Beweis ſeiner Achtung zu geben, entſchloß er ſich doch.

„Meine liebe Hausfrau", begann er, „iſt die einzige Tochter eines ſeit zwölf Jahren ſchon verſtorbenen Handwerksmannes. Ihr Vater — Gott wolle ihn tröſten! — war ein wüſter, leidenſchaftlicher Mann. Schon in ſeiner Jugend hatte er, wie er mir ſelbſt noch geſtand, manchen tollen Streich ausgeführt und ward deshalb von ſeinen tiefgebeugten Eltern ſtatt zu den Studien, für die er wol Anlage aber keinen Eifer zeigte, zu einem Handwerke beſtimmt worden. Nach vollendeter Lehrzeit trat er bei einem Meiſter in Arbeit, welcher ihn wie ſeinen eigenen Sohn hielt, ihn durch Rath, That, Warnung und Nachſicht unterſtützte und ihn ſogar zum Ankaufe eines eigenen Gewerbes behilflich war. Der Meiſter hatte eine Tochter, ein hübſches feuriges Kind, die Mutter meines Weibes. Das Mädchen ſtach dem jungen angehenden Meiſter, der inzwiſchen ſeinem Dienſtherrn zu mancher Klage Anlaß gab, gewaltig in die Augen. Er trieb es, was man ſo ſagt, närriſch um ſie. Er tobte, raſte, liebelte, eiferte und alles ohne Grund. Statt den geraden Weg zu gehen, auf welchem er bei ernſtlicher Beſſerung ſeines Lebenswandels gewiß auch zum Ziele gekommen wäre, wählte er Schleichwege, verſuchte Heimlichkeiten, hinterging ſeinen Wolthäter, brachte das Mädchen um Ruhe und Unſchuld, quälte und verdarb es und vergaß ſich zuletzt ſo weit, daß er, als die Beweiſe ſeines garſtigen Undankes unwiderlegbar wurden, rund herausgeſagt, mit dem Mädel davonlief, um ſich heimlich mit ihr trauen zu laſſen. Nun hatte er ſie, nun war ſie ſein, ſie, um deretwillen er getobt, geraſt, Dank, Pflicht und Rechtlichkeit

und Alles vergeſſen hatte; nun hatte er ſie, und begann mit ihr ſein Haus einzurichten, das ihm durch ſeines hintergangenen Wolthäters Fürſorge bereitet worden war.

Aber der Fluch betrogener Eltern zog mit ihm in das Haus ein und ließ keinen Segen aufkommen. Zwar verſuchte die Tochter, nachdem ſie meine nunmehrige Frau zur Welt gebracht, und mit jeder Stunde, wo ſie das Kind an die Bruſt legte, lebhafter ahnte, wie tief ein ungerathenes Kind kränken müſſe, eine Verſöhnung zu bewerkſtelligen; aber umſonſt. Die redlichen Bürgersleute konnten die Schande nicht ertragen, verkauften ihre Wirthſchaft, überſiedelten und ließen bis zu ihrem Tode nichts mehr von ſich hören. Die Ehe meiner Schwiegereltern war, wie ſich vorausſehen ließ, eine höchſt unglückliche, denn es fehlte an ihnen ſelbſt. Unrecht und Undank hatten den Bund beſiegelt. Zwiſt und Unzufriedenheit waren das tägliche Lied, mit welchem mein jetziges Weib eingeſungen wurde. Der Zwiſt artete in Zank, der Unfriede in Unzufriedenheit aus, und bald vollendete Reue, Vorwurf, Rathloſigkeit und Ueberdruß das Heer der Unholde, das vor der Thür ſolch' eines ſegenloſes Hauſes ſitzt und lauert, um ſich in ſeinen öden Wänden einzubürgern.

In ſolcher Umgebung wuchs meine Marie bis zu einem Alter von ſechzehn Jahren unter Noth und Jammer heran. Oft ging ſie mit verweinten Augen und wund gerungenen Händen zu Bette; oft wurde ſie durch lauten tobenden Hader aus ihrem kurzen, von böſen Träumen des Erlebten, unterbrochenen Schlummer geweckt. Die Stunden, die ſie als Mädchen in der Armenſchule, als Jungfrau in dem Hauſe zubrachte, wo ſie in Zimmer und Küche aushalf, waren ihre ruhigſten. Gern wäre ſie als Magd in fremde Dienſte getreten, aber das ließ ihr ungeſtümer, bettelſtolzer Vater nicht zu, der trotz des zerrütteten Hausſtandes, ſich es nicht wollte nachſagen laſſen, daß ſeine einzige Tochter um

Lohn dienen müſſe. Sie war es auch allein, die ihn noch manches Mal beſänftigen konnte, ſie allein kochte ihm recht, richtete ihm das Bett nach Wunſch, beſorgte ihm Wäſche und Kleidung zur Zufriedenheit; was ſein Weib that, fand nur Tadel und rohe Mißbilligung. So ſtand es, als mich der Zufall ins Haus führte. Eine Arbeit, die ich den Händen des ſaumſeligen, aber nicht ungeſchickten Mannes anzuvertrauen hatte, brachte mich mit ihm und den Seinigen in Berührung.

Gleich bei meinem erſten Eintritte fiel mir Marie auf, deren Nettigkeit und Reinheit gegen die rings erſichtliche Zerrüttung und gegen das abſtoßende barſche Benehmen der Eltern auffallend abſtach. Des Meiſters Gewohnheit, ſeine Kunden erſt nach zehn und zwanzig vergeblichen Gängen zu befriedigen, führte mich in kurzer Zeit mehrmals in ſeine Werkſtätte zurück. Mehr als einmal war ich Zeuge der Rauhheit und Härte mit der er ſein Weib anfuhr, und konnte mir die gleichgiltige Fühlloſigkeit, mit welcher ſie's hinnahm, nur als den höchſten Grad jener Stumpfheit erklären, in die uns am Ende auch das Bitterſte einwiegt, wenn wir's täglich erfahren.

Marie intereſſirte mich. In dieſem modrigen, zerfallenen Rahmen nahm ſich ihr liebes, makelloſes Bild nur um ſo rührender aus. Ich hatte nicht viel Mühe, ſie auch allein zu treffen. Ihre Mutter ging ihren Geſchäften nach; ihr Vater lag in Schenken und Herbergen umher. Meine herzliche Theilnahme entging ihr nicht; ſie erwiderte ſie mit einer aufrichtigen, jedoch ihre armen Eltern möglichſt ſchonenden Schilderung ihrer traurigen Lage. Ich machte mir, um mich vollkommen zu überzeugen, öfters im Hauſe zu thun; denn ſchon in der erſten Zeit hatte ich den Gedanken gefaßt, mich um Marien zu bewerben. Meine Abſicht war mir klar; es handelte ſich nur darum, zu ergründen, ob Mariens Charakter rein geblieben und ob er ſo beſchaffen ſei,

daß man auch von ihr Klarheit und Festigkeit erwarten könne. Ich dachte mir, wenn wir Beide, die wir einmal miteinander zu leben hätten, wüßten wie wir's mit einander hielten, das Uebrige ließe sich schon abschütteln, und — wie der Chemiker sagt — präcipitiren. Es stände übel um das moralische Gleichgewicht in der Welt, dachte ich mir, wenn ein Herz blos deswegen, weil es das unselige Glück hatte, sich unter den ungünstigsten Verhältnissen günstig zu entwickeln, die Schuld seiner Umgebung entgelten müßte. Von Mariens Werth überzeugte mich jeder Tag mehr; jeder Tag aber auch mehr von der unglaublichen Gesunkenheit ihrer Eltern. Als sie zu bemerken glaubten, was mich ins Haus führe, thaten sie sich nicht den geringsten Zwang mehr an. Manche empörende Scene, deren Zeuge ich wurde, erinnerte mich lebhaft an ein altes Volkslied, welches anfängt:

„Als noch mein Weib ein Mädel war,
Und ich den Hof ihr machte,
Und von der Zehe bis zum Haar
An nichts als Liebe dachte;
Da kam ich oft zur bösen Zeit
In ihrer Eltern Kammer;
Denn bei der Mutter gab es Streit,
Und bei dem Vater — Jammer!"

Als meine Freunde und Bekannten hörten, was für Absichten ich habe, fielen sie ungestüm über mich her und bestürmten mich mit Vorstellungen, Warnungen, Beispielen und Prophezeihungen, schalten mich verrückt und entwarfen mir Schreckensbilder von meiner Zukunft. — „Wie kannst du ein Mädchen aus einem solchen Hause heiraten wollen? Was kann sie gelernt haben als Rohheit und Ungebührlichkeit? Was kannst du von ihr erwarten, wenn sie solche Muster vor sich hatte? Hat sie das Alles nicht schon in der Muttermilch mit eingesogen?" Ich zuckte

die Achſel und erwiderte nichts weiter, als: Ihr mögt in der Regel recht haben, aber ich kenne meine Marie und mich! — Endlich ſtand mein Entſchluß feſt, und da ich keinen Grund hatte, eine abſchlägige Antwort fürchten zu müſſen, ſo beſchloß ich, förmlich um Mariens Hand zu werben; ich wählte dazu den nächſten Sonntag.

Als ich zur Thüre eintrat, in der That, da gab's einen abſchreckenden Empfang. Marie ſaß weinend in der Ecke der Stube zuſammengekauert; ihr Vater hatte eben die Fauſt in wildem Grimm erhoben, um ſein Weib, welches, mit den blutigen Spuren der gemeinſten Rohheit bezeichnet, am Boden kniete, noch empfindlicher zu mißhandeln. Ich fiel ihm entſchloſſen und kräftig in den Arm und verwies ihm ſein Benehmen mit ſo männlichem Ernſte, daß er eingeſchüchtert die erhobene Hand ſinken ließ und, ſo viel es ihm der Zuſtand halber Trunkenheit geſtattete, einen ruhigeren Ton anſtimmte. Ohne mich weiter in eine lange Vorrede einzulaſſen, eröffnete ich ihm den Zweck meines Beſuches. Die Mutter gab mit freundlichem Lächeln ihre Zuſtimmung, der Vater rief mit widerlichem Grinſen: „Meinetwegen, nehmen Sie das Mädel, ſonſt blieb' es ohnehin ſitzen! und wenn Sie's mit ihr ſo gut treffen, als ich mit meinem Hausdrachen, um den ich Narr mir einſt die Füße wund gelaufen habe, ſo gratulir' ich Ihnen!" Mit dieſem Segensſpruche taumelte der Vater zur Thüre hinaus.

„Daß dich lieber der Geier geholt hätte!" ſchrie ihm das Weib nach, „ſo ſäß' ich jetzt nicht in Jammer und Elend. Wenn's einſt mein Mädel ihrem Manne ſo macht, wie du mir, ſo iſt's nur eine Wiedervergeltung!" Mit dieſem Segensſpruche entfernte ſich die Mutter. — Meine Marie ſank mir weinend um den Hals, wie eine Gerettete um den Hals ihres Retters.

Ich hatte meine Anstellung als Unteramtmann auf einer Herrschaft im Nachbarkreise in der Tasche. Acht Tage nach dieser unheilkündenden Brautwerbung legte der würdige Priester, der heute unser Gast war, unsere Hände vor dem Altar in einander. Er that's, wie er mir nachher gestand, nicht ohne Zittern, denn er wußte, was vorhergegangen war. Die ersten Jahre hindurch lebten wir schmal; dessen ungeachtet erübrigte ich so viel, um meine Schwiegermutter, deren Gatte indeß an den Folgen seiner Trunkenheit starb, in ihren letzten Lebenstagen unterstützen zu können. Vor sieben Jahren verschafften mir meine Kenntnisse in der Chemie und dem Rechnungsfache die Stelle, die ich jetzt bekleide. Gott hat mich nie und nirgend verlassen, — das sehen Sie! Ich hoffe, daß er es auch in Zukunft nicht thun wird. Sie werden mir nun, glaub' ich, nicht Unrecht geben, wenn ich behaupte, daß es, um in der Ehe glücklich zu leben, hauptsächlich darauf ankommt, daß Braut und Bräutigam wissen, was sie wollen, — und für alles Andere von Gott Besserung hoffen.

Er hatte geendet, und trocknete sich eine Thräne, wie man sie jetzt leider nicht oft weinen sieht, eine Thräne des freudigsten Bewußtseins ehelichen Glückes.

„Bei Gott", rief ich, ihm die Hand schüttelnd, „wackerer Mann, wenn ich nicht schon gewählt, und das brave Weib, an dessen Seite ich Sie nun als Glücksbruder grüßen kann, unter günstigeren Sternen heimgeführt hätte, — ich würde mich von heute an auch nicht durch die ungünstigsten haben abschrecken lassen. Jetzt weiß ich erst die Wahrheit der beiden Zeilen zu schätzen, mit welchen ich einmal ein Briefchen an meine Braut schloß:

„Wir zwei sind uns sicher, wir zwei sind uns klar,
Und so hat es weiter wol keine Gefahr!"

Jetzt hörten wir die Kinder von weitem „hupen“, wie man's im Gebirge nennt. Wir ſtanden vor dem Kirchlein, zu welchem uns die Uebrigen auf einem kürzeren Waldſteige ſchon voraus geeilt waren, und genoſſen in Eintracht und Herzlichkeit der entzückenden Ausſicht.

Mit ſchwerem Herzen nahm ich von dem Kreiſe dieſer guten, glücklichen Menſchen — Abſchied, — um ſie vielleicht nie wieder zu ſehen. Aber unvergeßlich, als ein lichter Punkt in meinem Leben, bleibt mir — der Tag auf der Glashütte.

Stumme Rache.

Wol mag das Herz im Busen grollend bangen,
Erblickt es Ehr' und Glauben in Gefahr!
Und doch! — der Rach' ihr Opfer einzufangen,
Ein undankbarer, blut'ger Dienst fürwahr!

„Du haſt etwas auf dem Herzen, Pietro, ich ſehe dir's an!" — ſprach der Marcheſe Luigi zu ſeinem alten Diener, den er als Erbſtück von ſeinem Vater übernommen hatte. — „Du ſchleichſt mir ſo verdächtig im Hauſe herum, würgſt immer an den Worten und verziehſt die Mienen, als ob dir ein Bein im Halſe ſtecken geblieben wäre. Ich mag das nicht leiden, alter Murrkopf! Wenn du ein Anliegen haſt, — heraus damit! Den Kopf wird's nicht gelten, weder deinen, noch meinen! Ich habe ſchon manches Unangenehme im Leben erfahren; das wird ſich wol auch noch ertragen laſſen!"

„Nun denn in Gottes Namen, Signor," — begann der alte Diener, ſichtbar im Kampfe mit ſeinem Innern — „weil's ſein muß! — Signor es wird unerwartet kommen, aber leider! iſt es ſo."

„Nun, mach' kurz!"

„Ich kann's nicht ſagen, Signor," — ſtotterte Pietro nach einer langen Pauſe — „ich will noch einmal abwarten; — ich könnte mich doch irren!"

„Nun ſo ſchweig, alter Rabe und krächze mir nicht tolles Zeug vor, das keinen Sinn hat!"

„Ach — keinen Sinn!" — brummte Pietro in den Bart, rieb ſich die Stirn, und entfernte ſich kopfſchüttelnd.

„Was er nur haben mag?" ſprach der Marcheſe zu ſich ſelbſt. — „Ei, vielleicht weiß er's ſelbſt nicht. Solchen alten

Träumern fährt oft allerlei durch den Kopf und am Ende ſteckt nichts dahinter. Er war von jeher ſolch' ein Zweifelskrämer!"

Aber verhehlen konnte ſich's der Marcheſe doch nicht, daß ihn Pietro's Kopfſchütteln beunruhigte. Der alte Diener war ſeinem Hauſe von jeher treu und anhänglich; er nahm an Allem innigen Antheil und würde, um die Ehre und das Glück der Familie zu retten, willig ſeinen grauen Kopf hergegeben haben. Wenn ſo ein biederer, ſchlichter Alter etwas auf dem Herzen hat, ſo bedeutet es zuletzt doch mehr als man wähnt. Der Herr des Hauſes überſieht Manches, was den aufmerkſamen Hütern der Schwelle nicht entgeht, und eine wolgemeinte Warnung verdient immer Dank, ſelbſt wenn ſie aus übertriebener Vorſicht entſprang. Der Marcheſe bereute daher faſt, ſeinen Diener ſo kurz abgefertigt zu haben und erwartete den Augenblick, wo dieſer wieder darauf anſpielen würde, mit dem feſten Entſchluſſe, ſich gutwillig und genau unterrichten zu laſſen.

Aber Pietro ließ ſich nichts weiter abmerken und ſelbſt darauf hindeuten wollte der Marcheſe nicht. Es blieb alſo durch einige Monate beim Alten.

Inzwiſchen kam die Zeit heran, wo ſich der Marcheſe mit ſeiner Gemahlin, der reizenden Signora Giulietta, auf ſeine Villa zu begeben pflegte. Pietro wurde jedesmal mitgenommen, denn der Marcheſe war von Jugend auf an ihn gewöhnt. Hier wurde faſt die ganze Zeit mit Luſtfahrten, Spaziergängen und anderen ländlichen Unterhaltungen recht angenehm hingebracht. Auch fehlte es nicht an Beſuchen aus der Stadt, und oft war die ſchöne, herrliche Villa wochenlang von lebensfröhlichen Gäſten bevölkert, zu deren Vergnügen der gaſtfreundliche Marcheſe und ſeine gebildete, überaus liebenswürdige Gemahlin ihr Möglichſtes beitrugen. Eine beſondere Vorliebe hatte der Marcheſe für die Jagd. Faſt wöchentlich einmal wurde eine Beluſtigung dieſer

Art veranſtaltet. Er begnügte ſich dabei nicht, die nächſte Umgebung der Villa zu durchſtreifen ſondern, da er faſt das Jagdrecht im ganzen Bezirke pachtweiſe an ſich gebracht hatte, ſo blieb er oft einige Tage aus und trieb ſich wolgemuth und harmlos im Gebirge umher.

Dem alten Pietro ſchienen dieſe Streifzüge ein Dorn im Auge. Mehr als einmal äußerte er ſich gegen den Marcheſe darüber, daß es ihm unbegreiflich ſcheine, wie man ſich abmühen und abquälen möge, um ein paar armen Hirſchen oder Rehen den Garaus zu machen; wie man ein Vergnügen daran finde, durch Dick und Dünn zu brechen wie ein Wegelagerer; ſich den köſtlichen Schlaf abzuſparen, Durſt und Hunger zu leiden und wol auch mancher Gefahr ſich preis zu ſtellen, und das Alles, um einige Thiere zu tödten, die uns nichts gethan haben und die wir nicht einmal auf unſerer Tafel benöthigen. Er kramte alle Gründe aus, welche Jagdfeinde vorbringen, um die Weidmannsluſt in ein übles Licht zu ſetzen und gerieth beinahe in Eifer, wenn der Marcheſe darüber lächelte, oder ihn ſcherzweiſe einlud, es ſelbſt zu verſuchen, ob die dumpfen Mauern des Schloſſes gegen die friſchgrünen, duftigen Wände des Hochwaldes nicht zurückſtänden.

„Jeder nach ſeinem Behagen!“ — ſprach er. — „Ich, meines Theiles, bliebe lieber in meiner Villa; luſtwandelte in meinem Garten, unterhielte mich mit meinen Freunden, und ſuchte nicht auswärts, was ich zu Hauſe beſſer habe; zumal wenn ich zu Hauſe eine ſo liebenswürdige, junge Geſellſchafterin hätte, als unſere Signora Giulietta!“

Wiewol Pietro mit ſeinen jagdfeindlichen Anſichten nie durchdrang, ſo unterließ er es, wenn wieder eine Jagd angeſagt wurde, doch niemals ſie wieder vorzubringen; ſo daß es zuletzt dem Marcheſe auffiel, und er zu vermuthen begann, daß dieſe Abneigung noch einen andern Grund habe.

„Du kommſt mir mit deinem Widerwillen gegen das Weidwerk gerade ſo vor, wie mit deinem Geheimniſſe, das du mir noch immer ſchuldig biſt!“ — begann einmal der Marcheſe, als Pietro die Weiſung, daß in zwei Tagen Jagd ſei, kopfſchüttelnd mit dem ärgerlichen Beiſatze, erwiderte:

„Schon wieder eine ſo garſtige Jagd! Die Jagden, die Jagden! —“

„Dreht ſich etwa dein Geheimniß auch um die Jagd?“ — fuhr der Marcheſe fort.

„Es geht auf eins hinaus!“

„Und darf man das Eine, worauf Jagd und Geheimniß hinausgehen, nicht wiſſen?“

„Wollte Gott, Signor, Ihr erführet es nie! Und doch ſollt Ihr es erfahren! Wenn's nur lieber ein Anderer Euch ſagte! Ich hätte ſchon lange gern geſprochen, — aber ich mag in meinen alten Tagen nicht brotlos werden!“

„Iſt's von ſo arger Art?“

„Von der ärgſten Art!“

„Und warum ſollteſt denn du brotlos werden? Wirſt doch du dir nichts haben zu Schulden kommen laſſen?“

„Das gewiß nicht! Gott weiß, wie gut ich's mit Euch, Signor, und mit Eurem Hauſe von jeher gemeint habe! Habt Ihr aber nie gehört, daß ein Bote die üble Nachricht, die er, ohne darum zu wiſſen, überbracht hat, entgelten mußte?“

„Alſo willſt du mir etwas Uebels ſagen?“

„Ich will nicht, aber ich muß!“

„Nun ſo rede! Wiewol ich nicht ahne, was es ſein ſoll, ſo bin ich doch auf Alles gefaßt! Mithin ſprich frei heraus, was dir auf dem Herzen liegt! Ich weiß die Aufrichtigkeit eines alten Dieners zu ſchätzen!“

Pietro war in ſichtbarer Verlegenheit. Die Schweißtropfen der Angſt ſtanden ihm auf der Stirne; ſcheu, als ob er fürchtete, belauſcht zu ſein, blickte er umher; hob mehrmals an, und verlor das Wort wieder, und brach endlich mit den Worten: „Ich kann nicht!“ in Thränen aus.

„Jetzt befehle ich dir, zu ſprechen!“ — ſprach der Marcheſe, der nun ſelbſt Arges zu ahnen begann. — „Was es auch ſein mag; deine Zukunft bleibt geſichert; ſprich ohne Scheu!“

„Nun denn, in Gottes Namen!“ — flüſterte Pietro beſorgt umherſchielend. — „Rund herausgeſagt: Signora Giulietta hintergeht Euch!“

„Du lügſt!“ fiel ihm der Marcheſe Luigi aufbrauſend ins Wort. Eine lange Pauſe folgte.

„Wie kannſt du dich unterfangen“, — fuhr der Marcheſe, gefaßter und ruhiger, fort — „meiner trefflichen Gemahlin ſo Schändliches zuzumuthen?“

„Wollte Gott, es wäre nicht mehr als Vermuthung, Signor! Aber ich hörte — ich ſah!“

„Du hörteſt nichts! ſaheſt nichts! Du biſt ein halb tauber, halb blinder Thor!“

„Seht, Signor, ſagt' ich's nicht, der Bote muß oft die Nachricht entgelten!“

„Was hörteſt du? was ſaheſt du?“

„Graf Forli —“

„Iſt mein Freund!“

„Um Eurer Gattin willen!“

„Leider iſt er jetzt ſo ſelten zu ſehen!“

„Weil Ihr, Signor, Eure Augen für die unſelige Jagd braucht. Da könnt Ihr nicht ſehen, wer indeſſen in der Villa aus- und einreitet. So oft Ihr auf die Jagd geht, geht Forli auch auf die Jagd!“

„Alter, du bist keck! Weißt du, daß du die Ehre meines Hauses antastest?"

„Ich? Signor! — Ich will's nur nicht leiden, daß es ein Anderer thut. Aber leider ist es so. Kaum kehrt Ihr der Villa den Rücken, so reitet Graf Forli zum Hinterthore herein und verläßt unsere Signora nicht eher, als bis das Hifthorn von den nahen Bergen tönend, Eure Rückkehr verkündigt. Was da getändelt und gescherzt wird, — Signor, ich hab's belauscht, gehört, gesehen! Aber ich mag Eure Leidenschaft nicht reizen. Ich will Euch nur warnen, eh' es zu spät ist; eh' Ihr den Flecken nicht mehr von Eurem Namen waschen könnt!"

Der Marchese stand geisterblaß; das Blut war aus seinen Wangen und Lippen gewichen; seine Wimpern zuckten krampfhaft. Seine Hände ballten sich unwillkürlich; seine Knie wankten. Dennoch wußte er seine Fassung zu behaupten, und begann nach einer Pause, mit erheuchelter Ruhe:

„Pietro, ich danke dir für deinen guten Willen, sollt' ich gleich über deine Voreiligkeit zürnen. Du weißt nicht, welchen Brand du bei einem Leichtgläubigeren hättest schüren können. Zum Glücke weiß ich, was ich will. Die Ehre meines Hauses geht mir über Alles, merke dir das! — Meine Giulietta ist mir treu. Wenn Forli sie besucht, so thut er's mit meinem Wissen. Du aber wage es nicht mehr vorlaut und unbesonnen Dinge zu behaupten, welche du nie wirst beweisen können! Geh' und sei ein anderes Mal vorsichtiger!"

Pietro wußte nicht, was er denken sollte. Hatte er früher geträumt, oder träumte er jetzt? — Bittere Thränen vergoß er über die Verblendung des Marchese, welcher für seinen, wie es schien, felsenfesten Glauben auf die Treue seiner Gemahlin, so schlecht belohnt wurde. Tief kränkte es ihn, sich so schnöde abgewiesen zu sehen. Die Ehre des Hauses, dem er diente, ging

ihm über Alles; der Marcheſe ſelbſt konnte dafür nicht ernſtlicher bedacht ſein, und nun wurde eine Entdeckung, die ihm manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet, zu der er ſich erſt nach ſo ſchwerem Kampfe mit ſich ſelbſt entſchloſſen hatte, ſo übel, ja, was ihn noch mehr verdroß, ſo leicht aufgenommen, als ob es einen Spaß gälte.

„Aber vielleicht" — ſprach er zu ſich ſelbſt — „iſt es dem Marcheſe mit ſeiner Gleichgiltigkeit nicht ernſt! Erſchüttert war er, tief erſchüttert; auf ſeinem Geſichte malte ſich mehr, als Unwillen gegen meine Vermuthung! Er will vielleicht nur nicht glauben bis er Ueberzeugung hat und handeln kann! Wolan! Iſt's auch ein undankbares Geſchäft, der Rache und Vergeltung das Thor zu öffnen, ſo will ich's doch thun. Für einen Verleumder ſoll der alte Pietro nicht gelten!"

Der Marcheſe fand keine Ruhe. Pietro's Entdeckung hatte ihm nun beſtätigt, was er lange ſchon ahnte. Raſch entſchieden, hatte er ſeinen Entſchluß bald gefaßt. So leidenſchaftlich er ſeine Gemahlin bisher geliebt, ſo ſchnell war dieſe Liebe wie durch einen Zauberſchlag gebannt. Nur Gewißheit wollte er haben, um dann männlich ſich zu rächen. Seine Gemahlin aufzugeben, wenn er von ihrer Untreue überzeugt wäre, ſtand unwiderruflich feſt in ihm. Aber ſeines Hauſes Ehre ſollte darunter nicht leiden. Niemand, ſelbſt nicht Pietro, ſollte ſagen können: „Marcheſe Luigi hat ein treuloſes Weib; er iſt betrogen worden und hätte, ohne ſeines Dieners Wachſamkeit, nichts davon gemerkt!" Die ſchreckliche Kataſtrophe, wenn ſie ſchon nicht zu vermeiden wäre, ſollte auf den unbefleckten Glanz ſeines Hauſes keinen Makel werfen. Ueber dieſem Plane brütete er Tag und

Nacht. In ſeinem Innern kochte und tobte es, wie in den Eingeweiden eines Vulcans; aber ſein Antlitz ſchien ruhig und ein glücklich erborgtes Lächeln ließ den beißenden Hohn, der ſich ihm oft unwillkürlich auf die Lippen drängte, nicht zum Durchbruche kommen.

Aber die Augen ſchuldbewußter Frauen ſehen ſcharf und richtig. So hatte auch Giulietta längſt bemerkt, daß mit ihrem Gemahl eine Veränderung vorgegangen war. Fein und liſtig glitt ſie über dieſe Vermuthung weg; begegnete ihm zärtlich wie ſonſt; berührte alle ſeine ſchwachen Seiten und zuckte vorſichtig wieder zurück, wenn ſie merkte, daß er von irgend einer zugänglich zu ſein aufhörte, um nicht durch auffallende Annäherung ſich verdächtig zu machen. Manchmal fiel die Rede auf Forli. Sie blieb Meiſterin ihrer Mienen, ihres Erröthens, ihres Athmens. Sie lenkte nie ab, wenn der Marcheſe von ihm ſprach; heuchelte, ohne ungerecht zu ſein, die größte Gleichgiltigkeit und benahm ſich ohne Zwang, ſo, daß ſie ſelbſt die feſteſte Ueberzeugung von ihrer Untreue hätte zum zweifeln bringen können.

Es war wieder Jagd angeſagt. Tagsvorher ſuchte Pietro in der größten Unruhe, ſeinen Herrn überall auf; aber erſt Abends konnte er ihn allein finden. Er ſprach nichts, ſondern übergab ihm nur mit zitternder Hand einen Zettel.

Der Marcheſe entfaltete ihn. Es war die Hand ſeiner Gemahlin; keine Aufſchrift, keine Unterſchrift, kein Siegel; der Inhalt folgender: „Der Marcheſe argwöhnt, ich möchte ſagen: er weiß Alles! Fürchtet aber nichts; er iſt in meiner Hand! Klugheit iſt nöthig. Morgen iſt Jagd. Kommt gewiß, damit wir uns beſprechen können. Liebe ſcheut keine Gefahr!“

Ruhig ſteckte der Marcheſe den Zettel zu ſich; maß den alten Pietro mit durchdringendem Blicke; legte ihm die Hand auf die Schulter und ſprach mit ſanfter Stimme: „Alter, was

hat dir mein armes Weib gethan, daß du Complotte gegen sie schmiedest?"

„Ich, Signor? — Um Gottes willen, ich begreife Euch nicht! Ihr seid fürchterlich verblendet oder fürchterlich — verschlossen."

Der Marchese zuckte zusammen; dieser Blick des Alten in sein Herz kam ihm unerwartet. Er faßte sich schnell und fuhr fort: „Gesteh' aufrichtig, du hegst einen geheimen Groll gegen Signora! Aber umsonst! — Giulietta ist treu; ich weiß es, und Niemand wird mich des Gegentheils überführen können! Dieser Zettel ist dein Werk!"

„Wollte Gott, es wäre so! — Ich fand den Zettel. Signora streute ihn am Gartenthore aus, weil sie sich unbelauscht glaubte. Im nahen Gebüsche rauschte es; ich streifte vorüber. Des Grafen Diener lag auf der Lauer. Ist's Euch genug?"

„Genug, Schwachkopf, — um mir nichts zu scheinen! — Morgen ist Jagd, wie gewöhnlich. Du aber merke dir's! — Laß' dieses Zeug. Giulietta ist treu, rein, unschuldig. Luigi ist nicht betrogen; die Ehre unseres Hauses hat Niemand befleckt, und wagt Niemand zu beflecken."

Er winkte dem Diener, abzutreten. Dieser aber hielt sich nicht länger, fiel auf die Knie, ergriff krampfhaft des Marchese Hand, und rief mit Schluchzen und Thränen: „Signor, ich bin ein alter Sünder! ich habe viel, viel auf meinem Gewissen! Der Gerechte fällt siebenmal im Tage! Aber so schlecht, so verworfen bin ich nicht, daß ich zum Verleumder geworden wäre am Hause meines Wolthäters! Nein, Signor, diese Schmach, erlaubt mir, diese kann ich nicht auf mir haften lassen! Was ich sage, ist wahr, leider wahr! Ich habe gehört, gesehen! Wenn's keinen Teufelsspuk gibt, wenn nicht Menschen andere Körper annehmen und zugleich da und dort sein können, so hab' ich mich nicht getäuscht,

ſo ſeid Ihr betrogen! — Gewährt mir nur Eines! Schafft Euch Ueberzeugung! — Mein graues Haupt mögt Ihr mir abſchlagen, ſtückweiſe mögt Ihr mich zerreißen laſſen, wenn ich Euch hinführe und ſage: Da iſt er, da überzeugt Euch, daß ich kein Verleumder bin! — Und Ihr fändet doch, daß ich log! Signor, auf meinen Knien beſchwör' ich Euch, thut mir nicht Unrecht! Es drückt mir das Herz ab, wenn ich glauben ſoll, daß Ihr Euch von mir betrogen wähnt, während ich darauf ſterben will, daß Ihr es von Signora, von Euerm Freunde ſeid! Stellt Euch morgen, als ob Ihr auf die Jagd ginget, kehrt heimlich zurück, harrt des Zeichens das ich Euch gebe, und überzeugt Euch dann, daß es mir nur um Eure Ehre zu thun war, und daß Pietro kein Verleumder iſt!"

Der Marcheſe fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, als ob er ſich beſänne.

„Wolan", ſprach er, „alter Knabe! Weil du nicht nachgibſt, dich nicht belehren laſſen willſt, ſo geb' ich nach, und will den Schwank mitmachen; meine Giulietta kann ja dabei nur gewinnen! — Ich kehre morgen unvermuthet zurück, erwarte dein Zeichen, laſſe mich von dir führen und lenken, wie du willſt. Aber das merke dir, wenn ich finde, daß du gelogen haſt, daß meine Frau unſchuldig iſt, — (und ich bin überzeugt, ich werde das finden!) — dann haſt du meinem Hauſe am längſten gedient; dann kannſt du in die Dienſte eines andern Herrn treten, der deine Wachſamkeit beſſer zu würdigen weiß! Willſt du es auf dieſe Gefahr wagen?"

„Ja!" rief Pietro nach kurzem Beſinnen. — „Es gilt die Ehre des Hauſes, dem ich ſo lange treu gedient habe, — und auch ein treuer Diener hat ſeine Ehre! Wenn ich Euch, Signor, falſch berichte, ſo will ich den Reſt meiner Tage brotlos, in Jammer und Elend zubringen."

Der Marcheſe hatte ſich mit ſeinem Jagdroſſe kaum hinter dem nächſten Hügel verloren, als wirklich der Graf Forli ſich einfand. Vorſichtig ſchlich er dem Gartenpförtchen zu, welches er bereits geöffnet fand, und klatſchte unter dem Fenſter der Signora dreimal in die Hände. Ein kleiner Schlüſſel flog herab und verſchaffte dem Ehrenräuber Eintritt durch die Thüre, welche aus dem Seitenflügel des Schloſſes in die Hauptallee des Parkes führte.

Pietro hatte mit Luchsaugen Alles beobachtet. Ungeduld und Unwille verzehrte ſein Herz. Mit aufmerkſamen Blicken lauerte er, im Gebüſche verborgen, bis er ſeiner Sache ſo ſicher wäre, daß Niemand mehr der Signora Treuloſigkeit läugnen könnte. Nichts entging ihm. Jede Thüre kannte er am Zuklappen; er wußte, was jedes Fenſteröffnen, jede Regung eines Vorhanges, jedes Verſchieben eines Blumentopfes zu bedeuten habe. Aus Vorſicht beging Signora Giulietta, um jeden Verdacht von ſich abzuwälzen, die Unvorſichtigkeit, nie eine Thüre zu verriegeln. Uebrigens machte ſie aus des Grafen Beſuchen kein Geheimniß, um die Dienerſchaft glauben zu machen, daß es keine heimlichen ſeien, ſondern daß ihr Gemahl darum wiſſe. Daher nahmen die Hausleute auch wenig Rückſichten auf die Beſuche. Nur Pietro ließ ſich nicht täuſchen. Er war ein alter Zeuge der Strenge, mit welcher im Hauſe des ältern Luigi über Verhältniſſe dieſer Art geurtheilt wurde; er wußte wie unverletzlich ihm die Ehre war, und wie er Jeden, der ſie anzutaſten gewagt hätte, fürchterlich beſtraft haben würde. Jetzt aber — er konnte ſich's nicht verhehlen — leitete auch Rache ſeine Schritte. Giulietta war Urſache, daß er für einen Verleumder gelten ſollte. Das konnte der alte Hitzkopf nicht ertragen. Er mußte ſich reinwaſchen, und wäre es mit dem Blute ſeiner treuloſen Gebieterin. Leiſe, als ob ſeine Schuhe mit Filz beſohlt wären, ſchlich er ins Schloß, um den rechten Augenblick zu erlauſchen.

Giulietta empfing den Grafen Forli wie gewöhnlich in einem Gemache im zweiten Stockwerke des westlichen Eckthurmes. Ein Corridor, auf welchem ein kleines Pförtchen die Wendeltreppe verschloß, die in den Garten hinabführte, lief in einen geräumigen, durch eine einzige Thüre zu schließenden Vorsaal aus, aus dem man in jenes Seitengemach gelangen konnte. Ein einziges Fenster erhellte dasselbe. Es gewährte die Aussicht auf das gegenüberliegende Waldgebirge, an dessen Fuße ein wildschäumender Strom vorüberrauschte, der den Thurm mit brausenden Wogen bespülte, und eingezwängt von spitzigen Felsen ungestüm dahinschoß. Hier dünkte sich die Schloßfrau sicher, denn aus demselben konnte sie jeden Menschen bemerken, der aus dem Gebirge, in welches die Jagd sich immer tiefer verlor, herabkam und über die Brücke ging. Von dieser Seite hatte sie daher keine Ueberraschung zu befürchten und Hausleute glaubte sie durch ihr zwanzloses, unverstecktes Betragen für jeden Verdacht unzugänglich gemacht zu haben. Fern über die Berge her schollen die langgedehnten Klänge des Hifthorns, jede Scheu verbannend; dumpf wie lüsternes Girren, brauste der Waldstrom und ein kühles Schmeichellüftchen wehte kosend durch das offene Fenster.

Pietro hatte sich unbemerkt bis zur Pforte jenes Gemaches geschlichen und das Paar belauscht. Seiner Sache gewiß, eilte er nun über den Vorsaal, den Corridor entlang und öffnete das Pförtchen zur Wendeltreppe, auf welcher sich schon, der Verabredung gemäß, der Marchese versteckt hielt. Er war indeß, ohne von irgend Jemand gesehen worden zu sein, zurückgekehrt und durch eben jene Thüre ins Schloß gekommen, welche Forli mit Giulietta's Schlüssel geöffnet und, um sich ungehindert wieder entfernen zu können, offen gelassen hatte. Pietro hatte diesen Weg ihm angedeutet.

Was in des Marcheſe Seele vorging, läßt ſich leicht denken. Sein ganzes Herz — war Rache; ſein Entſchluß aber, dieſe Rache ſo zu nehmen, daß die Ehre ſeines Hauſes ſelbſt vor Pietro's Augen unbefleckt bliebe, ſtand feſt.

„Signor, dort ſind ſie!“ — flüſterte Pietro, den Marcheſe mit Zittern am Arme faſſend.

„Wenn du lügſt“, — erwiderte der Marcheſe, drohend — „ſo iſt es um deinen Dienſt geſchehen!“

„Ich kann darauf ſchwören!“

„Keinen Meineid, denn ich wiederhole dir nochmals: meine Giulietta iſt unſchuldig, der Graf iſt nicht bei ihr! Beſinne dich, — noch iſt es Zeit, deine Verleumdung zu widerrufen!“

„Ich bin kein Verleumder! Ueberzeugt Euch, Signor! Der Graf iſt bei Signora!“

„Wolan! Ich gehe! Schreibe dir die Folgen ſelbſt zu!“ — Mit dieſen Worten ſchloß der Marcheſe das Pförtchen zur Wendeltreppe ab und zog den Diener zur Thüre, die in den Vorſaal führte.

„Hier bleibſt du ſtehen und hältſt Wache!“

„Das will ich gewiß gut!“

„Im Vorſaale iſt keine Pforte, durch die er entkommen könnte, — nicht wahr?“

„Keine!“

„Auch im Thurmgemache iſt kein Seitenpförtchen?“

„Keines!“

„Ich ſchließe hinter mir ab; wenn du Wache hältſt, kann er unmöglich entrinnen!“

„Unmöglich!“

„Und er iſt bei Giulietta ſagſt du?“

„So wahr ich Pietro heiße, ich ſah, ich hörte ihn!“

„Wolan! Ich will dich überzeugen, daß du lügſt!“

„Behüt' Euch Gott, daß Ihr den Anblick Eurer Schande gefaßt ertragt!"

Leiſe trat der Marcheſe in den Vorſaal und ſchloß hinter ſich ab. Der Alte hielt Wache vor der Thür.

„Nun hat er ihn!" — ſprach er zu ſich ſelbſt. Aber Alles blieb ſtill.

Der Marcheſe öffnete raſch die Thüre des Thurmgemaches, und trat wie ein Rachegeiſt vor das von Schreck verſteinerte Paar.

Der Marcheſe ſprach kein Wort, ſondern hielt ſeiner Gemahlin mit der Linken den Zettel vor, den ſie an Forli geſchrieben und ſetzte dieſem eine Piſtole auf die Bruſt. Jetzt erhoben Beide, von dem Bewußtſein ihrer Schuld entgeiſtert, bittend die Hände. Der Marcheſe winkte dem Grafen, mit rollenden Blicken, aufzuſtehen und ſeinen Hut zu nehmen. Er gehorchte und wollte ſprechen. Der Marcheſe hielt den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, daß er ſchweigen ſolle, und drängte ihn mit vorgehaltener Piſtole zum Fenſter. Der Graf ſchien nicht zu begreifen was Jener wolle. Jetzt deutete der Marcheſe gebieteriſch hinab in die Tiefe und hielt ihm die Piſtole drohend vor die Stirne. Nun begriff ihn der Graf. Da war keine Wahl, hier Tod und unten Tod; hier ſicherer Tod, unten mögliche Rettung. Mit einem Blicke der Verzweiflung auf Giulietta, die ohnmächtig zur Erde ſank, ſchwang er ſich aufs Fenſter — und ſauſte hinab in den ſchäumenden Strom.

Die ſtumme Rache war vollbracht. Mit kräftigem Arme hob der Marcheſe ſein treuloſes Weib vom Boden auf und legte es auf das Ruhebett, wo es in todtenähnlicher Erſtarrung dahin-

lag. Er ſelbſt athmete tief auf, ſammelte ſeine Sinne wieder und riegelte die Thüre auf. Das Alles war das Werk weniger Minuten geweſen.

Pietro ſtand erſtarrt, als er den Marcheſe allein herauskommen ſah.

„Um Gotteswillen!“ — rief er — „Ihr habt doch keinen Doppelmord begangen, weil Alles ſo ſtill iſt?“

„Geh hinein,“ — fuhr ihn der Marcheſe drohend an — „ſuche du den Schänder meiner Ehre, ich hab' ihn nicht gefunden. Aber wecke mir meine gute treue Giulietta nicht, ſie ſchläft!“

Pietro zögerte, aber der Marcheſe zwang ihn vor ſich her, mit den Worten:

„Jetzt will ich hier Wache halten!“

Mit geſchärftem Blicke umherſpähend, trat Pietro in den Vorſaal; er war leer. Er ging weiter, trat vorſichtig ins Thurmgemach, — aber der Graf war nicht da. Giulietta lag in feſten Schlummer verſenkt, wie es ſchien, und regte ſich nicht. Mit ängſtlicher Haſt durchſpähete Pietro jeden Winkel des Gemaches, öffnete mit leiſer Hand jeden Schrank, zog den Vorhang von jeder Blende, — Giulietta war allein, — Forli nirgend zu finden! Wol fiel Pietro's Blick auf das offene Fenſter, unwillkürlich ſah er hinab in die grauenerregende Tiefe; aber Thorheit ſchien es ihm, nach dem Flüchtlinge da zu ſpähen, wo kein Strauch auf kahlem Felſen, kein Grashalm an der glatten Wand des Thurmes einen Anhaltspunkt darbot.

Wüthend ſchlug er ſich vor ſein graues Haupt, wankte faſt ohnmächtig aus dem Gemache, und rief, als ihn der Marcheſe mit ironiſchem Lächeln fragte: ob er ihn gefunden habe? — zähneknirſchend:

„Signor, mit dem iſt der Teufel! Er — iſt verſchwunden!“

„Er war nie hier, Narr!“ — antwortete der Marcheſe — „Giulietta iſt unſchuldig, du biſt entlaſſen. Da — nimm! Weil du meinem Vater treu gedient haſt, ſo ſollſt du deinen Lebensreſt nicht in Noth und Elend verleben. Dieſe Börſe ſichert deine Zukunft. Aber merke dir's, daß die Frauenehre ein heiliges Gut iſt, das man nicht unvorſichtig antaſten ſoll. Biſt du nun überzeugt, daß Giulietta unſchuldig iſt?“

„Signor, ich bin von nichts mehr überzeugt!“ — ſtammelte Pietro, deſſen Haupt wüſt und ſinnlos war. — „Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich der alte Pietro bin!“ —

Tief erſchüttert verließ er das Schloß und verlebte den Reſt ſeiner Tage in Abgeſchiedenheit Wiewol er für ſich feſt überzeugt war, wiewol ſein Herz ihm ſagte: Giulietta ſei treulos geweſen; ſo konnte er doch ſeinen Augen nicht widerſprechen und hätte wider Willen Giulietta's Ehre vor aller Welt vertheidigen müſſen. Nur das Bewußtſein, nicht ganz ohne Rachegefühl gegen ſeine Gebieterin, die ihm minder hold war, gehandelt zu haben und inſofern wenigſtens zum Theil nicht ganz ohne eigenes Verſchulden zu leiden, machte ihn dieſe kränkende Zurückſetzung erträglich. Nur von fern zuckte es manchmal durch ſeinen Kopf, daß er doch recht geſehen und der Marcheſe nur auf kluge Weiſe, welche zu ergründen er ſich freilich umſonſt bemühte, die ganze Ehrenſache geräuſchlos abgethan habe.

In dieſer, für ſein Gewiſſen ſo tröſtlichen Ahnung beſtärkte ihn die Nachricht, daß Giulietta zehn Monden nach dieſem Falle vom Marcheſe zu ihren Eltern geſendet worden und bisher nicht zurückgekehrt ſei. Niemand fand darin etwas Arges; man erzählte ſich, es ſei aus Geſundheitsrückſichten geſchehen. Auch

ſprach der Marcheſe fortwährend mit der größten Achtung und Liebe von ſeiner Gemahlin, reiſte öfter ab um ſie, wie er vorgab, zu beſuchen, und theilte das Geheimniß Niemanden mit, als ſeinem Tagebuche. Nur Pietro ſchöpfte Verdacht, aber er hütete ſich wol, irgend etwas davon laut werden zu laſſen. Was mit dem Grafen Forli geſchehen ſein mochte, wußte Niemand. Er blieb verſchollen und verſchwunden.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

I. Oesterreichische Volkshymne 1

II. Des Gabriel Faërnus Fabeln.

Vorwort des Uebersetzers 7
Ueber Gabriel Faërnus 10

Des Faërnus Fabeln. Erstes Buch.

Der weise Maulwurf 17
Die beiden Hunde . . . . . —
Der Wäscher und der Köhler 18
Die Krähe und die Schwalbe . . . . . —
Die Schnecken 19
Der Fuchs und die Traube . . . . . —
Der Fuchs und die Maske 20
Die Henne und die Schwalbe . . . . . —
Der Esel mit dem Götterbilde 21
Die ertrunkene Gattin . . . . . —
Die Fliege 22
Der Rabe und die Schlange . . . . . —
Die Hoffnung 23
Der verwandelte Fuchs . . . . . —
Der Wolf und der Kranich 24
Jupiter und die Schnecke . . . . . —
Des Esels Sohn und der Wolf 25
Das Lamm und der Wolf . . . . . —
Der Wolf und der Fuchs 26
Der Rabe und seine Mutter . . . . . —

Des Faërnus Fabeln. Zweites Buch.

Der Aal und die Schlange 29
Die blödstolze Fliege . . . . . —

Seite

Der Wolf und der Esel 30
Der Bauer und der Reiter . . . . . —
Das Eselein und der Eber 31
Die Aelster und die Vögel . . . . . —
Die Ameise und die Grille 32
Das Eselein und der Fuchs . . . . . —
Der Knabe und der Skorpion 33
Der Sterndeuter . . . . . —
Der getäuschte Hund 34
Das übermüthige Maulthier . . . . . —
Veränderter Wunsch 35
Merkur . . . . . —
Der Tod und der Greis 36
Der Pfau und die Dohle . . . . . —
Der Festtag und der Werktag 37
Die Hunde . . . . . —
Die zwei durstigen Frösche 38
Der Geizhals . . . . . —

Des Faërnus Fabeln. Drittes Buch.

Der Prahler 41
Die beiden Esel . . . . . —
Der Hirsch und das Hirschkalb 42
Der Eber und der Fuchs . . . . . —
Der Wahrsager 43
Das Eselein, der Rabe und der Wolf . . . . . —
Der Fuchs und der Dornstrauch 44
Der Wolf und das Weib . . . . . —
Die beiden Jünglinge und der Koch 45
Die Mäuse und die Katzen . . . . . —
Der Fuchs und der Rabe 46
Die Ameise 47
Die Dohle . . . . . —
Die Nachbarfrösche 48
Die Hirschkuh und der Weinstock . . . . . —
Der Schwan und die Gans 49
Das Weib und der Arzt 50
Der Rinderhirt . . . . . —
Die Mäuse 51
Merkur und der Bildhauer 52

Des Faërnus Fabeln. Viertes Buch.

Das Pferd und der Esel 55
Der Satyr und der Mensch . . . . . —
Der Betrüger und Apollo 56
Die Krähe und der Hund 57
Der eherne und der irdene Topf . . . . . —
Der Fuhrmann und Herkules 58

Seite
Das Schwein und der Hund 59
Der Löwe und der Fuchs . . . . . —
Der Aff' und der Fuchs 60
Jupiter und Minerva 61
Das unzufriedene Eselein . . . . . —
Der verständige Hund 62
Die Katze und der Hahn 63
Der Taucher, der Dorn und die Fledermaus . . . . . —
Der Löwe, der Esel und der Fuchs 64
Richter Momus 65
Die Fledermaus und der Marder . . . . . —
Der Esel und das Pferd 66
Der Hund und der Wolf 67
Der Vater und die Söhne 68

Des Faërnus Fabeln. Fünftes Buch.

Das Rohr und der Oelbaum 71
Hund, Hahn und Fuchs 72
Die beiden Hunde und der Koch . . . . . —
Der Aff' und der Delphin 73
Der Räuber und seine Mutter 74
Der Landmann und Jupiter 75
Der Holzhauer und Merkur 76
Der geschundene Wolf 77
Fuchs und Adler 79
Die Lerche 80
Der Vater, der Sohn und der Esel 81
Der Löwe, der Fuchs und der Esel 83
Der Fuchs und der Igel 84
Aesop und der Sieger im Kampfspiele . . . . . —
Der Hahn und die Katzen, als seine Sänftenträger 85
Aesop und der Knecht auf der Flucht . . . . . —
Der hungrige Bär 86
Der Fuchs . . . . . —
Der Finkler und die Lerche 87
Die Schlange und die Eidechse 88

III. Aus dem dichterischen Nachlasse.

Lyrisches und Epigrammatisches.

Ein belauschtes Paar 93
Abgeschlossenheit 94
Winternacht 95
Albumblatt 99
Nach übler Laune 101
Verkappter Egoismus . . . . . —
Zum 20. April 1873 103

Seite

Französische Volkslieder.

Der Liebesbote 109
Ausmarsch 110
Santa-Clara 111
Am klaren Quell 113
Todtenklage 114

IV. Novellen und Erzählungen.

Erste Abtheilung.

Vier Gänge nach dem Strande 119
Rosalina 129
Dr. Faust am Niederberge 157
Der Vogel Curios 199
Das Uhrmacherhaus 243
Der Leiermann 259
Der Kampf um die Braut 269
Der tödtliche Knopf 279
Ein Tag auf der Glashütte 287
Stumme Rache 307

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

PT
2516
S9
1877
V.5

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305